Heinrich Zschokke's

ausgewählte

Historische Schriften.

In sechszehn Theilen.

Fünfter Theil.

Geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. — Ueber das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat. — Vom Asylrecht.

Zweite verbesserte Auflage.

Aarau 1830.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Geschichtliche Darstellung

der

Ausbreitung des Christenthums

auf dem Erdball.

Diese kleine Schrift erschien zuerst in der Zeitschrift: **Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit**, Jahrgang 1819, und wurde wieder besonders gedruckt. Man ist schuldig, diese Anzeige zu geben. Denn mit ihr wird zugleich die Ursache bezeichnet, warum der Verfasser in Vielem nicht ausführlicher gewesen, da es ihm wahrlich an Stoff nicht gebrechen konnte; oder warum er nicht umständlich alle Quellen genannt, aus denen er schöpfte. Beides schien jener Zeitschrift nicht ganz angemessen, und wird auch wohl von den wenigsten Lesern begehrt.

Wie zusammengedrängt, oder unvollständig immerhin diese **Uebersicht** des großen Gegenstandes gegeben worden sein möge, der nicht mehr oder weniger jeden anziehen muß, dem seine Religion das edelste Gut des Gemüthes ist, kann es doch sein, daß sie, in Ermangelung des Bessern, Nutzen stifte. Vielleicht erweckt sie in einem geistreichen Manne den Gedanken, mit der ausführlichen Geschichte der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch alle Welttheile, ein Gegenstück zu **Raynals** Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes zu liefern; wohl würdige Aufgabe für deutschen Ernst, Scharfsinn, Fleiß und unbefangenen Sinn.

Denn die Geschichte von Verpflanzung des Christenthums in die fernsten Gegenden ist die Geschichte der Gesittung aller Nationen; Geschichte der Geistesfreiheit, der

ächten Veredlung des menschlichen Geschlechts; Geschichte der großen ins Ewige fortdauernden Revolutionen der Geisterwelt, mit denen sich weder an Umfang noch Wirkung die Revolutionen der Staaten, des Handels, der Kriegskunst, oder irgend eines andern menschlichen Werkes vergleichen lassen. Vielmehr alle diese Erscheinungen und Verwandlungen der Völker-Verhältnisse sind erst Wirkungen von der Entwickelung des menschlichen Geistes. Und kein Sieg bei Zama, oder in den katalaunischen Feldern, oder (Karls des Martellen wider die Sarazenen) bei Poitiers, oder (wider die Napoleonische Macht) bei Leipzig, gestaltete die Welt so um, wie der Sieg eines beglückten Weisen über die Herrschaft eines allgemeinen Irrthums der Menschheit.

Viele treffliche Männer haben die Schicksale unsers Geschlechts, seit sich dasselbe seiner Vergangenheit durch Sage und Schrift bewußt ward, beschrieben, und aus höhern Standpunkten betrachtet; es scheint mir aber aus dem höchsten noch nicht. Der geistreiche Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ berührt ihn, meines Wissens, am nächsten. Aber er schilderte nur, beinahe möcht' ich sagen zu einseitig, den Einfluß des Physischen, der Klimate, Menschengattungen u. s. w. auf den Bildungsgang der Nationen und ihre Schicksale. Es bliebe noch übrig, aus der Darstellung der religiösen und wissenschaftlichen Begriffe der Völker, aus ihrer stufenweisen vor- oder zurückschreitenden Geistesfreiheit die Urquellen ihrer Zustände und Verhängnisse zu erkennen. Das wäre allgemeine Geschichte der geistigen Welt. Wie der Mensch, so

hat und erlebt auch die Nation nur das, was sie sich vermittelst des Gemüths bereiten kann.

Unstreitig würde die umständliche Geschichte von Verbreitung des christlichen Glaubens über alle Welttheile ein wichtiger Beitrag dazu werden können. Wenn nun schon der hier gegebene Umriß, seiner Natur nach, nicht eben das leisten kann, dürfte er dennoch wohl mehr, als bloße Stillung der Wißbegier oder Neugier, gewähren. Er kann vielleicht in mancher Brust die Ueberzeugung von der Göttlichkeit und ewigen Wahrheit des Christenglaubens erfrischen, und als Erklärung der bedeutsamen Rede dienen: Gottes Wort bleibt ewiglich. Er kann vielleicht in manchem Herzen den Glauben an die Selbstoffenbarung der Gottheit in der Geisterwelt stärken, indem wir kein Volk finden, in welchem nicht schon hellere oder dunklere Vorstellungen von göttlichen Dingen leben. Er kann dem philosophischen Geschichtsforscher Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen von mancherlei überraschenden Verwandtschaften des christlichen Kirchenglaubens mit den heidnischen Mythen gewähren, z. B. daß der aus Gott hervorgegangene, Mensch gewordene Sohn auch bei verschiedenen heidnischen Nationen von einer Jungfrau geboren worden u. s. w. Er kann vielleicht mitwirken, die gegenseitige, noch immer rege, unduldsame Verachtung christlicher Kirchparteien zu schwächen. Denn gleichwie man auf Reisen, im Anblick mannichfaltiger Bildungen und Sitten der Städte und Länder, am leichtesten mancherlei Vorurtheile des Geburtsorts von sich wirft: so wird man christlich-höher, wenn man Leben und Treiben von allerlei Kirchparteien in den verschiedensten Weltgegenden überblickt, und wie

sie, des Wesentlichen uneingedenk, nur um Ausserwesentliches hadern.

Vorzüglich aber wird klar, warum die Sendungen zu den Heiden so selten ihren vollen Zweck erfüllen, und welche Verbesserungen ausführbar und wünschbar sein würden; — wie viel noch übrig sei zu thun für die allgemeine Veredlung der Menschheit durch das Christenthum, und wie ehrwürdig die Bemühungen jener Missions-Anstalten sind, welche (unbekümmert um das schnöde Urtheil des gemeinen Haufens, der sie verkennt) im Stillen zur Aufklärung und Vermenschlichung der Wilden fortwirken. Höheres, als dies, kann kein Sterblicher verrichten; denn wer es verrichtet, folgt, als ein neuer Bote des Himmelreichs, den Schritten seines göttlichen Meisters.

Zu solchem Heldensinn und Erlöser-Geschäft aber fromme Jünglinge und Männer zu begeistern; oder christliche Fürsten und Fürstinnen zu erwecken, mit Freigebigkeit das heilige Werk der Welt-Erleuchtung und Welt-Gesittung zu befördern; oder für Verbreitung des Christus-Glaubens unter den Wilden mehrere Vereine wohldenkender Männer auch in Deutschland zu veranlassen, wie dergleichen zahlreich und hochwürdig in Großbritannien dastehen: solch eine köstliche Frucht von seiner unvollkommenen Arbeit zu sehen, ist dem Verfasser wohl zu wünschen, aber nicht zu erwarten erlaubt.

Eingang.

Man schreibe keineswegs die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Ordnungen der Macht ihres Himmelstrichs und Bodens zu. Dieser Welttheil war lange ein unermeßliches Scythien, als Indien, China, Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Griechenland schon in Kenntnissen, Gewerben und Sitten groß standen. Aber er schwang sich nach Verlauf der ungeheuern Völkerkriege und Völkerzüge weit über die asiatischen und afrikanischen Staaten empor, weil ihm das Christenthum geworden. Im Morgenlande erblicken wir über Trümmer des Gewesenen traurigen Stillstand des menschlichen Geistes, gebeugt durch Knechtschaft und Sultanenthum.

Wer weiß, wenn die Lehre des Göttlichen von Nazareth ihre Richtung ostwärts oder südwärts genommen hätte, statt gegen Mitternacht und Niedergang, ob dort nicht heute die gebildetsten Völker des Erdballs herrschen würden, während wir neben ihnen Halbwilde geblieben wären? Denn warum richteten sich Griechenland, Asien, Aegypten und Karthago nach den Völkerwanderungen nicht so schnell und kraftig wieder auf, als Italien,

Gallien, Süddeutschland? — Dort endeten Mungalen und Muhamedaner die allgemeine Umwälzung. Aber die Eroberer Italiens, Galliens, Deutschlands: Gothen, Longobarden, Franken, waren schon Christen.

Das Geistige ist in der uns bekannten Natur das Höchste; und der religiöse Gedanke das Höchste vom Geistigen. Es ist, unsers Wissens, noch kein Volk ohne Achtung des Ueberirdischen gewesen. Selbst die Vielgöttischen und Abgöttischen, welche die Macht des höchsten Wesens unter selbstgeschaffenen Bildern, oder im Glanze einzelner Naturerscheinungen mit roher Einfalt verehren, — sie ahnen, fürchten, lieben, was wir.

Es entsprangen mit dem Beginn der Völker und Reiche mancherlei Vorstellungsarten von himmlischen Dingen. Aber was Christus dem menschlichen Geschlecht gegeben, ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil es eben so sehr mit den innersten Ordnungen der Natur, als mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht; daher allen Erdstrichen, wie allen Zeitaltern gemäß ist; durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, Alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn es ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geisteserre-

gung, Geistesstärkung. Es ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zum Grunde liegt. Es durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen, und mit der Sehnsucht zu ihm. Es reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht.

Ausbreitung des Christenthums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — ist mithin Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit! Man kann folglich nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des Alles verklärenden Gottesreiches zu wollen, und mit Entzücken die Veredlung unsers Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen.

Von ungefähr zehn- bis zwölfhundert Millionen Menschen, welche gegenwärtig den Erdkreis bewohnen mögen, sind kaum zweihundert Millionen, welche das Christenthum bekennen; noch weit weniger erkennen es. Welch unermeßliches Feld bleibt der erhabensten Art der Wohlthätigkeit offen!

Schon Großes leistete Europa den übrigen Welttheilen in Rücksicht der Mittheilung göttlicher

Aufklärungen über die theuersten Angelegenheiten der Menschheit. Seit Jahrhunderten wanderten tausend fromme Männer aus in alle Indien, das Licht Gottes dahin zu tragen. In den Städten Europens ward für Gesittung, Kunst und Wissenschaft der Völker in den fernsten Erdstrichen gearbeitet. Im Hallischen Waisenhause bildeten sich Lehrer beider Indien. Paris und Neapel unterrichteten Chinesen und Araber. Rußland machte Irkutzk zur Hochschule für Tartaren und Japaner. Mehr, denn alle, leistete Rom. Hier sandte die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens seit dem siebenzehnten Jahrhundert Gottesboten in alle Welt, die nur für dieses Ziel vorbereitet waren. In mehr denn dreißig aussereuropäischen Sprachen wurden von dieser Kongregation Werke gedruckt. Mit ihr verbunden arbeitete das Seminarium zur Ausbreitung des Glaubens; wetteifernd daneben dir Kongregation der Priester von den auswärtigen Missionen; das französische Seminarium zu Missionen an auswärtige Volker, so wie die französische Kongregation vom heil. Sakrament.

Noch ist der edle Eifer nicht ermattet. Abermals, wie einst im Mittelalter, erwacht er zur Fortpflanzung der christlichen Religion mit neuem Leben in Britannien. Welche ungeheuere An-

stalten sind dort, seit Ende des achzehnten Jahrhunderts, durch fromme Privatleute für Erleuchtung der Wilden und Halbwilden jenseits der Weltmeere begonnen! Ihre Begeisterung weckte die Begeisterung anderer Völker Europens. Selbst Amerika sendet nun schon Lehrer des himmlischen Wortes ins Innere Asiens und der Inseln. Dieser Zug des Zeitalters ist einer der ehrwürdigsten im Bilde desselben. Der Versuch, wie unvollkommen er auch sein möge, den gegenwärtigen Stand der Ausbreitung des Christenthums in den verschiedenen Welttheilen darzustellen, wird daher Vielen nicht unwillkommen sein. Was könnten wir der Betrachtung jedes großsinnigen Weltbeobachters Würdigeres darbieten?

I. Europa.

1. Ausbreitung des Christenthums in den ersten acht Jahrhunderten.

Es ist nicht schwerer in den Wundern der Weltgeschichte, als in den Wundern der Natur, den „Gottesfinger“ zu zeigen.

Die drei Jahre, in denen Christus, arm und verachtet, unter einem armen, verachteten Volke seine Lehre offenbarte, waren von den uns geschichtlich bekannten sechs Jahrtausenden unstrei-

tig der auserwählteste Augenblick. Nicht minder versetzt uns die nachfolgende Verkettung und Gewalt der Umstände, jenes weise berechnete Spiel der — Zufälle, wenn ihr's so nennen wollt, in Erstaunen, welche das Senfkorn der göttlichen Verkündung zum Lebensbaum zahlloser Länder und Völker erzog. Veraltende Throne und Religionen der Zeit, Ueberwinder und Ueberwundene, Völker aus unbekannten Wüsten hervorschreitend, gestalteten sich zuletzt nur zu Werkzeugen in unsichtbarer, unwiderstehlicher Hand, den einzigen, den großen Zweck zu erfüllen, für welchen Christus auf Golgatha bluten mußte. Doch hier ist nicht der Ort, den geheimnißreichen Faden zu verfolgen.

Die wenigen Männer, welche aus der Schule Jesu hervorgegangen waren, trugen das von ihm empfangene Licht bekanntlich mit eben so bewundernswürdigem Muth als Glück von Jerusalem aus durch benachbarte und entfernte Länder. Sie brachten es durch Syrien, durch Phönizien, durch das übrige Kleinasien nach Griechenland und Italien. Ob es Markus den Aegyptern, ob es Thomas oder Andreas dem Innern Asiens gegeben, wissen wir nicht. Doch sind die von den ältesten Kirchenschriftstellern aufbewahrten Sagen nicht unwahrscheinlich.

Denn schon im zweiten Jahrhundert un-

serer Zeitrechnung jauchzte der Märtirer Justin, wenn freilich noch zu vorschnell: „Es ist keine Völkerschaft, weder unter Griechen noch Ausländern, selbst unter denen nicht, die ohne bleibende Stätte in Zelten wohnen, bei welcher dem Vater und Schöpfer des Weltalls nicht im Namen Jesus, des Gekreuzigten, Gebet und Danksagung gebracht würden!"

Die hohe Klarheit und Einfalt, das aller Vernunft, allen Gemüthern innig Zusagende der neuen Religion, der Lebensadel und die Todesverachtung ihrer ersten Bekenner, gewannen ihr schnell zahlreiche Freunde und Freundinnen. Und neben dem Drangsal der Zeiten, und der Einheit des Weltreichs, dessen Herz Rom war, wohinzu, wohinweg Alles strömte, haben gewiß auch nicht wenig die bald von Asien nach Afrika, bald von Afrika nach Europa umhergeworfenen Legionen der Cäsarn zur Verbreitung des Christenthums mitgewirkt. Viele von den Kriegsmännern, welche keine Heimath, als die eroberte Welt hatten, und hinter jeder neuen Staatsgrenze neue Gottheiten, neue Verehrungsarten derselben fanden, mußten zuletzt Spötter des bunten religiösen Wirrwarrs auf Erden werden. In Rom begann der Unglaube mit der Heimkunft der Heere aus entfernten Reichsgegenden.

Mit der Ehrfurcht vor den alten Göttersagen

verging nicht in der Brust der Menschen die Ahnung höherer, überirdischer Wesen. Der Krieger von Bildung, überall in der Welt zu Hause, wollte aber einen von engen Ländergrenzen unabhängigen Weltgott und einen von den Priesterschaften der Völker unabhängigen Glauben. Was er dunkel fühlte, machte ihm die einfache Jesuslehre klar. Was er davon in Asien, in Aegypten, oder bei den Griechen lernte, lehrte er wieder in Gallien und Britannien.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise das Christenthum in vielen Gegenden Europa's einzeln bei den Völkern eingeführt oder vorbereitet worden sei. Wir wissen, daß die rechtglaubigen Bischöfe Britanniens nachmals in den schottischen Hochlanden eine Art Christen gefunden haben, der nichts vom römischen Papst und katholischen Kirchensatzungen bekannt war. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch die Legionen oder Kauffahrer selbst die Lehre Johannes des Täufers weit vom Ufer des Jordan in andere Gegenden verpflanzt worden sei. Denn dürfen wir den ältesten Urkunden und sinnbildlichen Gebräuchen der Freimaurer einigen Glauben beimessen, wird uns auffallend, daß diese in ihren Versammlungen und Bauhütten lange Zeit nichts von Christo und dem Kreuz gekannt zu haben scheinen, wohl aber, neben der heidnischen

Libation: Funde merum Genio! von Pythagoras sagten und noch mehr vom Johannes.

Man zählte im dritten Jahrhundert schon eine lange Reihe Christengemeinden, wie in Westasien und Nordafrika, auch längs den europäischen Küstenländern am Mittelmeer. Die heiligen Schriften der Christenheit wurden, wie in syrischer, ägyptischer und äthiopischer Uebersetzung, auch in lateinischer verbreitet. Die Gleichgültigkeit oder Huld einzelner Cäsaren oder Ortsobrigkeiten gegen die Anhänger der neuen Gottesverehrungsart gab denselben Zeit zur Befestigung in ihren Grundsätzen und zur Ausbreitung derselben. Doch weit mehr noch beförderte solches die Unklugheit einzelner gegen sie erhobener Verfolgungen. Ohne diese Verfolgungen wäre vielleicht die erste, heilige Begeisterung zu früh erloschen. Nun aber trugen Verbannte ihre Meinungen, derentwillen sie litten, in Gegenden über, wo man sie noch nicht kannte. Nun reizte Muth und Freudigkeit einzelner Märtirer die übrigen Christen zur schwärmerischen Kühnheit; die erstaunten Heiden zur Prüfung eines Glaubens, für welchen Männer und Weiber das Sterben süß fanden. Nun arbeiteten alle Bekenner um so thätiger, ihre Zahl in allen Ständen des Volks zu vergrößern: theils aus Frömmigkeit, theils aus der natürlichen

Neigung, die Wahrheit eigener Ueberzeugungen allgemeiner anerkannt zu machen; theils gegen künftige Gefahren, durch die Stärke ihrer Partei, gesicherter zu werden.

So geschah, daß das Christenthum in Europa mit wunderbarer Macht und Schnelligkeit verbreitet ward; daß ganze Ortschaften, ganze Legionen, selbst viele der angesehensten Staatsmänner und Feldherren christisch wurden, und sogar Kaiser Konstantin, welchen man den Großen nennt, es seiner Klugheit gemäß finden konnte, sich öffentlich für die bisher unterdrückte Glaubenspartei zu erkären. Obgleich beiweitem noch die große Mehrheit des Volks dem alten Heidenthum treu anhing, waren doch die Christen durch ihre Anzahl, durch ihren Einfluß, durch ihre Gelehrten und durch ihre verzweiflungsvolle Entschlossenheit in allen Enden des Reichs bedeutsam genug, daß sie die dankbare Schutzwehr eines oft erschütterten und unsichern Thrones werden konnten. Des Kaisers vielmächtige Thätigkeit, die seiner staatsklugen Erklärung folgte, verbunden mit dem rührigen Eifer seiner neuen Glaubensgenossen, entschieden. Die christliche Religion ward die herrschende des römischen Reichs im vierten Jahrhundert.

Cäsar Julian, den, in Erinnerung der untergegangenen Herrlichkeit Roms, die Gegenwart anekelte, versuchte noch einmal, doch vergebens,

das Unhaltbargewordene altrömischer Schulweisheit und Vielgötterei aufzurichten. Er verkannte das Christenthum (kein Wunder, denn schon ward es selbst von vielen Christen seiner Zeit, nur in anderm Sinn, verkannt); er verkannte sein Jahrhundert. Darum erfuhr er das Schicksal derer, die dem Geist ihrer Zeit widerstreben. Inzwischen empfingen auch Persien und Armenien, und die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Boten des Evangeliums. Ulphylas gab seinen Gothen in Moesien die Lebensbeschreibungen von Christo in ihrer Muttersprache; und der Aegypter Frumentius trug deren Inhalt jenseits der großen Wasserfälle des Nils durch die Sandwüsten nach Habesch.

Das Christenthum war in drei Welttheilen gegründet, aber das römische Reich ging in denselben unter. Vandalen und Gothen, Allemanen, Franken und Longobarden kannten Christum. Sie stifteten neue Reiche, keinen neuen Glauben. Vielmehr das Schrecken, welches im fünften Jahrhundert vor den entsetzlichen Hunnen herzog, vermehrte mit abergläubiger Furcht und Hoffnung die Neigung zahlloser Gemüther zum Christenthum, während beherzte Glaubenshelden nicht müde wurden, das Wort des Gekreuzigten, wie in den Gebirgen des Libanon und Antilibanus, und selbst

an den Küsten von Malabar, auch in den Wäldern der Deutschen und Iren zu verkünden.

Die Erschütterungen der europäischen Welt durch das Getümmel der Völkerwanderungen schadeten der Fortpflanzung des Christenglaubens nicht. Die damals lebten, konnten fürchten: Alles müsse wieder in Heidenthum nnd nordische Barbarei untergehen. Wir Spätere erkennen aber aus der Lösung der ungeheuern Verwirrungen, daß hier die Gewalt einer weisen Vorsehung waltete. Einige Augenblicke — denn was sind Jahrhunderte in der Ewigkeit? — ward das reine Licht schwächer, weil es sich zerstreuen mußte. Der Norden aber sollte den Süden zu neuem Leben erfrischen und verjüngen, und von ihm höhere Gesittung entlehnen.

Wie nun in den Abendländern die Lehre vom Kreuz ihre Herrschaft über die barbarischen Eroberer auszudehnen begann, verlor sie im siebenten Jahrhundert einen großen Theil des Morgenlandes. Hier war in Arabien ein neuer Glaubensstifter Muhamed aufgestanden, welcher die Wahrheit seiner Offenbarungen mit einem sieg-reichen Schwerte beurkundete. Er und seine Nachfolger liessen den Ueberwundenen nur die Wahl zwischen Annahme des Koran, oder der Knechtschaft und des Todes. So ward in Arabien, Syrien, Persien, Palästina, Aegypten, so im ganzen

Nordafrika das Christenthum ausgerottet; der Glaube des Propheten von Mekka allein gewaltig. Selbst Spanien lag von arabischen Waffen unterjocht; Frankreich, Helvetien, Italien schon bedroht, bis Karl, genannt der Martell, in der Schlacht bei Tours, ihrem Siegeslauf den Grenzstein setzte. Die That oder das Glück des Martellen rettete Frankreich und Deutschland vom Kalifat und Koran.

Geringer Gewinn schien daneben, wenn in derselben Zeit die Schotten Columban und Kilian, der Irländer Gallus, der Angelsachse Willebrod, desgleichen Winfried und Andere, einigen deutschen Völkerschaften, so wie den Leuten im helvetischen Gebirge, das Evangelium predigten und die Altäre des Heidenthums stürzten; oder wenn Kaiser Karl der Erste, sonst der Große geheißen, den Sachsen und Bewohnern der pannonischen Ebenen als ein christlicher Muhamed erschien, und sie mit der Schärfe des Schwertes bekehrte. Allein in der Weltgeschichte ist nichts groß zu nennen, aber auch nichts gering, sobald es mittelbar oder unmittelbar in das allgemeine Geisterleben einwirkt. Freilich der Verlust Jerusalems, Alexandriens, Antiochia's oder Karthago's ward, so schien es wohl für den Augenblick, schlecht vergolten durch den Gewinn, welchen die Christenheit an den Wildnissen des kleinen Helve-

tiens, Hessens, Thüringens und Sachsenlandes machte. Von eben diesen Gegenden aber ging nachmals die große kirchliche Umgestaltung im sechszehnten Jahrhundert aus, deren Wirkungen sich auf die entferntesten Welttheile erstreckten, und einen großen Theil Asiens, Amerika's und Afrika's dem Christenthume wieder erwarben.

5.

Verbreitung des Glaubens bis zu unserer Zeit.

Mit dem neunten Jahrhundert ward das Kreuz immer tiefer hinaus in den Norden gerückt. Ansgarius brachte es den Jütländern und Cimbern, den Dänen und Schweden; Rembert von Bremen es den Gegenden Brandenburgs, während Dalmatien, Moravien und Böheim es aufnahmen, und die Heidenschaft an der untern Donau bis in die Ukraine es durch Konstantinopels Eifer kennen lernte. Sogar schon in den Eisgefilden Islands und Grönlands ward Christus verkündigt. Die wilden Rügen in Pommerland, die noch wildern Normänner und Russen, wie die Sarmaten und Ungarn, sahen sich mit der Taufe ein Jahrhun-

dert später geweiht; und erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert die Finnländer, Livländer, Slaven, Letten und Preussen.

Alle diese, wie andere Bekehrungen, huben zu derselben Zeit zwar durch fromme Regungen christlicher Fürsten und Priester an; aber von Seite der Bekehrten wirkte seltener so mächtig die Ueberzeugung des Bessern, als die Staatsklugheit der heidnischen Fürsten, der Gehorsam ihrer Unterthanen, oder die Furcht beider vor den siegreichen Waffen der christlichen Nachbarn. Es ist bekannt, wie die Päbste, nachdem die Kreuzzüge in's Morgenland das heilige Grab nicht von den Händen der Sarazenen befreien konnten, Kreuzzeuge gegen das Heidenthum des Nordens befahlen. Es ist bekannt, mit welchen Grausamkeiten und unmenschlichen Gräueln die Krieger, zumal aus Deutschland, das Reich Gottes, wie sie es nannten, den tapfern Liven, Preussen, Letten u. s. w. aufnöthigten. Es geschah ungefähr in derselben Weise, wie es Karl der Heilige und Große den Sachsen gebracht hatte; wie es ein paar hundert Jahre später die Spanier und Portugiesen den Amerikanern predigten; oder wie Muhameds Nachfolger noch immer den Koran zu verbreiten fortfuhren.

Das an der blutigen Spitze des Schwertes dargebotene Christenthum war freilich nicht mehr

die Lehre Jesu; es war ein christliches Heidenthum. Die Barbaren vertauschten Götter ihres Vaterlandes mit Heiligenbildern der Fremde, lernten ein Kreuz schlagen, knien, und ein Gebet dazu. Daher war eben so wenig auffallend, in einem Jahre oft ganze Völkerschaften getauft, als sie wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig zu sehen, weil alte Gewohnheit nicht leicht gegen neue Uebung vertauscht wird. Die Preussen stritten bis in's vierzehnte Jahrhundert treu für die alten Götter.

Natürlich konnte das Christenthum jener Tage, wenn es Christenthum geheißen werden darf, keinen sichtbaren wohlthätigen Einfluß auf Gesittung und Geistesbildung der bekehrten Völker haben. Dennoch aber war der erste Schritt dazu gethan. Der Begriff von der Einheit Gottes, von der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes, von den Folgen menschlicher Handlungen nach dem Tode, ward allgemeiner. Wie verworren und roh auch dieser Begriff sowohl bei den Bekehrern als bei den Bekehrten sich gestalten mochte: es war der erste Lichtfunke in ihrer Geistesfinsterniß. Dazu kam, daß die gemeinsame Religion die halbwilden Völkerstämme mit mehrgebildeten in vertraulichern Verkehr brachte, und des Auslandes Erfindungen, Künste, Kenntnisse und bürgerliche Einrichtungen jenen bekannter machte. Mehr

zwar aus Furcht vor Fegefeuer, Hölle und Teufel, als aus Liebe zum höchsten Wesen und zum Guten, ward das, was die Kirche Sünde hieß, gemieden. Aber damals entwickelten sich allmälig auch die zarten Tugenden der Menschlichkeit, und die reinen Vorstellungen von Recht und Unrecht. Schneller, als man hätte erwarten dürfen, bereitete sich die Entwilderung des nördlichen Europa's neben der des südlichen. Schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert blühten in zahllosen Klosterschulen und Hochschulen die Wissenschaften mit verjüngter Kraft.

Was während des fünfzehnten Jahrhunderts im westlichen Ende Europens durch Vertreibung der muhamedanischen Mauren aus Spanien für die Christenheit an Raum gewonnen ward, ging an der südöstlichen Grenze durch Eroberung Griechenlands, vermöge türkischer Tapferkeit, wieder verloren. Die altberühmten Kirchen Konstantinopels, Thessalonichs, Korinths und Philippi's verwandelten sich in Moscheen und bis an die Grenzen Ungarns drängte der Koran das Evangelium zurück.

So blieb es ungefähr bis zu unserer Zeit. Mit Ausnahme der Türkei bekannte der ganze übrige Welttheil die Lehre Jesu. Denn auch Samogitiens Götzen wurden im fünfzehnten Jahrhundert größtentheils zertrümmert. Und in

der Türkei ward das Christenthum beiweitem nicht ganz vertilgt; mehr als die Hälfte der europäischen Unterthanen des Großsultans blieb christlich.

Von den hundert und achtzig Millionen Bewohner Europens gehören ungefähr hundert und neunundsechszig Millionen zu irgend einer der verschiedenen christlichen Kirchen. Von diesen herrscht die katholische in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, im südlichen Deutschland, in Polen und einigen Gegenden der Schweiz, wie der österreichischen Staaten; — die protestantische Kirche dagegen in Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preussen, Norddeutschland, Niederland und einem Theile der Eidsgenossenschaft, die alte, griechische Kirche im russischen Reiche. Europa hat kein Heidenthum mehr, als hin und wieder einzeln noch im äussersten Norden, in selten besuchten Eis- und Schneefluren der Lappen und Finnen.

3.

Schilderung des Lapp- und Nordlandes — Ueberbleibsel des alten Heidenthums — Versuche, die Nomaden unter den Polkreisen für das Christenthum zu gewinnen.

Jenseits des mitternächtlichen Polkreises und noch diesseits, wo das feste Land Schwedens und Norwegens, in vielfachen Buchten, Landzungen und Scheren zerrissen, gegen das Eismeer ausgeht, breitet sich der weitläufige Landstrich der Finn-, Nor- und Lappmarken aus. Er nimmt den Raum von ungefähr zehntausend Geviertmeilen ein; ist also an Ausdehnung nicht geringer, als Deutschland oder Frankreich. Aber nur eine schwache Bevölkerung belebt diese Gegenden, denen die Natur selten ihren freundlichen Blick gönnt. Im Durchschnitt mögen da vier Seelen auf eine Geviertmeile gezählt werden können.

Wie anders? Es ist ein rauher Boden, ohne Städte und Gewerbe. Die Länge und Strenge der Winter gestattet selten einer Getraideart zu gedeihen. Keine Baumfrucht blüht und reift da mehr. Während des tiefsten Winters erblicken die nördlichsten Landschaften sieben Wochen lang keinen Tag. Nur eine anderthalb- oder zweistündige

Dämmerung um Mittagszeit unterbricht die lange, traurige Nacht. Auch im höchsten Sommer sieht man die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt, der schon in einer Linie, dreitausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, unvergänglich ist.

Wie weit das Auge trägt, bietet sich ihm der Anblick kahler, weiter Ebenen an, deren Boden oft schönen Graswuchs, aber eben so oft auch meilenweite Moore zeigt, neben dürren, sandigen oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Fohrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden oder auf die Höhen tritt. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kjölen und Nordfelsen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fiällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf- bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meers.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) am Meere, wohnen die Lappen und Finnlappen. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der Kjölen scheidet

die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf Höhen, bald in Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welche alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthiere, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte und saftige nordische Brombeere (rubus articus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanze, Mondenscheine und Nordlichte fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzuge einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar ver-

letzt. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblicke eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an uralten Sitten und Meinungen.

Schon früh hatte man, von Norwegen und Schweden aus, versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. Jubmel blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; Perkel der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen

auch noch Asjik, der an die Asen der Edda mahnt, und Thor erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staube gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise, die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Ausserdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wundärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. Gustav I, König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt Picta in Westerbottn sogar eine Schule. Karl IX ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten; Gustav Adolf ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin Christina versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber blieben äusserst mangelhaft.

Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst dreizehn Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eins der Kirchlein gesehen.

Erst König Friedrich I von Schweden betrieb im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienste und Abendmahle beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im Jahre 1738 die Bibel ins Lappländische übersetzt, und eine besondere Sendungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahre 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die kaitomischen Lappen in der Luleamark, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeugten sich am störrigsten, bis der wackere Peter Högström Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft

geführten Hebräer hielt — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahr 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas v. Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergketten der Kjölen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Heilsboten ein. Bei seinem Tode im Jahre 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amte Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahre 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westeräs, Wisbye, Skara, Wexiö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappfinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden bei weitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentau-

send Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

4.

Beschluß.

Wie rauh Himmel und Erde unter dem Polkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äussern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist, wie jeder Hirt, Bergbewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbsfleißes ihn Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichtsthun gehört zu seinen bessern Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, versinkt sein Geist in eine Art Halb-

schlafs. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, daß er sich kaum Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige hieher geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Gleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die Fremden meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, Thätigkeit und Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche

Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize.

Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchdringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mächtiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden beurkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äussert, ist's ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in kirchliche Werkseligkeit, in leeres Aussenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

II. Asien.

1.

Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwildernden Völkerwanderungen das Christen-

thum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Zepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief ins Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gehört. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Bar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und gepredigt und getauft habe. Gewisser noch ist, daß Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen

einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen, treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verhaßt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tatarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte plötzlich die Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese

Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt der Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Kriegerruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten meistens noch mit gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfindige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Meinungsgegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Abubekr, Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die

unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien; man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte schickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Turkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhora ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und, unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem

Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und, über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagatai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlenk, und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette alter und neuer Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Muhameds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte nur noch bedeutungslose

und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuzfahrer gestiftet, hatte längst schon wieder sein Ende gefunden. Die Bekenner des Evangeliums lebten einzeln, zerstreut und geschmäht in den Gegenden Armeniens, Syriens und Kleinasiens unter türkischer Gewaltsherrschaft, die sich selbst über Konstantinopel und Griechenland, bald bis zur untern Donau gegen das Innere Europens ausdehnte.

2.

Zustand der Kirchparteien im türkischen Asien. — Katholiken, Griechen, Maroniten u. s. w. Ihre Verwilderung.

Noch heute beherrscht der Großherr zu Konstantinopel eine Länderstrecke von mehr denn vierundzwanzigtausend Geviertmeilen im abendländischen Asien. Von den eilf bis zwölf Millionen Seelen, welche diese Gegenden unter türkischer Hoheit bewohnen, sind kaum zwei Millionen Christen. Sie wohnen unter dem Stolze der Türken verachtet, aber mit edelmüthigerer Duldung behandelt, als die Protestan-

ten in Spanien und Portugal und andern katholischen Ländern, oder als in manchen protestantischen Gegenden Europens die Katholiken. Aber, wie in Europa, machen sich auch in Asien die Kirchparteien durch gegenseitigen Haß verächtlich, durch gegenseitigen Bekehrungseifer lächerlich. Nicht selten müssen türkische Schildwachten beim heiligen Grabe zu Jerusalem, wie uns neuere Reisende erzählt haben, die christlichen Andächtigen mit dem Stock zur Ordnung führen, wenn diese voll eifersüchtiger Frömmigkeit unter einander ins Handgemenge gerathen, und der nestorische Christ den katholischen verhöhnt, oder der katholische den griechischen.

Die Katholiken haben unter großherrlichem Schutze in Kleinasien, besonders im heiligen Lande, mehrere zerstreute Gemeinden und Klöster, die, so wie die Katholiken der europäischen und afrikanischen Türkei, unter kirchlicher Leitung von zehn Bischöfen und zwei Erzbischöfen ihres Glaubens pflegen. Von Mesopotamien, Bagdad und Bassora aus wurden bisher die meisten katholischen Bekehrungsanstalten auf die Syrer und Chaldäer gerichtet. Es wird im Innern der syrischen Gebirge der katholische Gottesdienst so frei ausgeübt, wie in Rom selbst. Dort aber sind die Sitten einfacher und reiner. Die Mönche der Syrer sind weder ausserordentlich streng noch große Got-

tesgelehrte, aber sie geben einfache Regeln und befolgen sie genau. Die Weltgeistlichen stehen weder durch Rang, noch theologische Kenntniß erhaben, aber geachtet und fromm. Sie kennen keine andere Vorschrift, als das Evangelium. Sie leben arm und ernähren ihre Familien durch ihre eigene Arbeit. Alles anders, als in Rom. Die Seelenzahl dieser Christen ist so wenig, als die der nestorischen und die der Jakobiten, bekannt, welche weit umher bis in Arabien und Persien leben, und sich noch seit einem Jahrtausend über die Naturen und die Willen in Christo, so wie über gottesdienstliche Einrichtungen, unter einander nicht verständigen können. Der in seiner Würde erbliche Patriarch der nestorischen Christen hat seinen Sitz zu Coch-Hames, in den Gebirgen des nördlichen Kurdistans. Mehr dem Anführer eines kriegerischen Stammes, als dem Vorsteher einer Glaubenspartei gleich, übt er Macht über Tod und Leben seiner Untergebenen.

Im Kloster Der-Zaaferan, drei Meilen von der mesopotamischen Stadt Mardin, wohnt der Patriarch der syrischen Jakobiten, welcher einundzwanzig Bisthümer unter sich hat. Diese Jakobiten sind roh und unwissend, wie ihre Priester. Der Bischof von Hkesn, zwischen Mardin und Jezira am Tigris, ist einer der berühm-

testen Räuber seiner Horde. Selbst wenn er Messe lieset, nimmt er die Flinte mit sich zum Altar.

Zahlreicher sind die Maroniten, besonders am Gebirge Kesroan, einem Zweige Libanons. Ihre vielen Pfarreien, deren man gegen zweihundert zählt, verbreiten sich durch Syrien über Haleb und Damask. Zu Damask selbst erscheinen die Christen freilich mehr wie Sklaven, denn wie freie Menschen, sowohl wegen der Gewaltherrschaft der Türken, als wegen Niederträchtigkeit eigener Denkart. Man erkennt sie auf den Straßen, wie ein neuerer Reisender versichert, schon am kriechenden, unterwürfigen Wesen. Ihre Priester, besonders in den Gebirgen, sind arm, und können sich, jedoch nur mit einer Jungfrau, verheirathen. Wenige von ihnen bleiben unvermählt, womit ihre Pfarrkinder sehr zufrieden sind. Der Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; Evangelium und Gebet aber in arabischer vorgelesen. Die Maroniten im flachen Land und im Gebirg stehen freier und edler, als die in den Städten, redlich im Betragen, unschuldig, oft furchtbar streng in ihren Sitten. Die Weiber gehen hier nicht so dicht verschleiert, wie in Städten; aber ein schwangeres Mädchen büßt das Vergehn der Wollust mit dem Leben durch die Hand der eigenen Aeltern, und eine Mutter achtet sich für entehrt, wenn sie nicht von der Tugend ihrer

Tochter am Tage nach der Hochzeit durch den Eidam überführt wird. So machen sich die Maroniten besonders den Drusen achtbar. Zinsbar den Emirn derselben, sind sie zuweilen deren angesehenste und treueste Diener. Auch ist das maronitische Christenthum fortdauernd unter den Drusen wachsend. Es wird selbst behauptet, daß Ubschir, der Drusen-Emir (im Jahr 1811) Christ gewesen sei, wenigstens im Herzen. Die Katholiken betrachten die Maroniten übrigens als ihre Angehörigen und Zugewandten, weil dieselben den römischen Papst als Oberhaupt ehren, der ihren Patriarchen, die sie wählen, Bestätigung gibt. Noch im Jahr 1818 erschien Giarve, ihr Erzbischof von Jerusalem, zu den Füßen des heil. Vaters in Rom, und erbat vom König von Frankreich eine syrische Druckerei für sein Kloster auf Libanon. Eben so werden auch viele von den zerstreuten Ueberbleibseln der nestorischen Kirche, aus gleichen Ursachen, für gute Katholiken gehalten.

Am zahlreichsten sind die armenischen, mehr noch die griechischen Christen durch das türkische Reich in Asien verbreitet. Das Haupt der alten armenischen Kirche hat seinen Stuhl aber nicht auf türkischem, sondern persischem Boden, im Kloster der „Herabkunft des Eingebornen“ oder Edschmiassin in Erivan. Da führt der Patriarch den Namen eines „Hugas Kathaltos“, das

heißt eines Kaisers der Erwählten, und ertheilt in heiliger Machtvollkommenheit seine Befehle den Erzbischöfen der armenischen Kirche zu Ajas in Karamanien, zu Agtamar am turkomanischen Salzsee Wan, und zu Konstantinopel, so wie den vielen untergeordneten Bischöfen und Klosteräbten Syriens und des übrigen Kleinasiens. Das Oberhaupt aber des katholisch-armenischen Glaubens wohnt zu Konstantinopel, so wie das des katholisch-syrischen auf dem Berge Libanon, und das des katholisch-chaldäischen zu Diarbekir. Die Kirche der katholischen Chaldäer ist jedoch im traurigsten Verfall.

Hingegen das Oberhaupt der griechischen Kirche, so weit sich dieselbe unter türkischer Botmäßigkeit ausdehnt, hat seinen Wohnsitz zu Konstantinopel, als Erzbischof von Stambul, und ökumenischer Patriarch über die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, über mehr denn zwanzig Metropoliten und eben so viele Erzbischöfe, über hundert und zwanzig Despoten, das heißt Bischöfe, und über zahllose Archimandriten, Igumenen, Papa's, Diakonen u. s. w.

Unbedeutend ist die Zahl protestantischer Gemeinden im türkischen Reiche. Doch fehlen sie nicht ganz. Nicht nur zu Konstantinopel, sondern selbst im Innern Syriens, zu Haleb,

findet man Kirchen und Schulen der Reformirten und Lutheraner.

Der Bekehrungseifer der Christen dort, insofern er sich gegen die Bekenner des Korans zu richten wagt, ist lebensgefährlich; daher kaum bemerkbar; überhaupt nicht groß. Allenfalls predigt man wohl den Juden das Evangelium, aber ohne reiche Frucht. Jene Sendanstalt, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hallische Professor Callenberg zur Bekehrung der Muhamedaner gründen half, erstreckte ihre Wirksamkeit nur äusserst schüchtern gegen Kleinasien. Höchstens streute man in Konstantinopel, Smirna und Haleb einige tausend Stücke des übersetzten neuen Testamentes, oder des kleinen Katechismus von Luther aus. Ungefähr darauf beschränken sich auch gegenwärtig noch die Bemühungen der britischen und russischen Bibelgesellschaften.

Vielleicht wäre es das größte Verdienst um die christlichen Kirchen des türkischen Asiens, wenn man damit begönne, diese selbst erst zum Christenthume zu bekehren. Denn bei weitem der größte Theil dortiger Christen aller Kirchparteien lebt in Unwissenheit und sittlicher Verwilderung. Priester, wie Laien, sind meistens in allen Schlamm eines Aberglaubens versunken, den sie Religion heißen. Die Türken selbst erscheinen oft edler, vernünfti-

ger und religiöser. Das Gemälde, welches uns einer der neuesten, redlichsten und sinnigsten Reisenden, Meyer von Arbon*), von den Griechen gegeben hat, mag erklären, daß die Türken im Abscheu vor dem Christenthum wachsen müssen, wenn sie die Ruchlosigkeit derer täglich vor Augen sehen, die sich Christen nennen.

Die Mönche im türkischen Asien leben größtentheils von der Dummgläubigkeit der Laien, und besonders die zu Jerusalem von Wallfahrten morgenländischer und abendländischer Pilger. Nur allein das Kloster zum heiligen Grabe verkauft jährlich für fünfzigtausend Piaster Reliquien, Rosenkränze, Agnus Dei, Kruzifixe und Amulette aller Art. Mehrere hundert Kisten solcher Waare werden jährlich weit umher versandt; selbst muhamedanische Familien ernähren sich durch Verfertigung dieser Artikel für Klöster. Die Feierlichkeit am Palmsonntage zu Jerusalem, wenn sich Männer, Weiber, Kinder, alle nackt, öffentlich in den Jordan stürzen; oder am Abend vor Ostern, wenn Griechen, Armenier und Katholiken, wie rasend, mit „Huja"-Geschrei um das heilige Grab laufen, springen, kriechen; oder mit Wuth zum

---

*) Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem u. s. w. St. Gallen 1815. 3 Bde.

Grabe drängen, um da ihre Kerzen am heiligen, vom Himmel gefallenen Lichte anzuzünden, muß die Türken mit Verachtung gegen das Christenthum erfüllen.

In Syrien und im größern Theile Klein-Asiens gelten die Jesusbekenner, besonders Griechen und Armenier, für die verdorbensten, arglistigsten Menschen. Sie selbst haben im Durchschnitte mehr Achtung und Vertrauen gegen Muhamedaner, als zu sich selbst, und am wenigsten gegen diejenigen, welche fleißig nach Jerusalem oder andern Andachtsorten pilgern. In letzterm stimmen sie mit den Verehrern Muhameds ziemlich überein, welche, ob sie gleich eine Fahrt nach Mekka für verdienstvoll halten, das Sprichwort behalten: „Hüte dich vor dem Nachbar, der in Mekka war; und war er zweimal da, verkaufe dein Haus und zieh von ihm!"

Vielleicht daß die Vertheilung türkischer, armenischer, syrischer und arabischer Uebersetzungen der Bibel zur Wiederherstellung des Christenthums in jenen Gegenden beiträgt. Der ökumenische Patriarch und Erzbischof von Konstantinopel, Namens Cyrillus (im Jahre 1814) hat wenigstens seine patriarchalische Erlaubniß zum Verkaufen und Lesen der Bibel unter den Griechen ertheilt. Es gibt selbst Bischöfe und Erzbischöfe, welche bisher von den heiligen Schriften der Christenheit

nichts, als etwa den Inhalt der vier Evangelien, kannten. Noch weniger wußten andere Griechen und Armenier von ihres Glaubens schriftlichen Quellen. Nur zu bedauern ist, daß diese Leute selten gute Schulen haben, und, wenn sie allenfalls die Kunst des Lesens verstehen, selten Neigung zum Lesen empfinden. Sie überlassen dies ihren Geistlichen, und diese achten lieber auf Gaben und Opfer, die ihnen gebracht werden, als auf Frömmigkeit der ihnen vertrauten Heerden. Bekannt ist's, daß der Patriarch zu Konstantinopel seine christliche Ehrenstelle, die ihm den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen gibt, um hunderttausend Piaster vom Sultan erkaufen, und darauf denken muß, die Summe wieder in dem heiligen Schatz herzustellen.

3.

Das Heidenthum Sibiriens und der russischen Staaten. — Mangelhafte Bekehrungsanstalten. — Die Klosterschulen. — Die Missionen.

Der weitläufige Norden Asiens, dem russischen Zepter unterthan, ein Flächenraum von beinahe 280,000 Geviertmeilen, groß genug, den ganzen Welttheil Europa, und wäre er um die Hälfte größer, hineinzulegen, ist noch heutiges

Tages von vielen heidnischen Völkerschaften bewohnt, welche in ursprünglicher Wildheit leben. Dies ungeheure Gebiet, von kaum neun Millionen Menschen bewohnt, liegt größtentheils als schauerliche Einöde da, voller unübersehbaren Steppen, deren Salzboden kein Baum verschönt, oder voller Moorgründe und endlosen Waldungen, in deren Inneres selten ein Sterblicher drang. Die todte Wildniß wächst mit jedem Schritte gegen den Polarkreis, wo das Erdreich alles Anbaues unfähiger wird, bis Thier und Mensch zuletzt unter dem rauhen Himmel im stündlichen Kampfe mit der Natur unterliegen. Es ist nichts Unbekanntes, daß die sibirischen Sommermonde zuweilen noch Schneeflocken herabschütten, und in den Wintern von Nertschinks und Tobolsk das Quecksilber zur harten Masse erstarrt, die sich in Bleche verhämmern läßt.

Der größere Theil der Völkerschaften führt irres Nomadenleben, frei und roh, unter wandelbaren Zelten und Jurten, in Höhlen und Erdhütten, mit Räuberei, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt. Manche, von den Sorgen um Lebenserhaltung niedergedrückt, ohne Ahnung eines bessern Zustandes, brüten in dumpfer Gedankenarmuth über Fristung ihres kläglichen Lebens hin, wie das Thier, nur den ersten Naturtrieben folgend. Andere haben sich zwar zu reli-

giösen Vorstellungen aufgeschwungen, oder sie von den Altvordern ererbt; aber diese Vorstellungen sind dürftig und ungeschlacht, wie ihre Lebensweise, ein Heidenthum, welches die Mißgeburt des allerrohesten Verstandes heißen kann. Andere noch tragen wohl Zeichen des Christenthums und Namen von Getauften, ohne aber einen auch nur dunkeln Begriff vom Glauben der Christen zu kennen. Sie sind Heiden, den Göttern ihrer Alten treu, und werden es lange noch sein. In spätern Zählungen fand man gegen eine Million Fetischen- und Feueranbeter; ausserdem vom lamaischen Gottesdienste bei 300,000 Unterthanen, ungerechnet die Verehrer des Koran, deren bei drei Millionen dem russischen Zepter in Asien gehorchen.

Schon im achtzehnten Jahrhunderte geschahen manigfache Versuche, das Christenthum durch die Tatareien und die Einöden Sibiriens zu verbreiten. Aber die wenigsten zeigten löbliche Frucht; auch waren die wenigsten mit Klugheit und reinem Christensinn unternommen. Philophei, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts griechischer Erzbischof zu Tobolsk, sandte mehrere seiner Geistlichen zu den mongolischen Stämmen und deren Kutuchten, oder lamaischen Oberpriestern, doch ohne Erfolg. Er selbst begab sich endlich, frommen Eifers voll, im Jahre 1712 zu den Ostja-

ken, die in den Wildnissen am Obi von Jagd, Vogelfang und Fischerei leben. Er nahm Priester mit sich und russische Soldaten. Er drang in die Jurten der furchtsamen Leute; bestritt deren Schamanen oder Zauberer; verbrannte die Hausgötter, schlechtgeschnitzte, hölzerne Puppen mit Lappen behängt; schlug die heiligen Bäume um; verbot Vielweiberei und Genuß des Pferdefleisches; empfahl die Beobachtung der griechischen Fasten und das Tragen des Kreuzes, und taufte dabei fleißig. Oftmals ließ er große Haufen der Widerspenstigen durch seine Kriegsknechte in's Wasser jagen, wo sie dann die Taufe empfingen, gern oder ungern.

Ungefähr auf ähnliche Weise wurden von Andern in andern Gegenden Bekehrungsversuche getrieben, bei den weichlichen, trägen Buräten, die in Filzhütten, vom Jenisei bis zu den Grenzen China's, den guten Geist Oktorgon Burchan, und den bösen Oködol, nebenbei Gestirne und Hausgötterchen verehren; bei den jagdliebenden Wogulen am nördlichen Uralgebirge, die zu jedem Weidmannsgeschäfte eigene Gottheiten anrufen; bei den Tungusen, Wotjäken u. s. w. Daher war's gar nicht unglaublich, als der tobolskische Metropolit Theodor im Jahre 1721 mit Himmelsfreude die Taufe von mehr denn 40,000 Tataren, und ihre in kurzer Zeit vollendete Bekehrung meldete; oder wenn das Collegium de

propaganda fide dem heiligsten Synod zu Petersburg in einer Reihe von acht Jahren (von 1740 bis 1747) die Bekehrung von 295,679 Seelen unter den Wotjäken, Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen meldete. Rasch genug gings auch mit dem Taufen der Kalmuken durch den Eifer des astrakanischen Archimandriten Nikodemus Lenkeiawitz; besonders seitdem sich Mursa Tenischnow im Jahre 1732 und endlich sogar die kalmukische Khanin Dshan zu Moskau, im Jahre 1744, das Bad der Wiedergeburt hatten gefallen lassen, wofür sie von ihrer Pathin, der Kaiserin Elisabeth, reich beschenkt und in den Fürstenstand erhoben wurden.

Es ist kaum nöthig, über den Geist der meisten jener russischen Apostel und ihrer Bekehrten, und über das Christenthum beider, Bemerkung zu machen. Die Reisen eines Gmelin, eines Pallas und späterer Männer geben von der finnischen, tatarischen und mongolischen Christenheit unfreudige Schilderungen. Wir erfahren, daß es meistens in größter Noth und Armuth lebende Horden sind, die sich in Hoffnung auf Gewinn taufen liessen; daß sie durch die sogenannte Bekehrung um nichts christlicher geworden seien, als sie vorher gewesen waren (höchstens machten sie, den Russen gefällig zu sein, ein paar griechische Kirchengebräuche mit, und feierten die Kirchenfeste

redlich, weil's dabei Bier oder Branntwein zu saufen gab). Die wohlhabendern Nationen hingegen, die heerdenreichen Tungusen, die Beltiren u. s. w. verharrten treulich bei ihren Landesgöttern und väterlichen Uebungen. Ja, die Auswanderungen vieler Kalmuken in's chinesische Gebiet sollen eine Folge des Unwillen dieser Mongolen gegen die russischen Priester und deren bewaffnete Diakonen gewesen sein, indem die lamaischen Geistlichen dem Volke den Bekehrungseifer der Russen folgendermaßen erklärten: „Der russische Gott will Geld, der russische Statthalter Brod, der russische Czar Rekruten; darum sollt ihr Christen werden und Ackerbau treiben, wie Gefangene.“

Schonender und vorsichtiger ging man unter der Kaiserin Katharina II zu Werk. Besonders zweckmäßig war die Anlegung von Pflanzschulen für tschuwaschische, tscheremissische, mordwinische, kalmukische und anderer tatarischen und mongolischen Stämme Knaben, die man unterrichtete, um sich ihrer nachher als Lehrer und Priester unter den Nomaden zu bedienen. Dergleichen wurden zu Irkutzk, bei Kasan und andern Orten begründet; auch die Jesuiten blieben nicht müßig, Bekehrer in die wüsten Steppen hinauszusenden.

Doch von den Aernten ihrer heiligen Saaten

ist wenig namhaft geworden. Indessen darf man glauben, daß nicht alle Mühe eitel gewesen; wenigstens war sie Vorbereitung zum Bessern. Und wie darf man hoffen, große Wirkungen sichtbar werden zu sehen vom Eifer einzelner Menschen, die sich in der Menge der verschiedenen Völkerschaften auf so ungeheuern Räumen, wie unbeachtete Punkte, verlieren? Unter Völkerschaften, die oft ganz zerstreut wohnen, oft ohne bleibende Stätte sind, und noch Mangel an der ersten, nöthigen Vorbildung ihres Geistes leiden! Immer stehen die religiösen Begriffe der Nationen im gleichen Verhältnisse mit ihren übrigen. Daher findet man auch im Innern Asiens wohl noch Christen aus alter Zeit, wie die Awchasen, im russischen Georgien, oder bei den Lesji, in deren Thälern und Bergen am Strome Koisu noch die unzweideutigen Ueberbleibsel der alten Avaren und Hunnen erblickt werden, welche ausser der gottesdienstlichen Sonntagsruhe und den langen Fasten der griechischen Kirche, keine andere Uebungen des Christenthums kennen. Eben so werden muhamedanische Völkerschaften angetroffen, die ausser dem Abscheu vor Schweinefleisch und starken Getränken und ausser der Beschneidung, wenig vom Koran des Propheten wissen. Auch jüdische Tataren werden z. B. im Khanat von Kuba gesehen, die von Moses Satzungen wenig behalten haben.

Sie sind allzumal Heiden, wie die übrigen, — wie die Mongolen in den Sandebenen Chilgontui's, in denen sich deren berühmtester Datsan oder Tempel erhebt, und welchen in den Tropfsteinhöhlen des hohen Uda-Gebirgs die Heimath aller guten und bösen Geister ist.

Es werden Jahrhunderte verstreichen, ehe alle jene zum Theil noch wenig bekannten Völker Nord- und Mittel-Asiens eine höhere Stufe öffentlicher Gesittung einehmen. Die Natur ihrer Himmelsstriche selbst und die daraus entspringende Lebensart hindert sie. Das Beste muß dazu vom europäischen Rußland aus gethan werden — aber auch dieses steht größtentheils noch weit hinter den übrigen Nationen unsers Welttheils zurück.

Daher verdiente Kaiser Alexander durch sein Bemühen und Verbesserung des Schulwesens den vorzüglichsten Ruhm von allen Freunden der Menschheit. Bekannt ist seine schöne Ukase in Betreff der geistlichen oder sogenannten Klosterschulen. Doch sind der letztern gegenwärtig kaum sechszig im ganzen Reiche, die allein einen Aufwand von 360,000 Rubeln erfordern, um sie aufrecht zu halten. Im Jahre 1814 befanden sich darin, und zwar in den sechsunddreißig höhern derselben, welche Seminarien heißen, und von den achtzehn niedern unterschieden werden, wo nur Unterricht im Christenthume, Rechnen und

Schreiben ertheilt wird, zwanzigtausend Schüler mit zweihundert siebenundneunzig Lehrern. Auf den geistlichen Akademien zu Kioff, Moskwa, Alexandroff und Kasan zählte man zugleich viertausend Jünglinge mit fünfzig Lehrern.

Neben diesen Bemühungen erwarben sich die russischen Bibelgesellschaften durch Verbreitung der heiligen Schriften in russischer, armenischer, kalmukischer, grusischer, persischer Sprache u. s. w. großes Verdienst; nicht minder auch die Sendungen der erst im Jahre 1796 gestifteten Edinburger Missionsgesellschaft. Es ist merkwürdig, daß von Großbritannien, in unserm Zeitalter, wie vor Jahrhunderten im Mittelalter, abermals die meiste Belebung des Eifers zur Bekehrung des Heidenthums, zugleich auch die größte Zahl der Heidenbekehrer ausgeht. Denn dort bestehen gegenwärtig zwölf verschiedene, große, thätige Gesellschaften, das Christenthum zu verbreiten.

Schon im Jahr 1803 reiseten zwei britische Prediger, Heinrich Brunton und Alexander Paterson, begleitet von einem jungen Afrikaner, Namens Gillorum Harrison, nach Rußland, um Jesum in der Tatarei zu verkünden. Sie empfingen freundliche Aufmunterung von der Regierung, begaben sich nach Astrakan, und von da nach Karaß, einem tatarischen Dorfe

am Fuße des kaukasischen Gebirges, wenige Tagreisen von den persischen, bokharischen und türkischen Grenzen und fast in gleicher Entfernung vom kaspischen Meere und dem schwarzen gelegen. Hier siedelten sie sich in der Nähe der Räuberschwärme an. Aber nur Brunton blieb da; ward indessen von fünf andern Briten, meistens fremden Handwerksleuten, in seinem Werk unterstützt. Hier übersetzten sie das neue Testament ins Tatarische und druckten es selbst; kauften gefangene Kinder, und unterrichteten diese in der tatarischen und englischen Sprache. Mehrmals aber mußten sie nach Karaß flüchten, bald ins russische Kastel Konstantinsgorski, bald in die feste Stadt Georgiewsk, sechs deutsche Meilen von Karaß. Bald war es die Pest, die sie vertrieb; bald feindlicher Ueberfall der Tataren, gegen welche sie weder hinter den Wällen und Pfahlwerken ihrer Niederlassung, noch durch die Schutzwacht rusischer Kosaken gesichert waren. Immer aber kehrten sie unverdrossen dahin zurück, wo nebst ihnen noch etwa dreißig deutsche Familien und einige getaufte Tscherkessen und Tataren wohnten. Kaiser Alexander sicherte ihnen Allen, wenige Tage nach der Leipziger Schlacht, durch eine Ukase an den Oberbefehlshaber in Georgien, stärkern Schutz für die Zukunft zu. Auch geschah in Folge seines Wunsches, daß zween der dortigen Heilsboten,

John Mitchel und Karl Fraser, im Brachmond 1815 nach Orenburg reiseten, um am Ural eine neue Niederlassung zur Bekehrung der nomadischen Tataren und Muhamedaner zu gründen.

Alle diese und andere Arbeiten zur Versittlichung und Verchristlichung des russischen Asiens schreiten langsam, und in ewigem Kampfe mit den Hindernissen fort, welche die Natur der Himmelsstriche und Völkerschaften erzeugen. Selbst die alten Stiftungen der Brüdergemeinde an der Sarpa, wo sie im Jahre 1765 Sarepta anlegten, wirken minder fruchtbar auf die Umgebungen, als man anfangs erwartet hatte. Die dahin gezogenen Europäer werden, besiegt vom Klima, zuletzt den Asiaten ähnlicher, als die Asiaten den Europäern in Sitte und Art. Sarepta's Brand im Jahr 1812 erschütterte dabei den schön begonnenen Wohlstand der Kolonie nicht wenig.

Man fing schon an der Möglichkeit zu zweifeln an, jemals die kalmukischen Horden für das Evangelium zn gewinnen. Die Brüdergemeinde zu Astrakan, welche auch eine eigene Schule für Kalmukenkinder hielt, gab jedoch den frommen Muth nicht auf. Noch im Frühling 1815 gingen zwei Missionarien aus Sarepta, Gottfried Schill und Christian Hühner, von neuem in die Steppen der Kalmuken.

Astrakan, die ansehnliche Stadt auf einer

Insel an den Mündungen der Wolga gelegen, mit 70,000 Einwohnern, ward von der mährischen Brüdergemeinde wegen der eigenthümlichen Lage zum Mittelpunkt ihrer Sendungen erwählt. Denn leichter von hier aus, als anderswo, läßt sich auf Sibirien, die Tatarei, Persien und die Türkei wirken, von welchen Ländern beständig Reisende aller Art gen Astrakan kommen. Bisher ward jedoch wenig geleistet. Die Edinburger Missionsgesellschaft sandte im Jahre 1815 zwei ihrer rüstigsten Genossen, das Bekehrungswerk zu erneuern. Wildheit des Himmelsstriches, Rohheit der Völkerschaften, zerstreutes und nomadisches Wohnen, waren die bleibenden Hindernisse am Gedeihen aller menschenfreundlichen Unternehmungen.

Fast dasselbe läßt sich von jenen zahlreichen Pflanzstätten der Europäer längs den Ufern der Kuma und ihren Nebenströmen im kaukasischen Lande sagen, welche seit dem Jahre 1781 von ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Niederländern und Schweizern angelegt wurden. Man nennt solcher Pflanzstätten gegenwärtig dreiundfünfzig. Und über hundert derselben liegen, eben so von Europäern bevölkert, in den Ebenen längs der Wolga. Die letztern wurden nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet, und haben sich seitdem, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unglaublich vermehrt, wie ungünstig auch Land und Himmel

sind. Denn in diesen öden Ebenen, wo weit umher kein Wäldchen sichtbar ist, kein Berg, kein Hügel; wo man den Kuh- und Pferdemist zu Brenntorfen backen muß, um Feuerung zu haben; wo die wenigen Obstbäume, welche hierher verpflanzt wurden, jeden Winter erfrieren, während die Hitze des Sommers oft erstickend ist: in diesen Gegenden wohnen demungeachtet bei fünftausend Familien von europäischen Eingewanderten oder Nachkommen derselben, die alle ihr Leben zwar durch das, was sie pflanzen, fristen können, aber auch ohne Aussicht auf höhern Wohlstand bleiben.

Seit dem Jahre 1816 ward Irkutzk im Innern Sibiriens ein neuer Punkt der frommen Sendanstalten der Briten. Die Stadt ist als Stapelort des Handels zwischen Rußland und China anzusehen, und noch größtentheils von Anhängern des lamaischen Glaubens bewohnt. Doch leben dort auch griechische Christen und viele Muhamedaner. Von den benachbarten Völkerstämmen sind die Buräten, mongolischer Abkunft, in ihrer Sprache den Kalmuken ähnelnd, am bedeutendsten; vielleicht mehr noch die Manschutataren, welche aber unter chinesischer, nicht russischer Hoheit stehen.

Die Kultur des russischen Asiens ist allerdings nur möglich, wenn sie durch Fleiß europäischer

Hände begonnen wird. So lange der wildfahrende Geist der ursprünglichen Einwohner nicht durch Schulen entwildert, durch Christenthum geadelter wird, ist an keine innige Vermischung der Ansiedler und Barbaren zu denken. Beide werden, immerdar von einander geschieden, in einer Art feindseligen Verhältnisses stehen, wie die europäischen Kolonien zu den Stämmen der freien Wilden in Amerika. Verschiedenheit religiöser Ansichten unter Völkern erschwert die Auflösung derselben in einander mehr, als Verschiedenheit der Sprachen. Denn man vertauscht leichter seine Sprache, als seine Ueberzeugung oder seinen gemüthlichen Zustand gegen andere.

Die Versittlichung der asiatischen Nationen, welche dem Zepter Rußlands gehorchen, wird auch leichter in mildern Gegenden begonnen und bewerkstelligt werden, als in rauhern, nördlichern, wo der Mensch, mit Sorge um die ersten Lebensbedürfnisse belastet, kaum Muße oder Lust für edlere Beschäftigung des Gedankens behält; wo Armuth der Natur ihn zwingt, in weiten Länderstrecken einsam zu bleiben, und eine Lebensart zu wählen, die durch Einfalt oder Wildheit, wie Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenthum oder Räuberschaft, im vollsten Gegensatze mit höherer geselliger Veredlung steht; wo Mangel an Mannigfal-

tigkeit des Genusses und Erwerbes den Mangel mannigfaltiger Begriffe und Vorstellungen zur Folge hat, und eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit die Gedankenwelt durchdringt, wie die winterliche Natur sie jenen großen Einöden gibt, in welchen noch unverweset Hörner und Gerippe einer untergegangenen thierischen Riesenwelt, der Mammuthe und Rhinozerosse, gefunden werden, oder die ellenlangen Krallen jenes Riesenvogels, der an den fabelhaften Vogel Kaff mahnt.

4.

Versuche der Jesuiten und Kapuziner in Tibet. — Aehnlichkeit des lamaischen Kirchenwesens mit dem katholischen und griechischen.

Wie man sich gemäßigtern Himmelsstrichen nähert, wird der Mensch für erhabenere Vorstellungen und zartere Gefühle empfänglicher; zum gewerbigen, ruhigen, freundlich-geselligen Leben geneigter. So erblickt man ihn in den hohen Thälern des tibetischen Hochlandes, wo eine Milde der Sitten, eine gesellschaftliche Anmuth, eine Mannigfaltigkeit der Beschäftigungsarten gefunden wird, welche an europäische Bildung erinnert.

Ungeachtet der Aufmerksamkeit neuerer Rei-

senden, eines Turner, Crawfurd u. a. m., ist uns das weitläufige und wundervolle Tibet, diese asiatische Schweiz, noch sehr unbekannt. Hier im Gebirgslabyrinth, dessen Gipfel unter ewigem Schnee und Eise glänzen, während Weintrauben, Mandeln und Pfirsiche in den wärmern Thälern reifen, vermählten sich die feindseligen Naturen des asiatischen Nordens und Südens. Hier wandelt Zobel und Bär in hohen Einöden, und Löwe und Affe in den Waldungen tieferer Gelände. Viele Pflanzen, viele Thierarten sind nur dieser Weltgegend eigenthümlich, wie der Riesenhund oder jene Ziege, deren feinere Wolle den Stoff der vielgesuchten Shawls gibt. Die höchsten Firsten der tibetischen Alpen übertreffen weit die Höhe des europäischen Montblanc, und vom Felsenhorn des kahlen Hymalaya so wie des Dhawalagiri wird wird gesagt, daß es mehr denn 26,000 Pariser Fuß über den indischen Meeresspiegel emporrage. Ackerbau, Viehzucht nebst Bergbau beschäftigt die Mehrheit des Volks, dem es auch nicht an nöthigen Künstlern und Handwerkern mangelt; nicht an niedern und hohen Schulen und an Schriftsprachen, deren eine für das bürgerliche Leben, die andere für geistliche Gegenstände gilt.

Alles ist hier in Bürgerliches und Geistliches getheilt; das ganze Volk, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ein Theil der Nation treibt

irdischen, der andere himmlischen Verkehr; jener arbeitet für diesen, dieser fastet und betet für jenen. Hier ist der Hauptsitz und Mittelpunkt jener lamaischen Religion, welche von den Ufern der Wolga bis Japan und den Schneebergen Korea's herrscht, und neben der muhamedanischen und christlichen die ausgedehnteste unter den Völkern der Erde ist.

Dem Weltweisen, welcher die verschiedenen Gestaltungen der Glaubensarten unter den Bewohnern des Erdballs betrachtet, wird eine Religion eben durch ihre große Verbreitung schon wichtiger und bedeutsamer. Die lamaische ist aber für uns weniger merkwürdig durch den Inhalt ihres Glaubens, als durch ihre Kirchlichkeit. Denn jenem liegt die orientalische Ur-Idee zum Grunde von einem höchsten Wesen, Burchan, einfach oder in geheimnißvoller Dreiheit dargestellt; waltend über die von ihm ausgegangene Geisterwelt; widerspenstig begegnet von einem Ur-Bösen; Mensch geworden, um sich den Sterblichen zu offenbaren, durch eine von ihm ausgeflossene Kraft — Gottes-Wort, Gottes-Licht, Gottes-Sohn, Japans Arnida Buth und Schaka, China's Fohi, Hindostans Budda, der Birmanen Gaudma u. s. w. — Der Gottessohn der Tibeter heißt Mahamuny, auch Schaka, geboren von einer Jungfrau im Lande Kaschemir, und ist nach tibetischer

Zeitrechnung um tausend Jahre früher in die Welt getreten, als Jesus Christus. Er gilt als der vorzüglichste Gegenstand kirchlicher Verehrung. Ungefähr denselben Grundgedanken findet man in den meisten Religionen des wärmern Asiens; so wie in den meisten derselben einen vermenschlichten Gott, Gottmensch, Halbgott, wunderthätigen Propheten u. s. w., welcher den Sterblichen das Heiligste geoffenbart hat.

Aber wie gesagt, für uns ist noch merkwürdiger das Kirchliche der Tibeter, als ihr innerer Glaube. Denn es scheint, die orientalische religiöse Ur-Idee habe bei ihnen das Gewand von der christlichen Kirche entlehnt. Wenn auch ihre Lehre von Gott und dessen Gesandten, vom Teufel und der Hölle, von der Dreieinigkeit und dergleichen nicht auffallend wäre, muß es desto mehr ihr Glaube an ein Fegefeuer, ihr Gebet für die Seele der Verstorbenen, ihr Gebrauch des Rosenkranzes, des Weihwassers, der letzten Oelung und manches andere sein, was an Lehren und Uebungen der griechischen und katholischen Kirchen erinnert. Wie bei den Katholiken, ist bei den Tibetern alles Laie, oder Priester. Die letztern unterscheiden sich durch ihre Tracht von den Laien. Sie haben in allen Thälern und Höhen Mönchs- und Nonnenklöster. Schon achtjährige Knaben werden in dieselben aufgenommen, und heißen während ihres Noviziates Tup-

pa's; im fünfzehnten Jahre werden Tohba's, und nach dem zwanzigsten Jahre vollkommene Mönche oder Gylongs, die unter strengen Regeln, mit unverbrüchlichen Gelübden der Enthaltsamkeit und Keuschheit, ihre Tage den Uebungen der Andacht weihen. Die Klöster der Gylongs haben Lama's oder Aebte, und von denselben steigt die hierarchische Verkettung aufwärts bis zu den hohen Kutuchten, oder tibetischen Kardinälen. Das Haupt Aller in geistlicher und weltlicher Hinsicht, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der heilige Vater und oberste Hohepriester, ist der Dalai-Lama oder Tischulama.

Die tibetische Hierarchie ist, wo möglich, noch vollkommener oder folgerechter gebildet, als die der katholischen Kirche bei den europäischen Christen. Zwar die tibetischen Kardinäle wählen ebenfalls nach dem Tode eines Hohenpriesters, oder göttlichen Stellvertreters, einen neuen, aber immer ein in der Todesstunde, oder doch am Todestage des Verstorbenen, neugebornes Kind, in welches, nach ihrer Lehre, sich der Geist des Verstorbenen neu verkörpert hat. So ist demnach der Stifter der lamaischen Religion und Stellvertreter des höchsten Wesens auf Erden, immer derselbe, wie er ehemals gewesen; nur öfters verjüngt. Seine Seele ändert nie, sondern bleibt auf Erden, ewig, unbefleckt, herrlich, nur die irdische Hülle

ändernd, daher er der heilige, und auch der ewige Vater aller Gläubigen, d. i. Lama Kacku, genannt wird.

Es hat inzwischen in der lamaischen Religion so wenig, als in der christlichen, an Sekten gefehlt; eben so wenig an Glaubenskriegen. Doch ist das tibetische Alterthum noch mit zu tiefer Dunkelheit verdeckt. Vielleicht erfahren wir einst mehr aus ihren heiligen geheimen Schriften. Die Sekte der Schemmers, welche sich durch rothe Spitzkappen äusserlich kenntlich macht, soll einst die herrschendere gewesen sein; nachher ist die gelbkappige Gyllukpa's-Sekte mächtiger geworden. Die Schemmers herrschen noch gegenwärtig im südlichen Theil des Hochlandes, in Butan, unter drei hohen Lama's. Die Gyllukpa's im nördlichen oder eigentlichen Tibet besitzen ebenfalls drei hohe Lama's an ihrer Spitze, den Dalailama zu Lassa und Putala; den Tischulama zu Tischulumba, und den Jernautlama zu Khorka.

Das Leben des tibetischen Volks ist ernst, fromm; seine Sitte sanft und ziemlich naturgemäß; meistens naturgemäßer, als die der verfeinerten Europäer. Wenn aber ein Frauenzimmer dort, indem es sich verheirathet, zugleich das Weib aller Brüder ihres Mannes wird, vergesse man nicht, daß diese eigenthümliche Sitte selbst den jüdischen Patriarchen einst nicht ganz fremd gewesen, be-

sondere Veranlassung im Alterthum gehabt haben möge, und nicht Folge der Ausschweifungen, sondern der Gesetze sei. — Wenn die Klöster der Mönche, wie der Nonnen, im tibetischen Gebirg zu häufig, und jedes einzelne zu stark bevölkert gefunden wird (z. B. zählte Turner bloß im Kloster von Tischulumba 3700 Gylongs zur Verrichtung des täglichen Gottesdienstes), so erinnere man sich an Rom, an Spanien, und an den Zustand des katholischen Deutschlands oder Frankreichs vor dreißig und vierzig Jahren. Wenn die Tibeter ausser Gott, den sie anbeten, noch, wie einen Halbgott, ihren Papst oder Großlama, und eine ganze Stufenfolge von untern Geistern verehren: so urtheile man schonend in der Erinnerung, daß die höhern Wesen, denen sie, als dem Höchsten näher, Verehrung weihen, die Stelle der Heiligen Gottes einnehmen, welchen man bei uns Altäre baut.

Ein Volk mit schon so fest geordneten kirchlichen Uebungen zum Christenthum zu bereden, war ein um so mißlicheres Unternehmen, je verwandter alle diese Uebungen und Lehren den katholischen standen, und je enger die Staatsverfassung mit der Kirchenverfassung verbunden war. Katholische Missionarien in Tibet mußten ungefähr daselbst eine eben so unwillkommene Erscheinung werden, als wenn tibetanische Gylongs oder

protestantische Prediger nach Rom gekommen wären, das Bekehrungswerk unter Katholiken am Fuße des Vatikans anzuheben.

Demungeachtet liessen sich Kapuziner und nach ihnen Kapuziner nicht abhalten, hieher zu gehen, um als Lama-Gokhars, oder europäische Geistliche, den Gekreuzigten zu verkündigen. Schon ums Jahr 1624 predigte der Jesuit Antonio Andrada, und andere seines Ordens folgten ihm. Allein sie erreichten den Zweck schlecht; oder vielleicht verfolgten sie ihn nur mit halbem Ernste. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie sich nur vorzüglich durch Anknüpfung von Handelsgeschäften Vortheil zu machen suchten. Daher wurden sie der Regierung verdächtig, und als Einschwärzer verbotener Waaren fortgewiesen. Im Jahr 1707 kamen einige Kapuziner nach Lassa. Der Dalai-Lama, ohne Argwohn, ertheilte ihnen gastfreundliche Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Reiche, doch in seinem darüber ausgestellten Befehl schloß er ausdrücklich die handeltreibenden Geistlichen der Europäer vom Genusse dieser Gnade aus; bewilligte den Kapuzinern Ansiedelung zu Lassa, so lange sie sich den Staatsgesetzen gemäß betragen würden, und gebot, sie freundlich zu behandeln. Von der Predigt einer neuen Religion ist in der Urkunde des Dalai-Lama keine Rede. Natürlich hüteten sich die ehr-

würdigen Väter weislich, davon etwas ahnen zu lassen.

Franz Horaz della Penna di Billi stand an ihrer Spitze. Sie beschäftigten sich zuerst mit Erlernung der Landessprache; sandten das tibetanische Alphabet nach Rom, wo danach Schrift gegossen, dann eine vollständige Druckerei, begleitet von zwölf Kapuzinern, gen Lassa geschickt wurde. Denn die übliche tibetanische Druckerei durch Einschneidung der Buchstaben in hölzerne Tafeln ging zu langsam.

Wirklich behaupteten sich die Kapuziner in ihrem Hospitium zu Lassa während des ganzen Jahrhunderts; legten auch zu Takpodschini, in der Landschaft Takpo oder Butan, ein anderes an, und zeigten, zu ihrer Erhaltung, während der Stürme bürgerlicher und kirchlicher Kriege, viele Klugheit. Aber seit langer Zeit ward nichts mehr von ihnen vernommen; noch weniger, oder vielmehr noch nie etwas von den Wirkungen ihrer Sendung zur Verbreitung des Christenthums.

In Ländern, deren Bewohner schon eine gewisse Stufe der Ausbildung betreten haben, und die jeden Fremdling als einen Mindergebildeten ansehen, weil er weder der Landessprache mächtig genug ist, den Reichthum seiner Begriffe zu entfalten, noch Kenntnisse genug besitzt, um die

Ideenwelt der Eingebornen zu überschauen, ist das christliche Bekehrer-Amt ungleich schwerer, als unter Halbwilden, wo der Europäer schon durch Ueberlegenheit der Einsichten Ehrfurcht, Bewunderung und Zuversicht erwecken kann. Aber auch die geistvollsten der Apostel, welche von Europa dahin gesandt werden könnten, würden die Aufgabe noch schwierig finden. Denn nachdem sie die vollste Kenntniß der Sprachen, Verfassungen und Sitten erworben haben, werden sie auf ein Heer von Vorurtheilen stoßen, welches bei Völkern von mehr oder minder Bildung allezeit größer ist, als bei ungebildeten, und um so fester steht, je ehrwürdiger es durch sein Alterthum, oder als Schutz der bestehenden Verfassungen, geworden ist. — Auch die europäischen Völker sind auf ihrer Gesittungsstufe reich an ehrwürdig gewordenen Vorurtheilen, und nicht wohl wäre einem Missionär des gesunden Menschenverstandes zu rathen, bei uns das Bekehrergeschäft zu versuchen.

5.

Die Religion in Japan. Strenge gegen die Christen.

Man kann sich daraus erklären, warum die Sendungen christlicher Glaubensboten nach hun-

dertjährigen Bemühungen nicht nur in Tibet, sondern auch in Japan und China keineswegs so glücklich waren, wie bei unwissendern und wildern Nationen.

Den Bemühungen der römischen Kirche war es zwar schon im siebenzehnten Jahrhundert gelungen, Missionsanstalten in Japan zu gründen; doch von keiner innern Dauer. Sie wurden schnell, als Feind der öffentlichen Ordnung und des bestehenden alleinwahren Glaubens, zerstört. Das japanische Reich, mit all seinen Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken gewissermaßen auf sich allein beschränkt, und in sich selbst abgeschlossen, trägt in vielen Dingen eine Vollendung bürgerlicher Einrichtungen, die den europäischen ähnlich sind, sie wohl oft übertreffen mögen. Es hat zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt scharfe Grenzen gezogen. An der Spitze beider Art Verwaltungen befinden sich besondere Fürsten, die man bei uns etwa Kaiser oder Papst heißen würde. Ihren beiden Häusern ist Erbfolge zugesichert. Nicht minder streng, wie die bürgerliche, steht die kirchliche Ordnung der Japaner geregelt, und all die rohen Albernheiten, welche ehemals, aus Unwissenheit und Mißverständniß der Missionarien, darüber mitgetheilt wurden, verdienen kaum Widerlegung. Wir wissen durch Kämpfer, daß hier der uralte religiöse Gedanke herrscht, welcher die Grundlage

der Religion am Indus und Ganges, im tibetischen Gebirg und durch ganz Hinter-Indien blieb. Es ist möglich, daß die Urreligion des Landes armseliges Schamanenthum sei, vom großen Haufen geliebt; erhabener sind gewiß die von China stammenden Vorstellungen, und bekannt ist, daß die japanische Sekte der Siutto's, frei von allem Götzendienst, oder aller Bilderverehrung, einen mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zusammenstimmenden Glauben bekennt, der auch der Achtung erleuchteter Männer würdig ist. Daß die japanischen Priester Geld und gute Tage mehr, als die Gemüthsheiligung und Versittlichung des Volks suchen; daß der japanische Aberglaube mit großer Andacht zu geweihten Orten wallfahrtet; daß daselbst zahlreiche Klöster mit strengen Uebungen bestehen — diese und manche ähnliche Vorwürfe den Bewohnern des äussersten Asiens zu machen, steht nicht immer den Europäern zu.

Seit Vertreibung der christlichen Glaubensboten in der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, entschloß sich zuerst der fromm-eifrige Abt Guidotti im Jahr 1715 wieder, den Versuch zu erneuern, in Japan das Christenthum zu verkünden. Er hielt sich für das von Gott erkohrne Werkzeug. — Männer, welche nicht solche Ueberzeugung in ihrer Brust tragen, müssen Verzicht darauf thun, große und gefahrvolle Unternehmun-

gen zum Besten der Menschheit zu beginnen. Sein Schicksal aber ist dunkel geblieben. Jesuiten und Dominikaner folgten ihm. Auch sie verrichteten wenig. Unter welchen Vorwänden und unter welchen Verkleidungen sie auch von China oder Kamschatka dahin gelangten, wurden sie doch immer mit scharfem Blick beobachtet, und die Hinrichtung eines ihrer Glieder, des Dominikaners Guido de Angelicis im Jahr 1748 bewies, wie verhaßt jeder blieb, welcher als Christ erschien. Man weiß aus Krusensterns letztem Besuch der japanischen Küsten, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß Europäer ins Innere des Landes dringen, oder daselbst unbewacht thätig sein können. Ja, nur auf das Christenthum Bezug habende Schriften in Japan anzubringen, ist fast unmöglich. Denn jeder Fremde, sobald er japanischen Boden betritt, wird aufs strengste untersucht, was er hat, genau durchlesen. Ist darin die geringste Anspielung auf Christenthum, wird er, bestehenden Gesetzen zufolge, aus dem Lande verkannt. Beamte der Regierungen stellen oft Hausuntersuchungen an. Fänden sie auch nur ein Stückchen Papier, auf dem des Christenthums gedacht, oder ein Kreuz stände, wird das Haus geschleift, und wer es bewohnt, zum Tode verdammt. So berichten die in Batavia wohnenden Japaner. Daher ist kaum zu glauben, daß die christliche Religion dort

so lebhafte Fortschritte mache, und der Kaiser selbst ihr beizutreten geneigt sei, wie römische Missionarien, allzuvoreilig oder großsprecherisch, über China her nach Europa berichten wollten.

6.

Zustand der christlichen Gemeinden im chinesischen Reiche. — Zwietracht der Missionarien.

Bessere Hoffnungen leuchteten von China her. Der Bildungsstand der Bewohner dieses unermeßlichen Reiches ist allzumannigfaltig, um nicht einen lichtvollern Glauben zu begünstigen, der unter den ewigen bürgerlichen und religiösen Gährungen des Volks hin und wieder schon Wurzeln geschlagen hat. Wie bindend und lähmend auch das strenge Zeremoniel des Umgangs in gesellschaftlichen Verhältnissen der Chinesen, und wie durchgreifend auch die Gewaltherrschaft vom Throne herab geübt werden mag: das Reich ist zu ungeheuer in seinem Umfang, die Bevölkerung von etwa hundert und fünfzig Millionen Menschen (nach Barrow und Macartneys jüngsten Angaben 333 Millionen) zu groß, die Einwohnerschaft aus zu verschiedenen Nationen, Chinesen, Mongolen, Tataren, indischen Lolos, wilden Miaosen in den Gebirgen, u. s. w. zusammengesetzt, als daß Alles vom Geist

und Willen eines Einzigen, des Kaisers oder seines Hofes, durchdrungen und zusammengehalten werden könnte. Oder welche Macht bände und zwänge auf lange Zeit den Geist des gesammten Europa's, wenn dieser Welttheil mit seinen Bewohnern, das heißt, mit etwa hundert und achtzig Millionen Seelen, in die Hand eines einzigen Gebieters hingegeben wäre?

Durch die Mannigfaltigkeit hier herrschender oder geduldeter Religionen wird unbemerkt Gährung der Ideen mächtiger befördert. Denn ausser des erhabenen Confutse Glauben an den einzigen Gott, und ausser den chinesischen Herrenhutern, genannt Lao-Kiuns, treiben hier die Bekenner des lamaischen Glaubens, die Bonzen und Verehrer Fo's, die Muhamedaner, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung eingewanderten Juden, gemeine Heiden und Gestirnanbeter, selbst Jukiao's, oder Leute ohne einen Gottesglauben, die sich mit bloßen Tugendlehren beruhigen, ihr Wesen. Religiöse Schwärmerei ist dabei nichts Seltenes. Durch sie ward selbst noch im Jahr 1815 Kaiser Vantadschin des Thrones beraubt.

Die meisten bürgerlichen Unruhen, welche seit einigen Jahrzehenden China bewegen und erschüttern, haben religiöse Beweggründe oder Vorwände. Ungerechnet den Aufruhr gegen das Herrscherhaus

vom Stamme der Mantschutataren (vielleicht durch Nachkömmlinge des im siebenzehnten Jahrhundert gestürzten Geschlechts der Mings gestiftet) bereiten sich in allen Gegen andere vor, oder sind schon ausgebrochen. Zum Theil abgefallen sind schon die Inseln Formosa und Haynan, Küstengegenden Tunkins und Kochinchina's. Im Norden des Reichs thun sich die Pelin-Kin, d. i. Feinde fremder Religionen, auf; im Westen und Süden die rasenden Kedufi's (religiöse Meuchelmörder), wie die Regierung sie heißt; Menschen, die, wie einst in Deutschlands Bauerkriegen, mit dem Schwert in der Faust Thian-Thee-Ohé, das heißt „Himmel und Erde eins!" brüderliche Gleichheit aller Menschen, Gemeinschaft aller Güter predigten, und neun Provinzen des Reichs im Jahr 1804 mit ihren Verwirrungen erfüllt hatten. In andern Gegenden führt die Gesellschaft der drei Mächte: „Himmel, Erde und Mensch", ihr meuterisches Wesen, in welchem sie, unter Vorwand, Beschirmer der Unschuld, Rächer der Ungerechtigkeit zu sein, selbst obrigkeitliche Personen mordet.

Wenn die christliche Religion bei den Chinesen, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gelehrt ward, nicht größere Fortschritte gemacht hat, lag wohl die größere Schuld am Benehmen der Missionarien, oder am Geist nicht der christlichen,

sondern derjenigen Religion, die sie da predigten. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte Franz Xaver, der Apostel Hindostans, die Jünger Loyola's hin, unter welchen sich besonders Matthäus Ricci durch seine und seiner Gefährten mathematische Kenntnisse die Huld des damaligen Kaisers am glücklichsten sicherte, so, daß den Christen freier Gottesdienst gestattet wurde. Bald nachher, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, traten zu den Jesuiten auch Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner an das Bekehrungswerk.

Allein man weiß, wie nun die Genossen der verschiedenen christlichen Mönchsorden ihre Feindschaft und Eifersucht aus Europa auf chinesischen Boden verpflanzten, und dadurch gegenseitig sich und der heiligen Sache schadeten. Weil die klügern Jesuiten kein Bedenken trugen, den wahren Gott Thien und Changti zu nennen, und den Bekennern Christi gestatteten, den weisen Confutse, gleich wie andere Chinesen thaten, zu verehren, eiferten Dominikaner und Franziskaner gegen sie, als Religionsverfälscher. Der Streit ward viele Jahre vor dem päpstlichen Stuhl zu Rom mit Bitterkeit geführt; mehr als ein Legat ging zur Prüfung des Geschäftes nach China. Was die Jünger Ignazens aber gegen ihre Widersacher nicht in Rom vermochten, bewirkten sie durch ihren Ein-

fluß am chinesischen Hofe. Der päpstliche Legat a Latere, Karl Thomas von Tournon, mußte vierjährige Gefangenschaft im Hause des Bischofs von Makao, eines Jesuiten, ausstehen. Selbst die furchtbare Bulle des Papstes Klemens XI.: Ex illa die (vom 19. März 1715) blieb gegen die Hoheit der chinesischen Jesuiten ohnmächtig, und Mazabarba, der neue Gesandte des Papstes an den Kaiser, mußte froh sein, daß sich Kam-Hi, der Kaiser, nur über den Papst, dessen Bulle und Glauben zu belustigen geruhte, und meinte, die Bulle gehe bloß den Aberglauben der gemeinen Europäer an, nicht die große und ehrwürdige Lehre der Chinesen.

Auch als nach des duldsamen Kam-Hi Tode das Verbreiten des Christenthums untersagt, das Bekenntniß verfolgt ward, hörte der Zwist der Mönchsorden weder in Kerkern noch Verbannungsörtern auf, und unter des weisen Herrschers Kien-Long milderm Zepter (1735) gewann das theologische Unwesen nur neuen Spielraum. Dieser hundertjährige Zank wegen chinesischer Gebräuche und Namen trug nicht wenig dazu bei, die Glaubensboten verächtlich oder verhaßt zu machen; daher auch späterhin ihre und aller Christen neue Verfolgungen in China zum Theil als Früchte dieser Zwietracht und gegenseitigen Verklagung

bei den Mandarinen und vor dem Thron angesehen werden konnten.

Das Christenthum ist bei dem Allem in China's Landschaften weit verbreitet worden, und unter allen Mißhandlungen kräftig geblieben. Bei Kam-Hi's Tode (1779) hatten die Jesuiten (denn die wider sie geschleuderte Vernichtungsbulle Ganganelli's ließ sie in China unvernichtet), in der Hauptstadt Pekin selbst, dreißig Missionarien, und man zählte daselbst in vier christlichen Kirchen jährlich an Kindern dreihundert, an Erwachsenen viertausend, die getauft wurden. In den Provinzen Kiankieu, Koeitscheu, Yunnan und Suntscheu waren große christliche Gemeinden, Klöster, Kirchen und andere fromme Stiftungen. Der Bischof von Cartoria zählte noch unlängst in der Provinz Fokien der in einem Jahr getauften Erwachsenen 1677 Personen, und der getauften Kinder 10,384.

Inzwischen haben die meisten dieser und anderer Nachrichten viel Unzuverlässiges, weil man seit einem Jahrhundert gewohnt ist, von den Missionarien nur allzuprahlerische Berichte zu empfangen. Unbekannter noch, als die wahre Anzahl der Jesusbekenner in China, ist der Geist derselben in religiöser Hinsicht geblieben. Wie er aber auch beschaffen sein möge, achtungswürdig muß er in jedem Falle sein, da er, unter wiederholten Ver-

folgungen, oft zum bewundernswürdigsten Muth und Märtirerthum begeistern konnte. Denn Tausende starben freudig den Bekennertod; Tausende opferten mit gläubiger Treue irdisches Vermögen, Vaterland und Lebensglück auf. Solche Opfer werden nur für Ueberzeugungen gebracht, die das Gemüth mit göttlichem Feuer entzünden.

Die Maßregeln der Regierung, durch Verbannung, Kerker und Todesstrafen höhere Ueberzeugungen auszurotten, werden schwerlich ihren Zweck erreichen, sondern vielmehr denselben vernichten. Gefährlicher ist die Waffe des Spottes, wenn sie gewandt gebraucht wird. Auch das geschah in China, und sogar durch die Regierung. Die katholischen Missionäre gaben dazu mit manchen ihrer Heiligen-Geschichten Stoffs genug; und die Wunderthaten, welche z. B. von der heiligen Ursula erzählt wurden, mußten dem gesunden Menschenverstande der Chinesen, als Probe europäischer Albernheit, selbst in kaiserlichen Edikten, dienen.

Der Befehl gegen die Christen, welcher unterm 30. Jänner 1815 gegeben wurde, besteht noch gegenwärtig in Kraft. „Wie dürfen die Europäer sich unterfangen (heißt es unter andern darin), das Volk unsers Reichs mit ihrem Geschwätz zu verwirren? Ohne unsere Erlaubniß führen sie Priester und andere Beauftragte herbei, welche

ihre Lehre in allen Provinzen verbreiten, unserm ausdrücklichen Gesetze zuwider. Von jetzt an soll es also gehalten werden: Der Anführer von einer solchen Bande von Verführern wird hingerichtet; wer die Religion der Europäer ausbreitet, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, wird ins Gefängniß gelegt; wer jene Religion annimmt, soll, wenn er sich nicht bekehren will, nach He-Lan-Keang verbannt werden. Tataren verlieren in diesem Fall ihren Sold. Die Europäer, welche gegenwärtig zu Peking wohnen, Mathematiker sind, und keinen andern Beruf treiben, dürfen ihr Geschäft fortsetzen. Alle übrigen werden gen Kantong geschickt, wo sie mit erster Gelegenheit nach Europa zu senden sind."

Man ersieht aus diesem Befehl, daß die Hauptrichtung desselben gegen die Glaubensboten aus Europa ging. Der Klugheit der Statthalter in den Provinzen ward damit, rücksichtlich der Eingebornen, zur Schonung und Strenge Spielraum genug gelassen. Daher konnte im Reiche sehr ungleiche Vollstreckung des Befehls statt finden.

In der Provinz Si-Tschuen ist der Hauptsitz der französischen Mission, zu der ungefähr sechszigtausend Christen gehören. Das Haupt derselben, Gabriel Dufresse, apostolischer Vikar, welcher, obwohl er verbannt worden, dennoch zurückgekehrt war, wurde hingerichtet, sein Haupt

an den Galgen geschlagen. Mehrere Christen, die sich am eifrigsten zeigten, verloren mit ihm das Leben. Die nach Kantong geführten Europäer nannten es natürlich „eine wüthende Verfolgung im ganzen Reiche.“ Sie erzählten, daß im Jahr 1817 erst zu Peking größere Strenge eingetreten, eine Zahl von mehr denn vierhundert Katholiken verhaftet und gefoltert worden sei u. dgl. m. Hinwieder meldeten spätere, in Rom eingetroffene Berichte, daß die sogenannte Verfolgung keineswegs allgemein oder groß gewesen sei; daß sogar die Missionarien in Fokien und Kankien ganz ruhig gelassen worden wären, und der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten die ältern, wider sie und die Christen erlassenen Edikte zurückgenommen habe. Wirklich wurden im Frühling 1817 zwölf Jesuiten des in unserm Zeitalter hergestellten Ordens aus Rom nach China geschickt.

Man weiß inzwischen bestimmt aus Krusensterns Berichten, daß die europäischen Glaubensboten zu Kantong scharf beobachtet, und nicht ins Innere des Reichs gelassen werden. Dies mag sich auch auf diejenigen Evangelischen beziehen, welche von der Missionsgesellschaft zu London im Jahr 1807 nach Kantong geschickt wurden. Es waren die beiden Prediger William Milne und Robert Morrison. Diese, nachdem sie sich in der Sprache China's befestigt

hatten, beschäftigten sich besonders mit Verbreitung der Bibel und anderer Erbauungsbücher in chinesischer Sprache; eine Arbeit, welche guten Fortgang zu haben schien. „Denn die Chinesen sind (schrieb Marrison unterm 11. Jänner 1814 aus Kantong) lernbegierige vernünftige Leute; sie lesen gern, und nehmen Bücher und Belehrungen dankbar an.

Inzwischen ist gegenwärtig an Verbreitung der Bibel in China wenig zu denken, da die Regierung nicht nur, aus Furcht vor Verschwörungen, alle religiöse Versammlungen, sondern auch die Bücher der katholischen Kirche verboten hat, um die religiöse Schwärmerei zu vermindern, zu welcher das gemeine Volk mehr, denn je, Neigung äussert.

Die katholischen Bekehrer in China werden ohne Zweifel den evangelischen Bekehrern nicht geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Mandarinen und der Hof selbst thun können. Denn beide bringen ihre Vorurtheile und kirchlichen Feindschaften aus Europa mit sich nach Asien. Ein protestantischer Chinese wäre in den Augen von Dominikanern und Kapuzinern so beklagenswerth, als ein Heide. Und hinwieder wird der protestantische Missionär nicht ohne Mitleiden die katholischen Chinesen vor den Heiligenbildern knien sehen. Beide Parteien werden sich,

wie es in andern Gegenden von den Missionarien geschah, gegenseitig verketzern, und vor einander warnen, und damit das Christenthum selbst den gebildetern Chinesen noch verächtlicher machen.

Das traurige Schauspiel — schon zu oft ward es, wie in Europa, auch in andern Welttheilen gegeben; man lese nur die Missionsberichte der Katholiken und Protestanten! — beurkundet, wie wenig der große Haufe der europäischen Geistlichen aller Kirchen den Geist Jesu Christi erfaßt habe.

7.

Hinblick auf Tunkin, Kochin-China, und das Reich der Birmanen. Die Palisprache.

Südwärts von China, durch ungeheure Wüsten und schroffe Gebirge von demselben getrennt, breitet sich das große, von Bergketten und fruchtbaren Thälern durchschnittene Reich Tunkin aus. Die Einwohner dieses Landes, gegen zwanzig Millionen an der Zahl, mongolischen Stammes, haben milde Sitten, geistreiches Wesen und eine der chinesischen ähnliche Bildung in Kunst und Wissenschaft. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sie von Völkern am Ganges aus frühern Zeiten empfangen zu haben. Sie ehren ein höchstes Wesen; mehr noch beten sie zu Schutzgeistern ihrer Familien und Gemeinden, in zahllosen Tempelchen.

Im Innern des Gebirgslandes, wird erzählt, verehrt man mit Opferdienst nur den bösen Geist, vielleicht aus demselben Grunde, wie viele europäische Christen mehr aus Furcht vor ihrem Teufel, als aus Liebe zur Gottheit, fromm sind.

Hierher waren schon im siebenzehnten Jahrhundert die Jesuiten Baldinotti, Marquez und Alexander von Rhodez gegangen, den Gekreuzigten zu verkünden. Was sie und ihre Nachfolger aber von der Macht ihres Wortes unter den Heiden rühmten, daß sie in wenigen Jahren zweihundert schöne Kirchen in vier Provinzen des Reichs gehabt, und bei achtzigtausend Tunkinesen binnen zwei Jahren (1645 und 1646) getauft hätten, scheint eine jener Uebertreibungen zu sein, deren sich die Jesuiten gern bedienen, entweder ihren Ruhm in Europa zu vergrößern, oder andern ihrer Brüder Muth zur Nachfolge einzuflößen. Daß sie aber mit ihrem Bekehrungswerke Aufsehen in Tunkin erregten, und vielleicht Störungen der Ruhe, ist wahrscheinlich genug. Denn im Jahre 1721 wurden alle aus dem Lande verwiesen; viele der Bekehrten, besonders reichere Personen, geplündert, mit Sklaverei, selbst mit dem Tode bestraft. Von Macao sandten die Portugiesen neue Bekehrer dahin; doch mußten diese ihre wahre Absicht sehr geheim halten. Und wiewohl Kriege und

bürgerliche Unruhen die Vollziehung der Gesetze eine Zeit lang lähmten, blieben die Gesetze selbst nicht ganz vergessen. Noch im Jahre 1775 wurden zwei Dominikaner, weil sie als Bekehrer verrathen waren, feierlich hingerichtet.

Inzwischen hatte der Same des Christenthums dennoch in diesen Thälern Ostasiens Wurzel gefaßt. Und wie häufig auch die Bekehrten der öffentlichen Verachtung, den Gelderpressungen der Statthalter, oder der Raublust des Pöbels preisgegeben waren, pflanzten sie doch beharrlich ihre edlern Ueberzeugungen fort. Nach römischen Missionsberichten ist der Kaiser von Tunkin, Namens Dscha-Loang, duldsamer und gnädiger. Er hat das alte Verfolgungsgesetz zurückgenommen; dem katholischen Bischof de la Barbette gestattet, mehrere Klöster für fromme Kreuzverehrer zu errichten, und den Christen unangefochtenen Gottesdienst erlaubt. Die Anzahl derselben unter vier Bischöfen betrug (im Jahr 1807) 307,000 Seelen; wenigstens gab diese Zahl ein Missionär, der seit achzehn Jahren diese Länder bewohnt und bereiset hatte, dem Franzosen Renouard de St. Croix an, welcher die Küste und den Hafen von Turon besuchte.

An Tunkin stößt, als Fortsetzung der Ostküste Hinter-Indiens und des tunkinischen Kaiserreichs, das Gebiet von Kochin-China. Auch hier ward

seit länger denn anderthalbhundert Jahren von Franziskanern, französischen Priestern und Jesuiten die Bekehrung der Völkerschaften versucht, welche in Sprachen, Sitten und religiosen Begriffen mehr oder minder Verwandtschaft mit ihren Nachbarn zu haben scheinen. Wie in Tunkin und China führten sich die Missionarien auch hier zuerst, als europäische Mathematiker, bei den Großen des Reichs und am Hofe ein. Als solche genossen sie Schutz und Achtung; empfingen sie sogar Hofämter, und die Jesuiten wußten sich derselben zu versichern, um großen Einfluß zu behaupten. Pater Siegbert erhielt sogar (1741) die Ehre, der kaiserlichen Majestät zu Kochin-China oberster Hundehüter zu werden.

Der römisch-katholische Kirchenglaube hatte in Kochin-China schon herrlichen Anfang, als im Jahr 1751 alle europäischen Missionarien aus dem Lande gejagt, alle Kirchen auf Befehl des Hofes niedergerissen wurden. Die meiste Schuld dieses Unglücks trug abermals die Unverständigkeit der christlichen Glaubensboten selbst. Denn Jesuiten, Franziskaner und Dominikaner nährten auch hier die europäische Eifersucht ihrer Orden gegen einander fort; und der Streit um Jansenismus tönte zu Bak-Kingh und Cachao in Kochin-China so lärmend, wie in Paris und Rom. Jeder der Orden wollte auch hier das Meiste gelten, haben

und thun. Aus Europa wurden zwar mehrere geistliche Abgeordnete an sie gesandt, Frieden zu stiften; man theilte unter sie das Land; gab die eine Gegend des Reichs zum Missionswerk den Jesuiten, die andere den Franziskanern; zwischen beide setzte man die französischen Geistlichen. Doch blieb Alles eitel. Die Machtsprüche der Päpste selbst besserten nichts in einer Ferne, wo die Jesuiten schlau und trotzig den Verordnungen des heiligen Vaters auszuweichen verstanden. Alles endete, wie gesagt, mit Verbannung sämmtlicher Bekehrer.

Zwar späterhin, seit dem Jahr 1774, wurde ihnen wieder Zutritt erlaubt, und den Christen, die bis dahin ihres Glaubens wegen mißhandelt worden waren, mehr Recht gestattet; — doch ruht über den gegenwärtigen Stand des Christenthums bei den Kochin-Chinesen tiefe Dunkelheit. Wir wissen nur durch den alten Missionär, welchen Renouard de St. Croix im Hafen von Turon sprach, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Mitteln zu Seminarien, die Anzahl der Geistlichen sehr verminderte, während im Lande wohl sechsmal hunderttausend katholischer Christen wohnten.

Wahrlich, wenn man die in der Mitte des achzehnten Jahrhunderts über die kochinchinesischen Missionen gewechselten zahlreichen Streit-,

Anklage- und Rechtfertigungsschriften lieset; — wenn man von der einen Seite die stille Sehnsucht der gutmüthigen Tunkiner nach Kenntniß des Höchsten, und daneben die Unwürdigkeiten der christlichen Priester, ihre Nichtswürdigkeiten, erblickt, so wird man zweifelhaft, ob nicht ein frommes Heidenthum beiweitem solchem ruchlosen Christenthum vorzuziehen sei. Da die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung im Jahr 1738 den Bischof de la Beaume, als Pater Visitator, nach Kochin-China geschickt hatte, verursachten ihm die Jesuiten den bittersten Verdruß, und spielten hundert ärgerliche Possen, um ihm die Sendung zu verleiden. Die Einen machten ihm seinen Koch, die Andern ihm seinen Wundarzt abwendig, welchen er zur Pflege der Gesundheit mit sich gebracht hatte. Und als er vor Kummer erkrankte, trieben sie den Spaß, eine ganze Kuppel springender, bellender, heulender Hunde in sein Haus zu schicken, die der Ueberbringer für ein Geschenk des Kaisers ausgab, der den Pater Visitator zu seinem Hundehüter ernannt haben sollte! Der alte de la Beaume starb wirklich darüber vor Herzeleid.

Es spitzt sich Hinter-Indien südwärts in eine über zweitausend Geviertmeilen große, von Sümpfen, Gebirgen und endlosen Waldungen bedeckte Halbinsel aus. Dies ist Malakka, Ur-

heimath der verschmitzten und tückischen Malaien, deren Geschlecht und Sprache sich über alle Eilande Asiens bis zu der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, im australischen Ozean bis zu den Sandwichinseln verbreitet hat. Sie wohnen da im Innern des Landes mit unzähmbarer Freiheit unter verschiedenen Häuptlingen; arm, genügsam, trotzig. Ihre religiösen Vorstellungen sind roh, wie ihre Sitten. Man spricht, daß sie in ihren endlosen Urwäldern noch Menschenopfer bringen. Und Malakka, die vornehmste malayische Stadt, ist der Hauptmarkt des Handels für die ganze Halbinsel.

Auch hieher kamen früh, schon mit den portugiesischen Kaufleuten des sechszehnten Jahrhunderts, katholische Priester, das Reich Gottes zu offenbaren. Aber sie begnügten sich mit der Predigt an den Küsten. Daß ihre Arbeit nicht ganz vergebens gewesen, beweiset das Dasein eines Bischofes in Malakka, dessen Kirchsprengel jedoch weder ausgedehnt, noch sicher ist. Den Niederländern lag mehr am Pfeffer, Zinn und Elfenbein, als an der Bekehrung der Malaien. Nachdem die niederländischen Besitzungen von den Briten in den Napoleonischen Kriegern erobert worden sind, sandte auch die Londner Missionsgesellschaft nach Malakka Boten des Heils zur Aufklärung der Ma-

laien. Der erste dieser Boten war C. H. Thomson, von dessen Schicksal wenig kund geworden ist.

Erst seit M. Symes seine im Jahr 1795, auf Befehl des Generalgouverneurs von Ostindien, in das Königreich Ava gemachte Gesandtschaftsreise der Welt mitgetheilt hat, ist neues Licht über die Reiche und Länder und Völker angezündet worden, welche die Westküste Hinter-Indiens und den größten Theil dieser ungeheuern Halbinsel ausfüllen. Da erst vernahmen wir wieder von dem goldenen Land des alten Ptolomäus; dem Arrakan, Siam, Ava und Pegu der Portugiesen, von dem, seit deren Entdeckungs- und Handelsfahrten zu den Weltgegenden jenseits des Ganges, nichts mehr erschollen war; da erst von dem großen Reiche der Birmanen, welches der unternehmende und geistvolle Alompra in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet hatte, welcher sich aus dem Stande eines gemeinen Jägers auf den Kaiserthron von Umerapura zum unumschränkten Gebieter über Ava, Pegu, Arrakan, Meklay und Westsiam erhob; da erst von der höhern Bildungsstufe dieser Nationen; von ihren gewerbreichen großen Städten; ihren prachtreichen Palästen, Tempeln und Klöstern; ihren milden Sitten; ihren Schätzen, ihren Bibliotheken, ihren alterthümlichen Gesetzen und Uebungen. China und Japan stehen auf kei-

ner höhern Staffel der Gesittung; aber die Birmanen sind minder verschlossen und argwöhnisch. Selbst ihre Frauenzimmer haben die Freiheit geselligen Umgangs, wie bei europäischen Völkern. — „Ihre Gesetze, sagt Symes, sind weise und voll gesunder Moral. Ihre Polizei ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Weder durch Vorurtheile von Kasten und Adelschaft auf erbliche Handthierungen beschränkt, noch durch Religionsordnungen vom Umgang mit Fremden ausgeschlossen, sind die Birmanen von Natur freundlich und gastfrei auch gegen den Ausländer, mehr zu männlicher Offenherzigkeit, als zu höflicher Verstellung geneigt. Die Kenntnisse sind in diesem Lande so ausgebreitet, daß kein Handwerksmann und selbst beinahe keiner aus der untersten Volksklasse anzutreffen ist, der nicht lesen und schreiben könnte (was in vielen europäischen Ländern selten ist, die sich mit Zivilisation brüsten wollen).“

Nachbarn des hohen Tibet und der Braminen am Ganges, haben die Birmanen in ihren religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit den bei jenen herrschenden. Ja, es sind dieselben Grundbegriffe jenes Glaubens, der, ausgebreiteter, als selbst die christliche und muhamedanische Religion, doch ungleich älter, als beide, ganz Süd- und Ostasien erfüllt, auf den Bergen

Tibets, wie in Tunkin und Kochin-China, in Ceylon wie in Japan und China gilt.

Hier ist Anbetung eines höchsten Wesens, hier Verehrung des menschgewordenen Gottes, oder göttlichen Gesandten, der von den Birmanen unter dem Namen und Bilde Gaudma's und Budda's in zahllosen Tempeln verehrt, von den Siamern Somodo-Codom, auch Bud, auch Po (der Chinesen Foh) genannt wird. Hier finden wir wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von Seligkeit und Strafe der Seelen am Ende ihrer Wanderschaft; von der Milde und Barmherzigkeit Gottes, die, wie seine erste Eigenschaft, auch die erste Tugend der Menschen sein soll. Hier erblicken wir wieder die Aehnlichkeit kirchlicher Vorstellungen und Gebräuche mit christlichen, die wir schon in Tibet sahen. Auch der Gaudma ist ein von einer Jungfrau geborner Gottessohn; auch hier hört man vom Fegfeuer; sieht man Mönchs- und Nonnenklöster, Rosenkränze, religiöse Prozessionen, geschorne und barfüßige Klosterbrüder, die täglich im Chor singen, kein Geld haben dürfen und ehelos leben; auch hier wird Beichte gehört und Ablaß der Sünden ertheilt.

Wenn nicht viele jener Lehren und Gebräuche aus der vielleicht ältesten Religion Asiens durch orientalische Christen nachmals in die katho-

lischen Kirche übergegangen sind, muß man allerdings über die Aehnlichkeit der katholischen Kirche, ihrer Vorstellungen und Uebungen (die doch erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgenommen wurden), mit denen von Hindostan, Tibet, Japan, Korea, China, Siam, Ava, Pegu, Ceylon u. s. w. in Verwunderung gerathen. Denn daß dies im weiten Asien Alles nur Wirkungen und halbverwischte und verwilderte Spur des untergegangenen nestorischen Christenthums sein könne*), fällt Niemandem ein, seit uns das vorweltliche Asien heller geworden.

Wie bei den Hindus, Tibeten und Japanern die heilige Schriftsprache verschieden ist von der im bürgerlichen Leben, also ist sie auch bei den Birmanen. Hier ist die Palisprache die heilige und uralte der Anhänger des Budda oder Gaudma, und nimmt dieselbe Stelle bei den Birmanen für geistliche Gegenstände ein, wie das Sanskrit bei den Braminen, das Arabische bei den Muhamedanern, das Lateinische bei den römisch-katholischen Christen. Die Kenner der orientalischen Sprachen erkennen die Palisprache für die

*) Wie La Croze in seiner Histoire du Christianisme des Indes S. 518 glaubte, ohne dafür irgend einen haltbaren Beweis zu kennen.

älteste Tochter, welche von der Sanskrit ausgegangen seyn mag. Aber aus den sanskritischen Büchern weiß man, daß Pali einen Schäfer bedeutet, und daß die ältesten Bewohner Hindostans Pali geheißen haben. Wem fällt hierbei nicht das Palibothra des Plinius, und Mela, jene berühmte, nun verschwundene Stadt des hohen Alterthums aus Indien ein?

Der gelehrte Hager knüpft an diesen Namen noch größere Erinnerungen. Wohl möglich, daß von diesen Pali's, dem Urvolke Asiens, auch Palistan (Palästina) benannt wurde! Von hier aus drangen ja einst die Schäfer erobernd in Aegypten ein, die Hirtenkönige (die Hyksos)! Bruce in seiner Reise nach Habesch meldet, daß Schäfer jener afrikanischen Fluren noch heute Balus geheißen werden. Die römische Göttin Pales, der zum Preise die Palilien gefeiert wurden, hieß die Göttin der Schäfer. Schwerlich war sie Roms Erfindung. Ist nicht bekannt, daß manche Wörter, wie serpe, capilla, hora, im Sanskritischen genau dasselbe heißen, wie im Lateinischen? und daß in der slavischen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der lateinischen, und viele Wörter aus der sanskritischen Sprache leben?

Schon bei den Babyloniern war Saka (der Tibeter und Japaner Schaka) göttlich verehrt. Aber kaldäisch oder assyrisch heißt Sakiah ein

Prophet. Daß er, oder Budda, der Urheber der Religion Südasiens, der Sohn einer Jungfrau gewesen, wußte auch schon St. Hieronimus (Adversus Jovinianum L. 5). Gaudama (Sommonocodom), wie die Birmanen den Budda nennen, heißt im Phönizischen, Syrischen und Kaldäischen, nach Hagers Erklärung, der Alte, der Erste, der Vorhergehende!

Die Schamanen der lamaischen Religion bei den Mongolen und Kalmuken, die Schammers oder Schemmers in Tibet, von denen ich schon sprach, die Schemuen der Chinesen, alle sind schwärmerische Büßer, Einsiedler, mit Himmlischem Beschäftigte. Das waren auch die Gymnosophisten, die Samanäer des Alterthums, dem Cicero und Plutarch bekannt, jene syrischen Eremiten, von denen Plinius sagt: Per sæculorum millia incredibile dictu, gens æterna, ein ewiges Volk, schon seit Jahrtausenden da.

Gleichwie alle Sprachen, todte und lebendige, unter einander geschwisterlich, auf eine erste zurückdeuten, von welcher Urmutter sie insgesammt, oder doch meistens ausgegangen sein mögen: also deuten alle Religionen in ihren Vorstellungen und Bildern und Bräuchen auf Begriffe und Uebungen eines verschollenen Urvolks heim. Ich kehre aber zur Bezeichnung der gegenwärtigen

Ausbreitung des Christenthums unter den Birmanen zurück.

Als der kühne Handelsgeist der Portugiesen im sechszehnten Jahrhunderte ihre Flotten bis zu den Gestaden Siams und Pegu's führte, begründeten sie zugleich mit ihren ersten Niederlassungen Stiftungen zur Heidenbekehrung. Mit Recht erstaunten schon damals christliche Mönche und Priester, dort unter vermeinten Heiden Mönche zu finden, von denen sie in vielen Tugenden übertroffen wurden. Die Klöster der Birmanen waren und sind noch heute Tempel der Gastfreiheit für Fremdlinge und Unglückliche. Priester und Novizen, gutthätig gegen Menschen, mitleidig gegen Thiere, deren sie keins zur Speise tödten, die Liebe des Nächsten als höchste Tugend predigend, fallen nicht, wie europäische Bettelmönche, durch Almosensammeln, oder daß sie Andere für sich arbeiten lassen, zur Last. Sie bauen zu ihrem Unterhalte das ihnen geweihte Feld mit eigener Hand, und haben noch zum Wohlthun übrig.

Die Waffen der Portugiesen, den Birmanen in ihren Kriegen gegen Pegu nützlich, machten den Namen der tapfern Christen im Lande achtungswürdig. Die Missionarien verkündeten daher ohne Furcht und mit Erfolg das Evangelium der abendländischen Welt. Wie aber nachmals Por-

tugals Größe sank, und dessen Besitzungen von den Holländern erobert wurden, verloren die christlichen Ansiedler Zahl und Bedeutsamkeit. Sie wären in verachtetem Zustande endlich ausgestorben, hätte nicht Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten neue Versuche gemacht, die Lehre der römischen Kirche in Siam fortzupflanzen. Doch schon im Jahre 1720 waren die französischen Missionarien in schlechten Umständen. Sie hatten oberhalb Siam, am linken Ufer des Mayguastromes, einen Bischof, nebst einer Kirche und einer Schule für Neuzubekehrende. Letztere kamen gewöhnlich am zahlreichsten, wenn die Aernten mißlungen waren, aus den Hefen des Volkes, zu den Christenschulen, und verschwanden wieder mit der Theurung der Lebensmittel.

Aehnliche Schicksale hatten die Sendungen der Christen in Pegu und Ava. Dort sieht man noch heute die traurigen Ueberbleibsel portugiesischer Stiftungen, welche die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung während des achtzehnten Jahrhunderts mit rühmlicher Aufmerksamkeit unterhalten hatte. In der andern Hälfte des genannten Jahrhunderts machte sich der Missionar Percotto durch zwanzigjährigen Eifer um die heilige Sache verdient. Dem folgte, von der Propaganda gesandt, Vicenzo San Germano, ein Italiener; ein ehrwürdiger, frommer,

verständiger Mann. Im Jahr 1795 lebte derselbe unweit Rangun, einer der ersten Seestädte Pegu's. Seine Gläubigen bestanden, nach Major Syme's Erzählung, der ihn selbst sprach, aus den Abkömmlingen der Portugiesen, die, obgleich sie noch zahlreich waren, dennoch insgemein sehr dürftig lebten. Bei dem allen hatten sie sich eine niedliche Kirche gebaut, und für ihren geistlichen Herrn ein Stück Landes erkauft, wo er bequeme Wohnung sammt Garten besaß. Er lebte von freiwilligen Beiträgen seiner Gemeinde, wofür er hinwieder die Kirchenandachten zweimal des Tages verrichtete, und die Kinder seiner Glaubensgenossen in den Lehren der römischen Kirche erzog.

Seit aber die Briten engere Verbindungen mit den Birmanen für ihren Handel angeknüpft hatten, sannen auch die Londoner Sendanstalten auf Verkündung der Religion Jesu in diesen Gegenden. Die Baptisten-Missionsgesellschaft wählte ebenfalls Rangun für ihr frommes Unternehmen zum Hauptpunkte. Die Stadt, mit etwa fünftausend Häusern, von dreißigtausend Seelen bevölkert, und seit 1807, da sie durch Feuersbrunst verging, schöner aus der Asche hervorgestiegen, liegt bequem in der Nähe des Meeres, am Irawaddistrome, der, in Rücksicht der Länge seines Laufes, dem Ganges verglichen werden kann. Hieher wurden Judson und der Arzt Felix

Carey als die ersten evangelischen Glaubensboten im Jahr 1807 gesandt. Sie begannen ihre Arbeit mit Uebersetzungen der heiligen Schrift ins Birmanische, und in die Sprachen von Pegu und Siam. Der Kaiser gestattete ihnen nachmals (im Jahre 1813) auch in Ava eine Druckerei für das Bibelwerk zu errichten. Felix Carey reisete dahin, wo ihn der Kaiser zum Leibarzte ernannte, seinen Kindern die Kuhpocken einzuimpfen.

Zu Rangun selbst befinden sich, ausser den Missionarien und einer französischen Familie, gegenwärtig (1817) keine Europäer. Das Land ist fruchtbar und reizend, doch mangelhaft angebaut. Man spürt die Verwüstungen der langen bürgerlichen Kriege; Theurung und Noth beim gemeinen Volke ist nichts Seltenes.

8.

Schilderung Hindostans. — Engherziges ehemaliges Benehmen der ostindischen Kompagnie gegen die Missionen. — Schwarz von Sonnenburg. — Gang der protestantischen, Zustand der katholischen Missionen. — Die syrischen Christen.

Ausser den Ländern, welche dem russischen oder türkischen Zepter in Asien unterworfen liegen, ist keins in diesem Welttheile zahlreicher von Christen

bewohnt, als Indien diesseits des Ganges; keins, in welchem mit größerm Aufwande die Ausbreitung des christlichen Glaubens betrieben wird. Unermeßliche Urwälder, jetzt von den Briten angekauft, scheiden Bengalen vom Reiche der Birmanen.

Hindostan, vor allen Ländern von der Natur mit Fülle von Schönheit und Reichthum geschmückt, in Asien der Garten Gottes genannt, von dem, wie das Sprichwort sagt, der Araber träumt, wenn er Opium nimmt, war durch die Schätze seiner Baumwollenstauden, Perlen und Edelsteine dem frühesten Alterthume so hochwerth, als unsern Zeiten. Der Weg, welchen die Waaren Indiens nach andern Weltgegenden nahmen, machte Reiche in weitester Ferne blühend, und gab großen Städten Dasein. Als sich die Karavanen von Indien noch am Tigris und Euphrat hinaufzogen, prangte Babylon; in Aegypten Memphis und Theben; dann Palmyra oder Tadmor in den syrischen Wüsten, und Tyrus; darauf das ägyptische Alexandrien, Bagdad, Samarkand, Venedig, Amsterdam, London. Welches Volk den indischen Handel hatte, war das reichste und herrschendste. Welches ihn verlor, verlor sich in Bedeutungslosigkeit.

Gegenwärtig ist Indien die Grundsäule von Großbritanniens Größe. Kein Hindostan

mehr, und England wird sinken, wie Portugal und Holland sanken. Hindostan, von ungefähr siebenzigtausend Geviertmeilen Flächenraums, mit ungefähr hundert und zwanzig Millionen Menschen bevölkert, ist in unserer Zeit fast zur Hälfte britische Provinz. Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft umfaßten im Jahr 1815 einen Raum von 30,657 Geviertmeilen mit 40,058,408 Einwohnern.

Fast nirgends bewundernswürdiger als hier, erscheint in der Welt Macht und Ueberlegenheit europäischer Geistesbildung und Gesittung. Ein weites Land, der reichsten eins auf Erden, sowohl durch Kunstfleiß seiner Bewohner, als durch unerschöpfliche Geschenke der Natur; — ein weites Land, vielleicht älteste Heimath, erste Wiege des Menschengeschlechts oder doch der menschlichen Kultur; — ein weites Land voller tapfern Volksstämme, die, der Unabhängigkeit gewohnt, das Leben für sie zu opfern nie scheuten, und schon längst durch religiöse Ideen, durch bürgerliche Einrichtungen, durch Kunst und alte Wissenschaft stark waren; — dies Land gehorcht jetzt einem an Seelenzahl um mehr als die Hälfte kleinern Volke, das im Norden eines entlegenen Welttheils in mehr denn tausend Meilen weiter Ferne daheim ist! — Kaum sechsundvierzigtausend Europäer leben unter den vierzig Millionen Eingebor-

nen und halten sie alle im Zaum. Nicht mehr denn zwanzigtausend von diesen Europäern sind Soldaten, welche, weil sie für die weitläufigen Besitzungen an Zahl zu schwach wären, hundert- und vierzigtausend Eingeborne mit sich verbinden, die Eroberung sowohl gegen Eingeborne selbst, als gegen unabhängige indische Nachbarstaaten zu behaupten. Sogar für die bürgerliche Verwaltung des Landes sind neben etwa dreitausend europäischen Beamten über zwölftausend Eingeborne angestellt. Und dennoch bewegt sich dort Alles in fester, gesetzlicher Ordnung und Stille, ohne Störung, ohne Aufruhr, ohne Klage.

Es ist hier nicht der Ort, den Briten die Tonnen Goldes nachzurechnen, welche ihnen der Handel Indiens gewährt, und vermittelst deren sie den Welttheil ihrer nordischen Heimath mehr, als durch Gewalt ihrer Flotten und Heere leiten, nach Gefallen in Flammen setzen oder beruhigen. Wichtiger ist dem Freunde der Menschheit ihr Streben, europäische Kenntniß, Wissenschaft und Gesittung unter den Hindus auszubreiten, die ihrem Zepter gehorchen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß sie mit großem Fleiße die Schulen der Landesbewohner vermehren und verbessern. Das Kollegium zu Calcutta ist eine der vortrefflichsten Hochschulen, worin Jünglinge zur Bekleidung öffentlicher Stellen die wissenschaft-

liche Vorbildung empfangen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß die Eroberer, können sie auch nicht die verworrenen Religionsbegriffe, welche die Hindus vom frühen Alterthume ererbten, plötzlich durch das heilige Licht des Christenthums erhellen, dennoch mit Ernst die schauerlichen Wirkungen mancher von jenen religiösen Ideen schwächen. Denn wie schon zu des mazedonischen Alexanders und zu Cicero's Tagen, und gewiß weit früher noch, sich die Weiber der beiden vornehmsten Hindu-Kasten nach dem Tode ihrer Männer, mit allen ihren Kostbarkeiten, freiwillig zu verbrennen pflegten: so geschieht es noch zu unsern Zeiten. Aus geringern Kasten lassen sich die Wittwen lebendig begraben. Im Sommer 1812 bestiegen über hundert Wittwen verstorbener Braminen den Scheiterhaufen, die sich neben den Leichen ihrer Gatten von den Flammen verzehren liessen.

Ursprüngliche Vorschrift des alten Gesetzes will, der Scheiterhaufen solle, vor dem Hinauftritt der Wittwen, brennen, damit diesen noch im letzten Augenblicke freie Wahl bleibe. Die Engländer drangen im Jahre 1818 auf buchstäbliche Erfüllung der Satzungen, in der menschenfreundlichen Hoffnung, zwei jungen und liebenswürdigen Wittwen das Leben zu retten. Was von diesen nicht durch die rührendsten Bitten zu

erflehen gewesen war, den Holzstoß nicht zu besteigen, sollte die weibliche Scheu vor dem Anblick der Flammen bewirken. Eitle Hoffnung! Die jungen Schönen, nachdem sie die anwesende Menge des Volks beschworen hatten, achtbaren Gattinnen nie wieder auf ähnliche Weise die Vollstreckung heiliger Pflichten zu erschweren, gingen und verschwanden in den Flammen des Holzstoßes.

Der Generalgouverneur Wellesley arbeitete, während seines Aufenthaltes in Indien, vergebens der entsetzlichen Sitte entgegen. Inzwischen gelang ihm wenigstens, daß im Jahre 1802 die der Gottheit zu Jaggernaut durch älterliche Gelübde dargebrachten Kinderopfer aufhören mußten. Man warf sonst die Kinder den Krokodilen und Haifischen im Ganges oder im Dschilka-See vor, oder setzte sie aus. Eben so gelang es dem Obersten in der ostindischen Gesellschaft, Herrn Walker, ziemlich, bei einigen unabhängigen Völkerschaften auf der Halbinsel Guzzerate im Jahre 1812 die gesetzliche Ermordung der Töchter vornehmer Familien abzuschaffen. Nur im Jahre 1804 noch zählte man dieser unglücklichen dort umgebrachten Mädchen bei siebentausend!

Wenn schon diese, wie andere Unmenschlichkeiten und Entehrungen der Menschenwürde meistens Wirkungen uralter Vorurtheile, oder Mängel

in den bürgerlichen Ordnungen sein mögen: sind doch die religiösen Vorstellungen der Völkerschaften mehrentheils selbst eigentliche Urheberinnen oder Emporhalterinnen der Vorurtheile und Sitten, wie der bürgerlichen Einrichtungen. So sind die vier Haupt-Kasten der Hindus mit ihren vierundachtzig Unterabtheilungen nur den ältesten Religionsbegriffen entsprungen; oder wahrscheinlicher noch wurde diese Frucht des gräuelhaftesten Menschenzwanges durch Religion geheiligt und verewigt. Millionen der fähigsten und nützlichsten Personen sind damit von Geburtswegen, weil sie den untersten Kasten angehören, zur lebenslänglichen Verachtung und Hintansetzung verdammt.

Ohne Aufklärung der Nation durch einen menschlichern, oder vielmehr göttlichern, Glauben ist an keine wahre Erhebung derselben zu denken. Darum blieb sie zwischen Indus und Ganges seit Jahrtausenden in dem engen Ring ihrer Begriffe, Gebräuche und Lebensweisen. Wie sie Alexander der Mazedonier vor einundzwanzighundert Jahren fand, wie Strabo, der sizilische Diodor und Arrian sie beschrieben: so finden wir sie noch immer in dem alten Zauberkreise des Kastenthums, das todte Einerlei festhaltend, gleichsam versteinert. Sie steht in geistiger Hinsicht als sichtbares Schaustück der längst untergegangenen Vorwelt, vom Leben derselben zeugend da, gleichsam

wie eine ägyptische Pyramide unter den übrigen Bauwerken der Menschen.

Darum ist in seinen Folgen für die Weltgeschichte wichtiger, als alles Eroberer- und Gesetzgeberwerk der ostindischen Handelsgesellschaft, dasjenige, was zur Verbreitung des christlichen Lehrbegriffs unter den Hindus gegenwärtig geschieht. Denn die der Menschheit durch Jesum geoffenbarten Ideen werden unter jenem herrlichen Himmel neues Leben entzünden, gleichsam eine neue Welt bauen.

Es fehlte schon seit einigen Jahrhunderten nicht an Versuchen, unter den Indern das Christenthum allgemein zu machen. Allein die Versuche hatten geringern Erfolg. Es mangelte nie zwar an gottbegeisterten Männern, die gern das begonnene Werk ihrer Vorgänger fortgeführt haben würden. Es war nicht Ungelehrigkeit der Hindus, nicht die lange Reihe der dort geführten Kriege das vorzüglichste Hinderniß an Ausbreitung des göttlichen Wortes: sondern die britische, selbstsüchtige, über Geld Alles vergessende Krämerpolitik war es. Die Direktoren der britischen Kompagnie selbst verboten das Hieherverpflanzen edlerer Religionsbegriffe, weil ihre Staatsklugheit dieselben zur Sicherstellung ihrer Herrschaft über die unermeßlichen Besitzungen nicht nothwendig, oder wohl gar für gefahrvoll hielt. Mit denselben

Regierungsgrundsätzen, nach welchen noch heutiges Tages europäische Herren die Aufklärung des Volks, das Schulwesen ihrer Unterthanen hemmen wollen, waren die Direktoren der ostindischen Gesellschaft mit allen Abscheulichkeiten, allem Unwesen indischer Vorurtheile zufrieden, so lange ihre asiatischen Unterthanen nur leisteten und zahlten, was sie leisten und zahlen sollten. Ohne Erlaubniß durfte daher kein Missionär nach Ostindien kommen; und die Erlaubniß wurde nur höchst selten ertheilt. Um sich im Besitzthume der Eroberung zu stärken, gab man sogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweise vor den Christen Zutritt zu den angesehensten Staatsämtern. Ja, während man mit großthuerischer Duldsamkeit die ämsigste Verbreitung des muhamedanischen Glaubens gestattete, trug man kaum Sorge, dem Christenthum durch das Aeussere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verschaffen. Zuweilen mußte selbst die englische Missionsgesellschaft, die seit dem Jahre 1698 die Verbreitung des Christenglaubens in Asien zum Lieblingswerke machte, so wie in unsern Zeiten die papistische Missionsgesellschaft, für ibre Missionarien in dem dänischen Ostindien einen Aufenthalt suchen, der ihnen im Britischen versagt war.

Die einzige protestantische Mission, welche eines Schutzes genoß, war auf der Küste von Koromandel, wo lutherische Prediger, unterstützt durch die „Londoner Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß“, seit einem Jahrhundert thätig. Diesen ist es gelungen, eine fromme Gemeinde von fünfzehn- bis zwanzigtausend christlichen Hindus um sich versammelt zu sehen. Hingegen als in neuerer Zeit andere Missionarien, ohne Erlaubniß der ostindischen Kompagnie, ihren Weg nach Indien, vermittelst der dänischen Niederlassung zu Friedrichsnagor (oder Serampore), fanden, wurden diejenigen, welche nachher zur Ersetzung der ersten und verstorbenen Lehrer nachgeschickt waren, von den Direktoren aus dem Lande gewiesen. — Das war die Wirkung der engherzigen, selbstsüchtigen Kaufmannsklugheit! derselben, welche noch in unsern Tagen wider die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei das Wort zu erheben nicht erröthen mochte. — Wahrlich, die Attila's, die Robepierres und andere Neronen sind nicht die einzigen Ungeheuer, welche für Geld und Herrschaft die Menschheit abschlachten mögen! Es leben der geistesmörderischen Herrscherlinge mehr, die, um allein Menschen zu sein, die übrigen in Thiere verwandeln möchten.

Mit dem Jahre 1813 aber, als das Direkto-

rium der ostindischen Kompagnie für die längere Dauer ihrer asiatischen Staatsverwaltung mit der britischen Regierung und dem Parlament in neue Unterhandlungen treten mußte, veränderte sich die Lage Ostindiens. Der edelherzige Doktor Buchanan, welcher auf seinen Reisen durch die große Halbinsel diesseits des Ganges jene Unfugen der feigen Kaufmannspolitik gesehen hatte, war muthig genug, zu eben derselben Zeit alle Schändlichkeit aufzudecken*). Die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß“ in London brachte die traurige Lage der Religion und das Benehmen der Direktoren in Ostindien öffentlich und vor dem Parlament zur Sprache, und zeigte, mit welcher unmenschlichen Kunst und Geflissenheit man dort ungefähr sechszig Millionen britischer Unterthanen aller Gelegenheit beraube, den Glauben der Christen kennen zu lernen. Es liefen vom 15. Hornung bis zum 12. Brachmond 1813 beim Parlament sechsunddreißig Bittschriften mit achthundert siebenunddreißig namentlichen Unterzeichnungen für diesen großen Gegenstand ein.

Im Parlament geschah endlich der Vorschlag,

---

*) Buchanans neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Asien. Stuttgart 1813.

daß die britischen Besitzungen Ostindiens künftig eine kirchliche, für sich unabhängige Verfassung haben sollten, und diese unter die Leitung eines evangelischen Bischofs und dreier Archidiakonen gestellt werde. Es empörte sich gegen das, was obrigkeitliche Pflicht, was Menschlichkeit, was gottergebener Sinn, was gesunder Mutterwitz geboten, zwar laut und lärmerisch auch diesmal arglistige Klugheit, erschrokkene Selbstsucht, durch Herkömmlichkeiten verschrobener Menschenverstand, in liebevolle Duldsamkeit verkappte Unduldsamkeit. Aber die Castlereaghs und Smiths, der unsterbliche Wilberforce, der weise Thornton und Andere erhoben sich für die heilige Sache des Christenthums gegen Christen und siegten. Mit einer Stimmenmehrheit von neunundachtzig gegen sechsunddreißig wurde der Antrag angenommen, von der Kammer der Pairs ohne Widerspruch genehmigt, und so der Bill der ostindischen Handelsgesellschaft als Staatsgesetz einverleibt.

Calcutta ward zum bischöflichen Sitz der britischen Kirche in Ostindien und der fromme Thomas Fanshaw Middleton zum ersten Bischof von Indien erwählt. Jene eitle Furcht, welche man in England vor Verbreitung des Christenthums in Indien erregen wollte, oder schon hatte, als würden damit bürgerliche Unruhen

und Empörungen veranlaßt werden, verschwand seitdem. Sie war nur das Kind des Vorurtheils, der Unkunde oder des Stolzes gewesen. Denn beinahe alle alten Regentenstämme der Hindus sind in eine solche Abhängigkeit von der britischen Regierung versunken, daß sie sich zu keinem Widerstand aufgelegt fühlen, zumal wenn man gerecht gegen sie ist, und — was ohnehin dem Geist der Jesuslehre widerstrebt — in Glaubensdingen ungewaltsam geht.

Und seit jenem Jahre verzehnfachten sich die evangelischen Bekehrungsanstalten Hindostans, die, ehe ein Jahrhundert verstreicht, gänzliche Umwälzung der Begriffe, große Verwandlung der Sitten, wahre Geistesverjüngung Hindostans zur Folge haben müssen. So bewundernswürdig die freigebige Begeisterung der britischen Gesellschaften ist, so rührend ist anderseits die treue Hingebung derjenigen, welche Verwandte, europäisches Vaterland und europäische Genüsse auf immer vergessen, um lebenslang mit großen Entbehrungen unter den Hindus zu wandeln und gleich den ersten Jüngern des Weltheilandes die Liebe Gottes, sein Vaterthum und die Vergeltung der Ewigkeit neben den Pflichten der Menschheit zu offenbaren. Die Thätigkeit der zahlreichen Bibelgesellschaften, welche die heiligen Urkunden des Christenthums in alle Sprachen Hindostans übersetzen und jährlich zu

vielen tausend Exemplaren vertheilen lassen, kommt den Arbeiten der frommen Christusboten nicht wenig zu statten. Denn Hindus, Muhamedaner, Perser, Chinesen, katholische Christen lesen das Gotteswort; — Kinder lesen in den Schulen; — Braminen lesen es aus Wißbegier; — und die erhabenen im kindlichen Geist ausgesprochenen Wahrheiten, welche jeder Vernunft einleuchten, die tiefsten Räthsel des Lebens lösen, Gott, Ewigkeit und Menschheit in herrlicher Verknüpfung offenbaren, wirken auf Gemüth und Erkenntniß still und groß.

Ich will hier nicht von den Christengemeinden der Briten und übrigen Europäer in den Städten und Vesten längs den indischen Küsten, oder im Innern des Landes, von ihren alten, zahlreichen Kirchen und Schulen reden. Sie sind bekannt genug. Jede Erdbeschreibung nennt sie. Wohl aber will ich in leichten Umrissen darstellen, wie weit die Glaubensverkünder im britischen Hindostan vorgedrungen und verbreitet sind.

Eine der ältesten britischen Sendanstalten ist die zu Madras. Schon im Jahre 1728 kamen hieher einige lutherische Prediger, die in der volkreichen Stadt, worin über dreihunderttausend Malabaren, Chinesen, Armenier, Hindus, schwarze Juden, Muhamedaner, Europäer und Mestizen leben, Gelegenheit genug fanden, frommen Wün-

schen Genüge zu leisten. Hier, gleichwie weit umher in der ganzen Landschaft, ist seitdem schon Großes bewirkt worden. In dieser Provinz ist der berühmteste Wallfahrtsort der ostindischen Katholiken, das vermeinte Grab des Apostels Thomas zu Meliapur; in dieser Provinz Bells berühmte Schule für Hinduskinder zu Egmore, und ausser den alten von Portugiesen und Dänen gestifteten Christengemeinden manche neue entsprungen, wie die zu Sadras und Wöperi unweit Madras. Nur um zehn Jahre jünger sind die die lutherischen Sendörter von Cuddalore. Die Anstalten von Tanjore, schon seit dem Jahre 1766 entstanden, sind gegenwärtig sehr blühend.

Die Hauptstadt des Reiches Madura, von den Briten abhängig, ist Tritschinapalli. Auch hier leben schon mehrere tausend Früher- oder Späterbekehrte verschiedener christlichen Kirchen. Hier war es, wo, wie im Reiche Tanjore, der wahrhaft weise und große Gottesbote Friedrich Schwarz, von Sonnenburg in der Neumark, ein Mann im Geist und Thun der Helden des Urchristenthums, durch des Glaubens Predigt beinahe ein halbes Jahrhundert lang unendliches Gute begründete. Er war ein Vater seiner Bekehrten, seiner Freunde, seiner Feinde. Unter den letztern standen schlau und tückisch die Jesuiten von Tanjore oben an. In freiwilliger Armuth

immerdar reich für die Armen, ward Lehren und Wohlthun sein Tagewerk. Durch ihn breitete sich das Christenthum tief in die Staaten Hyder Ali's aus, der den evangelischen Patriarchen hochehrte; durch ihn entstanden die Anfänge vieler christlicher Gemeinden; durch sein Mitwirken die zahlreichen, segenvollen Provinzialschulen des Reiches Tanjore. Noch wirken in seinem Geiste die von ihm gebildeten europäischen und hinduischen Jünger fort. — Serfodschi, der Rajah von Tanjore, ließ ihm noch im Jahr 1801 in der Kirche zu Tanjore ein Denkmal errichten, und unweit seiner Hauptstadt, in einem Dorfe, zu seinem Gedächtniß, eine Ernährungs- und Schulanstalt für fünfzig arme Christenkinder begründen. Das that der Rajah von Tanjore in rührender Ehrfurcht für den edeln Deutschen Schwarz von Sonnenburg! Man kann so viel selten von europäischen Fürsten für die verdienstvollsten Lehrer ihrer Reiche rühmen.

Die ganze Umgegend der großen Stadt Calcutta, des Hauptortes von Bengalen, der wichtigsten von allen Handelsstädten des heutigen Asiens (Kantong ausgenommen), wird gegenwärtig von evangelischen Heilsboten durchwandert. Da sind wenige Dörfer ohne Christen, ohne Schulen, ohne Bibeln. Zu Calcutta selbst ward von den Missionarien ein Schulhaus für achthundert Hindukinder beiderlei Geschlechts errichtet. Gleiche Thätigkeit

herrscht zu Serampore und in den Umgebungen dieser dänischen Stadt, sechs Stunden nördlich von Calcutta. In der Stadt Cutwa, noch dreißig Stunden weiter gegen Norden, im Bezirk Jessore; in Gumalty unweit der Stadt Gour (85 Stunden nordwärts Calcutta); in Digah, südwärts dem Ganges; zu Balasore in der Nähe des Tempels von Jaggernaut, am bengalischen Golf in der Provinz Assissa; zu Agra, der nun halbwüsten alten Hauptstadt der Großmoguln; zu Nagpore, der mahrattischen Hauptstadt von Berar; zu Patna, der großen babarischen Stadt, von der gesagt wird, sie umfasse eine halbe Million Einwohner; zu Bombay; zu Chittagong an den östlichsten Grenzen Bengalens unweit der birmanischen Wälder; zu Sirdhana nordwärts Delhi in der Nähe vom Lande der Seihks; zu Pandua am Fuße des chinesischen Gebirges; zu Allahabad, wo die Dschumna in den heiligen Ganges fällt, dem berühmten Wallfahrtsorte indischer Andacht, — in Gegenden, wohin selten sonst Europäer, nie Christusverkünder kamen, wandeln die britischen Heilsboten, lehren sie das Volk, gründen sie Schulen.

Nicht Europäer allein, auch bekehrte Hindus, bekehrte Braminen, bekehrte Armenier und Muhamedaner verkünden das Evangelium. Es ist ein wunderbarer Wetteifer. Nie sieht man ihn unge-

segnet. Man lehrt mit Eifer, tauft mit Vorsicht. Die Zahl der Tauflinge würde alljährlich noch größer sein, wenn sich die Muhamedaner wie die Hindus nicht fürchteten, durch öffentliches Bekenntniß des Christenthums das bisherige Ansehen bei den Ihrigen und ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Daher werden meistens die Bekehrten aus den niedrigern Volksklassen gewonnen; doch fehlen sie auch nicht aus den höhern indischen Kasten. Ja, selbst noch heidnische Schullehrer unterrichten die Hindukinder häufig im Lesen der Bibel.

Viele der Neubekehrten empfangen in der Taufe Namen, die sonst unter den Christen nicht üblich waren, aber nachahmungswürdig sind; z. B. Abdul Messi (Messias-Knecht), Inayut Messi (Gabe Christi), Nuwazisch Messi (Freundlichkeit Christi), wie wirklich drei indische Prediger zu Agra heißen; oder Taleb Messi (Messias-Jünger), Burrukut Ullah (Segen Gottes). Jetzt denkt man schon daran, höhere Schulanstalten zu stiften, worin Missionarien aus den Eingebornen gebildet werden sollen — ein Unternehmen, welches unfehlbar von glücklichen Erfolgen gekrönt werden muß.

Denn wie gut und ernst der Wille eines von Europa gekommenen Bekehrers sein möge, erschüttert, wenn sein Fuß Indien betritt, viel Uner-

wartetes die Festigkeit seiner Vorsätze. Jene hagern, unkräftigen Gestalten der Eingebornen, welche ihn da in ihrer ganzen Armseligkeit umschweben, deren unbekleideter Leib seinen Blick, deren rauhtönende Sprache ihr Ohr beleidigt, schreckt ihn um so mehr, je kräftiger und stolzer die daselbst angesiedelten Europäer, wie Wesen höherer Art, zwischen denselben einherschreiten. Ueberwindet er sich, ihres Gleichen, ihr Freund zu werden, so hat er Jahre lang mit Erlernung der Sprache, und noch länger mit den Vorurtheilen der Europäer gegen jene verachteten Wesen zu kämpfen. Denn selbst die menschenfreundlichsten Personen unter den angesiedelten Europäern halten es oft für unmöglich, die geistig verkrüppelten Hindus zum Christenthum zu leiten, und daher das Unternehmen für einen vergeblichen Versuch schwärmerischer Unerfahrenheit, oder Mangel an Urtheilskraft. Der gemeine Hindu hinwieder, voller Selbstsucht und Hinterlist, dabei knechtisch, kriechend und mißtrauisch, scheint durch den Eindruck des Kastenthums, der seit Jahrtausenden in seinen Geschlechtern vererbt worden ist, noch in einer langen Geschlechtsfolge religiös und moralisch unheilbar zu sein. Das ist das Werk des orientalischen Despotismus.

Noch haben wir, ausser den britischen Arbeiten zur Bekehrung der Hindus, jener zu gedenken,

welche schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der Küste Coromandel begannen, und deren Hauptort Trankebar ward. König Friedrich IV von Dänemark veranlaßte sie durch die edelsinnige Freigebigkeit, mit der er im Jahre 1706 ein Missions-Kollegium zu Kopenhagen gestiftet hatte. Der erste, welcher aus dieser Anstalt nach Indien ging, war der menschenfreundliche Gelehrte Bartholomäus Ziegenbalg. Was er zu Trankebar angehoben, setzten Andere in seinem frommen Geiste fort, kräftig unterstützt durch Frankens berühmtes Waisenhaus in Halle, wie durch die Londoner „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß.“ Nun blühen da der christlichen Gemeinden viele längs der Küste des Meeres.

Was aber alles bisher zur Verbreitung des Gotteslichtes über Hindostans Völkerschaften geschah, ist um so bewundernswürdiger, da es größtentheils durch Kraftaufwand von Privatleuten in Europa, besonders von Briten und Deutschen gethan ward. Zu Großthaten dieser Art, würdig höherer Menschen, welche mit göttlichem Gemüth auch Menschen entfernter Zonen, als Nächsten, lieben, waren Könige und Fürsten mitten in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Hoffeste zu arm an Geld und Muth. Doch wie viel jene Edeln geleistet haben mögen, es steht gering

neben dem, was in den unermeßlichen Länderstrekken noch zu vollbringen ist.

Weniger, als von Seiten der Evangelischen, ist von Katholiken in den Gefilden Hindostans geleistet worden. Ja, die katholischen Gemeinden, deren bei weitem die zahlreichsten vom Flusse Krishna bis zum Kap Comorin hinab zerstreut im Lande liegen, sind häufig in der verlassensten Lage. Die oberste Aufsicht der katholischen Christenheit in Indien steht eigentlich zween Erzbischöfen zu, deren einer in Goa, Metropolitan, und Primas des Orientes heißt. Der andere wohnt zu Kranganor, einer Stadt auf der malabarischen Küste, unter der britischen Präsidentschaft Bombay. Aber das Erzbisthum des letztern, schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts erledigt, ward bisher nur noch durch einen vom Metropolitan von Goa ernannten Generalvikar verwaltet.

Unter diesen Erzbischöfen stehen zwei Bisthümer, das zu St. Thomä bei Madras, und das zu Cochin. Aber auch sie sind seit Anfang dieses Jahrhunderts erledigt und vom portugiesischen Hofe, scheint es, während seiner heimischen unglücksvollen Schicksale, vergessen worden. Der Metropolitan von Goa läßt auch sie durch General-Vikarien verwalten. Sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe wurden von jeher durch die Könige von

Portugal eingesetzt, welche über die ostindisch Kirche das Patronatrecht behaupteten, und selbst andern katholischen Mächten das Befugniß versagten, Missionarien zu senden. Nur die römische Curie achtete dieses Rechtes nicht, ernannte vou jeher, unter dem Namen apostolischer Vikarien, Bischöfe in partibus, welche, unabhängig von den portugiesischen Landesbischöfen, nur der römischen Kongregation zur Glaubensverbreitung untergeordnet waren. Gegenwärtig sind drei derselben vorhanden, zu Bombay, Verapalli bei Cochin, und zu Pondichery, welche Missionarien bei sich haben, die Gemeinden ihrer Kirchsprengel zu besuchen.

Nach Angabe eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois, der seit fünfundzwanzig Jahren Indien bewohnte und durchreisete (1815), mochten ungefähr vier Fünftel von der Bevölkerung der portugiesischen Besitzungen Christen sein. Unter des Metropolitans von Goa unmittelbarer Gerichtsbarkeit stehen etwa fünfhunderttausend Seelen (aber dazu gehören auch die Katholiken auf der Insel Ceylon, etwa 140,000 an der Zahl), von vielen schwarzen Geistlichen, im Seminar zu Goa gebildet, versehen. Ueber zweitausend indisch-christliche Priester und Mönche gehorchen ihm.

Das Bisthum von Kranganar, welches sich bis Madura und zu den Ufern der Krishna aus-

dehnt, zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei zweihunderttausend bekehrter Hindus; jetzt kaum dreißig- bis vierzigtausend; das Bisthum St. Thomä nur etwa sechszigtausend; das zu Cochin bloß dreißigtausend.

Von den drei apostolischen Vikarien Roms hat der zu Bombay kaum über zehntausend Seelen in seinem Sprengel; der zu Pondichery etwa vier- bis sechsunddreißigtausend, der zu Verapalli hingegen die meisten, nämlich achtzigtausend eingeborner Christen. Auch werden von den Missionarien des Letztern allein noch unter den Hindus Bekehrungen gemacht, und jährlich bei vier- bis fünfhundert erwachsene Heiden getauft. Zu diesen Geschäften dienen theils italienische Karmeliten, theils eingeborne Priester. In den Umgebungen von Verapalli, Cochin und Travankor auf der malabarischen Küste bildet der Stamm der Nairen den größern Theil der Volksmenge. Unter allen Hindus ist er der strengste in Beobachtung der Kastengebräuche. Wer solche aufs leiseste verletzt, wird unwiderruflich ausgestoßen. Dieser Umstand kommt den Bekehrern zu statten. Dem den Verstoßenen, von allen Ihrigen verlassen, bleibt nichts übrig, als um nicht Hungers zu sterben, Christ oder Muhamedaner zu werden. Beiweitem die Mehrsten wählen jedoch lieber den Koran, als das

Christenthum. Denn der Glaube der Moslemim gewährt mehr Freiheit und Nutzen im Leben.

Unter einer von ihr abhängigen apostolischen Präfektur besteht auch zu Madras eine Send-Anstalt von italienischen Kapuzinern. Sie mögen in ihrer Umgegend zwölftausend Christen zählen. Vor hundert Jahren schon drangen die Kapuziner, das Kreuz predigend, durch das Innerste Hindostans bis Napoul und Tibet; doch ziemlich ohne Nutzen, wie dies auch mit den ehemaligen Sendungen französischer Jesuiten und portugiesischer Augustiner der Fall war. Als Ueberbleibsel ihrer Thätigkeit werden noch wenig besuchte Kapellen zu Agra, Lukno, Patna und andern Orten der Provinz Bahar gesehen. Die kleinen Gemeinden bestehen aber nicht sowohl aus bekehrten Hindus, als vielmehr aus Nachkömmlingen der Portugiesen und aus halbkastigen Personen, das heißt, Leuten, die aus Ehen von Europäern und Indierinnen entsprossen sind.

Der Verfall des katholischen Kirchenwesens ist in Hindostan kaum so groß, als der Verfall der Religiosität selbst in den Gemeinden. Die Missionarien erkennen es, und trauern. Die katholischen Hindus leben meistens in gröbster Unwissenheit. Mit aller Niederträchtigkeit, die sie aus ihren ehemaligen, verworfenen Kasten erbten, pflegen sie,

als Christen, die Völlerei und Ausgelassenheit des niedrigsten Europäerpöbels zu verbinden. Ihre ganze Frömmigkeit beschränkt sich etwa auf Beobachtung von äusserlichen Gebräuchen und auf Hersagen einiger Gebetsformeln, die sie kaum verstehen. Vom höhern Pflichtgefühl, von Erhebung und Heiligung des Gemüthes durch den göttlichen Glauben, weht sie keine Ahnung an. Es sind die alten Heiden mit dem Rosenkranz und Kreuz. Kirchenheilige vertreten bei ihnen die Stelle der alten Hindu-Götter. Einst kam zum evangelischen Prediger Corrie nach Agra ein Hindu und ein Katholik. Im Streit über die Ursachen des Erdbebens, den der Prediger entscheiden sollte, schwor der Hindu: das Erdbeben entstehe, wenn der Elephant, welcher die Erde auf seinem Rücken trägt, einen Fuß an sich zieht, um auszuruhen. Der Christ hinwieder versicherte, die Jungfrau Maria habe Schuld, welche die Erde aus ihrer Hand ihrem Sohn übergebe, um ein wenig auszuruhen.

Als Sultan Tippu damit umging, sämmtliche Einwohner seines Staates Mysore zum Koran zu bekehren, ließ er im Jahr 1784 plötzlich alle katholische Christen unter starker Bewachung nach Seringapatam führen. Es waren der Männer, Weiber und Kinde bei sechszigtausend. Er gebot ihnen, Muhamedaner zu werden und die

Beschneidung anzunehmen. Die Leute trugen auch gar kein Bedenken, seinen Befehl zu erfüllen. Keinem unter den Tausenden fiel bei, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden. — Nach Tippu's Sturz kamen die Abgefallenen und söhnten sich wieder mit ihrer christlichen Kirche aus, indem sie jesuitisch-schlau behaupteten: ihr Abfall sei nur äusserlich geschehen; sie hätten den wahren Glauben in ihrem Herzen versteckt gehalten.

Warum in den katholischen Missionen Hindostans das Christenthum die Gemüther so wenig durchdrang und verklärte, ist leicht zu lösendes Räthsel. Die römischen Heilsboten begnügten sich größtentheils, ihren Täuflingen einige dunkle Begriffe von Gott, der Jungfrau Maria, Christo und den Heiligen, von Hölle, Fegfeuer und Himmel beizubringen, sie auch zum Mitmachen kirchlicher Gebräuche abzurichten, und der Christ war fertig. Die Erwachsenen blieben ohne weitere Belehrung; die Kinder ohne Schulunterricht, alle ohne Bibel, ohne Andachtsbuch, aus welchem sie vom Wesen der Lehre des Weltbeseligers hellere Vorstellungen hätten erfassen können.

Eben diese Verderbtheit der meisten katholischen Hindus oder sogenannten „Portugiesen" flößt unbekehrten Hindus nur Grausen vor dem Christenthum ein. Und rechtschaffene Leute, wenn sie das Unglück haben, von ihrer Kaste verstoßen

zu werden, wenden sich daher lieber der Lehre des Propheten von Mekka zu. Zwar Keiner der Abtrünnigen ist von den Asiaten geachtet. Denn obwohl diese in jeder fremden Lehre Falschheit erblicken, mögen sie doch dem nicht vertrauen, welcher von der Religion seiner Vorfahren abfällt. Im fremden Glauben erblicken sie Irrthum, im Abfall hingegen Verworfenheit des Sinnes, welcher sich mit Untreue befleckt oder frevelvoll mit Heiligthümern spielt und zuletzt, ohne Heiligthum zu sein, verdächtig wird. Aber schonender beurtheilen sie den, welcher zum Koran, als den, welcher zum Kreuz der Europäer übergeht. Der Stolz des Hindu und des Mauren blickt mit Verachtung auf die sogenannten „Franken" herab. Man hält diese mehr für pfiffige Vernünftler, als für Leute von gesunder Vernunft, welche, um Geld gewinnen und es wieder durchbringen zu können, ihren Welttheil, ihr Vaterland, ihre Familie, Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit und Menschlichkeit im Stich lassen, und mit sich das Unglück hintragen, wohin sie kommen.

Auf der malabarischen Küste, besonders im Gebiete von Travankor, leben noch viele Jakobiten. Man nennt sie gewöhnlich syrische Christen, theils weil sie sich beim Gottesdienst und in ihrer Liturgie der alten syrischen Sprache bedienen, die vom Volk selbst aber nicht mehr gesprochen

wird, theils weil der ursprüngliche Sitz ihrer Kirche in Syrien ist. Ihr Bisthum zu Travankor, zu welchem ungefähr fünfzehntausend Seelen gehören, ist eins von jenen einundzwanzigen, die dem Stuhl des Patriarchen zu Der-Zaaferan in Mesopotamien untergeben sind, und deren ich schon gedachte, als ich die kleinasiatische Christenheit darstellte. Es versteht sich von selbst, daß Katholiken und Jakobiten hier zu Lande aus christlicher Liebe einander herzlich verachten, ungeachtet sie nur in den Lehren von göttlichen Geheimnissen, die Niemand versteht, von einander abweichen. Uebrigens haben beide in drei Dingen viel Verwandtschaft, nämlich in ihrer hierarchischen Form (auch die Jakobiten besitzen Bischöfe, Priester, niedere Geistlichkeit); in der Sprache, denn auch die Katholiken gebrauchen die alte syrische in ihren Kirchen, und in der Unwissenheit und Verwilderung ihrer Geistlichen und Laien.

Wahrhaft ruhmwürdig ist's daher, daß sich mehrere der evangelischen Engländer ohne Proselytenmacherei dieser verfallenen Kirchen annehmen. Der Resident der ostindischen Gesellschaft zu Travankor, Oberstwachtmeister Munro, faßte im Jahr 1815 den Gedanken, für syrische Priester und Laien eine Bildungsschule zu Cotym im Gebiet Travankor zu errichten, und mit Hilfe der britischen Missionsanstalten vollzog er ihn. Die Schule be-

steht. Priester und Katanaren (oder niedere syrische Geistliche) empfangen Unterricht in der syrischen Sprache. Es ist auch eine Druckerei für syrische Bibeln angelegt. So verschwindet vielleicht endlich, durch gemeinsame Bildung, der Unterschied zwischen Katholiken und Jakobiten, welchen man vor Jahrhunderten durch Synoden vergebens zu heben suchte. Denn die Jakobiten sind, wenn nicht auf ihr Christenthum, doch auf das Alterthum ihrer Kirche stolz, als der ersten christlichen in Indien. Sie lassen sich nicht einreden, daß Bar-Thomas, ein Syrer, ihr Apostel gewesen: sondern leiten ihren Ursprung von dem Jünger Jesu dieses Namens ab, welchem sie auf keine Weise die alte Ehrerbietung entziehen wollen, um dieselbe dem Petrus und Paulus zu geben. Sie wallfahrten nach St. Thomä oder Meliapur, wo ihn einst die Braminen erstochen haben sollen; nach Maleatur am Feira-Fluß im travankorischen Gebiete, wo er gelehrt und getauft haben soll.

Immer bleibt merkwürdig, daß sich, ehe Europäer siegreich ihren Fuß auf die Halbinsel diesseits des Ganges setzten, ein kleiner Haufen Christen mitten unter feindseligen Braminen und Muhamedanern erhielt, und seit mehr denn vierzehn Jahrhunderten das Dasein behauptete. Wiewohl zuletzt das ganze Ueberbleibsel seines Christenthums

fast nichts mehr war, als verworrenes Wesen von Festlichkeiten, Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen: hielt er doch auch daran mit unüberwindlicher Treue fest. Aber Vorurtheile und Gewohnheiten sind für Bildungslose die Stellvertreter der Ueberzeugungen, und daher eben so schwer zu vertilgen, wie diese. Daher erhalten sich viele Religionen des Alterthums, viele Kirchen, denen längst der heiligere Geist entwich, durch welchen sie entstanden waren.

9.

Die persischen Christen. — Zabier. — Suffa's.

Die Lehre des Propheten von Mekka ist, so weit sie durch Asien verbreitet sein mag, und so eifrig ihre Bekenner sie behaupten, nicht minder entartet und verfallen in diesem Welttheil, als die Lehre Jesu. Darum irren aber nicht desto weniger diejenigen, welche, aus Vorliebe, oder begeistert durch die Göttlichkeit des christlichen Glaubens, diesen um so leichter bei den Muhamedanern zu verbreiten hoffen, je roher deren religiöse Vorstellungen sind.

In Persien bildeten schon längst die Zabier eine Art Mittelgliedes zwischen Muhamedanern und Christen. Man kennt Ursprung und

Geschichte dieser Religionspartei noch viel zu wenig, die man gewöhnlich für eine der dem Islam entsprungenen Sekten hält. In der That ehrt sie den Propheten von Mekka und viele seiner Stiftungen, weil sie überhaupt nicht läugnet, daß sich Gott dem menschlichen Geschlechte in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen durch Gesandte offenbart habe. Aber sie legt keinen Werth auf Wallfahrten zum heiligen Grabe. Sie nennt auch den Täufer Johannes ihren Lehrer. Sie bedient sich, neben der Beschneidung, auch der Taufe. Sie kennt das Abendmahl und weiht dem Kreuze Andacht. Sie hat nach und nach von allen Religionen, die in Persien zu verschiedenen Zeiten mächtig wurden, angenommen. Doch durch die Pforten der zabischen Kirche vereinigen sich Muhamedaner und Christen wahrlich am letzten.

Die persischen Christen, im Lande verachtet, wie anderer Orten Juden, gehören zur armenischen Kirche, die nicht minder verwildert ist, wie die griechische unter türkischer Botmäßigkeit. In frühern Zeiten sandte Rom Missionarien, weniger zur Bekehrung der Nichtchristen, als zur Vereinigung der Armenier mit dem Stuhl Petri. Es gelang ihnen zum Theil. Die, welche sich mit der katholischen Kirche vereinigten, haben ihren Erzbischof zu Natschivan im Land Erivan;

die übrigen hingegen ihren Patriarchen, den „Hugas Kathaltos“ in Jedschmiassin.

Dieser Patriarch (im Jahr 1817 hieß er Efrem) hat in seinem, am Fuße des ewig beschneiten Ararat-Gebirges liegenden Kloster, ungefähr dreihundert Mönche. Die zum Kloster gehörenden christlichen Dörfer waren wohlhabend. Das Gotteshaus selbst aber wird nach und nach durch Erpressungen des persischen Befehlshabers der Provinz Erivan so verarmt werden, daß es nichts mehr behält, als seine Reliquien, z. B. den heiligen Spieß, der die Seite des Heilandes durchbohrte; ein Stück Holz von der Arche Noahs, welches der heilige Gregorius im Traum empfing u. s. w. Der Weltumsegler Moriz von Kotzebue erzählt in seiner Gesandtschaftsreise nach Persien Manches von diesem Kloster, das Mitleiden erregt.

Man vernimmt seit langer Zeit wenig mehr von katholischen Missionen nach Preussen. Desto eifriger lassen sich's die britischen und russischen Bibelgesellschaften und Sendanstalten angelegen sein, durch Ausbreitung der Urquellen des Christenthums in persischen und armenischen Uebersetzungen den Koran zu verdrängen, oder den trüben Glauben der Armenier zu läutern. Die in neuern Zeiten von Persien an Rußland abgetretenen Provinzen bieten Spielraum genug dar. Aber

auch ins Innerste Irans, oder des eigentlichen Perserlandes, gingen schon zahlreiche Bibeln; und die Menge der Kaufleute, oder reisenden Gelehrten, welche jährlich Astrakan zu besuchen pflegen (man zählt deren im Jahre mehrere Tausende), helfen wenig, die Schriften der evangelischen Christen zu verbreiten. Diese Schriften sind selbst am Hofe des Schachs bekannt genug. Nach der Versicherung des Doktor Campbell, der am Hofe zu Teheran seit vielen Jahren lebte, im Jahre 1816 in Petersburg war, aber wieder nach Persien zurückging, wußte selbst der Thronfolger des Königs ganze Stellen des neuen Testaments herzusagen.

Inzwischen müssen wir daraus nicht zu viel folgern. Ungerechnet, daß Muhamedaner, wenn sie den Islam untreu sein wollten, von ihren alten Glaubensgenossen mit tödtlichem Haß und Abscheu verfolgt werden würden, ist's keine Kleinigkeit, ihnen Vieles von den kirchlichen Bräuchen und spitzfindigen Glaubenslehren der christlichen Partien annehmbar zu machen. Persische Männer von Bildung, denkende Muhamedaner, tragen kein Bedenken, den reinen, geistigen Wahrheiten des Christenthums, wie sie Jesus selbst verkündigte, den Vorzug vor den das Irdische, Gemeinsinnliche mehr ansprechenden Lehrsätzen des Korans einzuräumen. Aber zu Kapiteln unserer Dogmatik

machen sie ungefähr die Miene, die ein gebildeter Katholik machen würde, wenn ihm ein eifernder Calvinist von Genf die Sätze von der Gnadenwahl einschärfen, oder ein gebildeter Protestant, wenn ihm ein Kapuziner mit dem Fegfeuer Furcht einjagen wollte.

Die einsichtsvollern Perser hegen eben so wenig Ehrfurcht vor der Dogmatik und den Wunderbarkeiten des Islam. Es gibt unter ihnen Tausende, welche, ohne eben öffentlich vom Propheten abzufallen, in der Verehrung des einzigen höchsten Gottes, und in Erfüllung der heiligen Pflichten gegen die Mitmenschen und Gott, den ganzen Inbegriff ihres Glaubens und Gemüthsruhe und Erhebung finden. Aber sie verbergen ihr Inneres sorgfältig, um nicht vom Pöbel und von den Priestern verketzert zu werden. Man kennt sie darum in Persien dennoch. Man heißt sie nur die Suffa's, oder Philosophen, Freidenker. Sie sind in Persien etwa das, was die Bekenner des Confutse in China, die Siuto's in Japan und die helldenkendsten Männer unter Katholiken, Protestanten und Juden in Europa sind. Letztere empfangen bekanntlich von ihren Kirchparteien ungefähr ähnliche Titel. Denn asiatischer und europäischer Pöbel sind wenig verschieden, und wahrscheinlich eben so wenig der gemeine Haufe der

Priester, Rabbinen, Mufti's, Braminen, Bonzen, Gylongs, Talapoinen u. s. w. in beiden Welttheilen.

10.

Die Cingalesen und Javaner. — Das Christenthum auf den übrigen größern asiatischen Inseln.

Noch bleibt uns übrig, den Blick auf die asiatischen Eilande zu werfen.

Vor allen Tausend Inseln, welche das asiatische Festland umgürten, ist besonders Ceylon mit seinen dreimalhunderttausend Bewohnern in religiöser Hinsicht denkwürdig. Mit uralter Ehrfurcht blicken die Indier diesseits und jenseits des Ganges, selbst die Thomaschristen, auf dies Eiland. Die Malabaren nennen es in ihrer Sprache das heilige Land, oder Lanca. Als Gipfelkrone des Gebirgs, welches Ceylon durchschneidet, erhebt sich der hohe, weit über das Meer sichtbare Talmala und Hamalel. Droben, wo drei Ströme ihren Ursprung nehmen, schuf Gott, nach den Sagen der Hindu, den alten Stammvater des Menschengeschlechts, und begrub er ihn wieder. Von hier aus kam, nach dunkeln Ueberlieferungen Hinter-Indiens, der Glaube an Budda oder Bud, dem beiweitem der größte Theil Asiens Ge-

bet und Opfer bringt. Schon viermal, sagen die Priester Ceylons, ist ein Budda erschienen in der Welt; das viertemal als Mensch, von einer Jungfrau geboren. Seine Lehre wird fünftausend Jahre herrschen; dann der fünfte Budda sich offenbaren.

Zwar sind Gerechtigkeit und Weisheit die Grundsäulen des Budda-Glaubens genannt. Aber das Volk ist, zumal in den untersten Kasten, verwildert und entsittet; in den obersten Kasten oft ungläubig oder zweiflerisch. Viele Braminen fühlen sich, wegen der ungeheuern Menge der Untergötter, in Gefahr, zuletzt keinen Gott mehr zu haben oder zu glauben. Denn in Ceylon zählen die Priester deren schon 120,535. Daneben war selbst des alten Roms Vielgötterthum Kleinigkeit. Bei der Herrlichkeit des Himmelsstrichs und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Volk träge, körperlich wie geistig. Der Kokusbaum ist ein freigebiger Pfleger des Müßiggangs. Denn ein Garten von mäßiger Größe voller Kokusbäume reicht für die meisten Bedürfnisse einer Haushaltung hin; gibt Speise, Trank, Oel, Obdach, Brenn- und Bauholz.

Es geht eine Sage, sie soll aus den heiligen Büchern der Cingalesen stammen, es werde von Westen her ein neuer Glaube gen Ceylon kommen, dem die ganze Menschheit beifallen solle. An diese Sage hätten die christlichen Heilsboten längst ihre

Jesuslehre knüpfen können. Doch ward von ihnen wenig gethan.

Die ersten europäischen Eroberer Ceylons, die Portugiesen, bekehrten nach Muhameds Weise mit dem Schwert. Den Worten der Priester, welche Taufe, Kreuz, Rosenkranz und allen Pomp römisch-katholischen Kirchenthums darboten, kam der Donner der gegen die alten Göttertempel gerichteten Kanonen zu Hilfe. Viele Cingalesen nahmen im Schrecken das katholische Kirchenthum an, ohne den Glauben zu kennen, welchen Christus geoffenbart hatte.

Als sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Holländer des großen Eilandes bemächtigten, bauten diese viele Schulen und Kirchen. Ihre Prediger drangen minder auf todte Werkheiligkeit, als Frömmigkeit des Gemüthes. Doch die Spätern verloren nachher oft den edeln Geist der Erstern Viele derselben, bald dem Trunk, bald der Wollust oder andern Lastern hold, wurden den Cingalesen böse Vorbilder Dennoch nahmen Tausende der Letztern die Taufe, weil, in Folge eines Gesetzes, nur getaufte Christen öffentliche Stellen erhalten. Nach diesen Stellen geizten die Cingalesen, nicht so sehr nach Aufklärung und Christensinn. Das Bild des Budda blieb geheim bewahrt in Herzen und Wohnungen.

Die Engländer nahmen endlich die Herr.

scherstelle der Holländer ein. Sie aber thaten zur Veredlung der Cingalesen weniger noch, als ihre Vorgänger. Ceylons Edelsteine, Perlen, Zinn und Gold waren den kaufmännischen Briten wichtiger, als Alles. So sank das Gute, was früher gestiftet worden, wieder in den Schlamm alten Heidenthums nieder.

In den Tagen der Holländer zählte man noch drei- bis vierhundert Götzentempel auf Ceylon; im Jahr 1807 aber waren schon wieder über zwölfhundert vorhanden. Im Jahr 1663 zählte man bloß im Bezirk Jaffna fünfundsechszigtausend Christen, wo im Jahr 1814 kaum noch fünftausend waren. Offenbar sind also zahllose der getauften Eingebornen wieder zum altväterlichen Heidenthum umgekehrt, dem sie nie aus Ueberzeugung entsagt hatten. Nach einer neuern Berechnung hat die Gesammtzahl der protestantischen Landeseingebornen nur etwa hundert- und fünfzigtausend betragen, und die der römisch-katholischen ungefähr fünfzigtausend. Wie viel aber von diesen Katholiken und Protestanten Christen sein mögen, ist unbekannt.

Der heidnische Cingalese ist reinthierisch in seinen Begierden, meineidig, hurerisch, gewaltthatig. Die meisten vorhandenen Portugiesen oder Katholiken stehen ihm aber im Sittenverderbniß nicht nach, und der größere Theil der Protestan-

ten ist schwerlich besser. So besagen es die übereinstimmenden Zeugnisse neuerer Reisenden.

Im Jahr 1815 eroberten die Engländer noch das Gebiet des Königs von Candi, des einzigen, welches bisher auf der Insel Unabhängigkeit behauptet hatte. So ward ganz Ceylon britisches Land. Aber eben seit dieser Zeit hat sich auch neuer Eifer zur Verbesserung des sittlich-religiösen Zustandes der Einwohner entzündet. Die erste Anregung dazu geschah abermals durch die britischen Missionsgesellschaften in London; und die Regierung benutzte den lebendigen Willen derselben zum Guten. Bei zweihundert Schulen sind schon gestiftet; jährlich vermehrt sich ihre Zahl. Eine Akademie ist zu Colombo zur Ausbildung in höhern Wissenschaften aufblühend. Die Sendanstalten in alle Theile des Eilandes sind vervielfacht. Es gebricht nur an der nöthigen Menge derer, die den heiligen Glauben verkünden können. Zu Colombo und andern Orten haben die britischen Methodisten Schulen angelegt. In Galle, einer festen Stadt mit ungefähr fünftausend Einwohnern, eben so in der Stadt Jaffnapatam, in Batticolo, in Candi selbst, der Hauptstadt des neueroberten Königreichs, besitzen die englischen Missionarien Niederlassungen, von welchen aus sie die benachbarten Gegenden durchwandern und unterrichten, oder die von den Holländern einst ge-

stifteten, von den Briten nachher vernachlässigten Kirchsprengel wieder herstellen, deren Prediger meistens längst verstorben, deren Gemeinden längst in unglaubliche Unwissenheit zurückgesunken sind. — Ihr Wirken ist nicht ganz eitel. Man hat schon Vorsteher einzelner Gemeinden, selbst cingalesische Priester des Budda, selbst einen der gelehrtesten und berühmtesten derselben zum Christenthum übertreten gesehen.

Dieselbe Thätigkeit britischer Glaubensgesandten herrscht gegenwärtig auf der großen Insel Java, besonders seit die Engländer auf derseiben während der Napoleonischen Kriege Fuß gefaßt hatten. Schon seit die Holländer im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich einiger Küsten dieses großen, gebirgigen und fruchtbaren Eilandes bemächtigt hatten, waren von ihnen löbliche Einrichtungen zur Versittlichung ihrer heidnischen Nachbarn und zur Verkündung des Christenthums getroffen worden. Ueberall fand man in Städten und Dorfschaften, wo Niederlassungen lebten, treffliche Geistliche, eifrige Männer für das göttliche Wort. Aber die gewaltsamen Staatsumwälzungen, deren zerstörende Wirkungen sich von Europa über den Ozean bis in die javaischen Berge verbreiteten, zerstörten viel Löbliches. Die Franzosen waren nur auf kriegerische Behauptung der fruchtbaren Insel bedacht. Ein großes Denk-

mal ihrer ungeheuern Thätigkeit wird die prächtige Heerstraße bleiben, welche der französische Befehlshaber Dandales binnen neun Monaten vom Fort Diamant, bei der Stadt Bantam, bis zur östlichen Spitze der Insel, vollendete, indem er Thäler füllen, Hügel abtragen, Berge durchbohren ließ.

Noch ist's die muhamedanische Religion, welche auf Java am mächtigsten waltet. Jedes Dorf hat seine Moschee und seinen Priester, der zugleich Mitglied der bürgerlichen Verwaltung ist. Unweit der Stadt Scheribon zeigt man noch das Grabmal des ersten der Muselmänner, welcher auf Java den Koran predigte. So heilig wird dasselbe geachtet, daß sich ihm nur Rajah's oder Fürsten nähern dürfen. Als Muhameds Lehre auf Java gewaltig ward, flohen die Hindus hinüber zur Insel Bali. Doch sieht man noch zu Solo, der in prächtiger, reichangebauter Ebene gelegenen Stadt, auch zu Samarang und Surabaya viele Ueberbleibsel der Hindus.

Ausserdem bilden die Chinesen wohl den fünften Theil der Bewohnerschaft. Eben so zahlreich mögen die Malayen sein. Jene sind indessen beiweitem die geistvollsten und kenntnißreichsten, ob sie gleich nur den niedrigsten Ständen China's entstammen. Unter vier Chinesen kann gewiß

einer lesen (ein Ruhm, den man im polizirten Europa noch nicht aller Orten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den untern Klassen geben konnte). Auch haben sie in ihren Hauptniederlassungen, selbst in Dörfern, Schulen für ihre Kinder. Kein Wunder, wenn sie in größerm Wohlstande leben, als die meisten Javaner. — Dagegen sind gewöhnlich die Muhamedaner, auch ihre Priester, unwissend; selbst den Koran kennen sie nur oberflächlich. Ihre Religion ist zum sinnlosen Gewohnheitswerke geworden. Um so ansprechender, sollte man denken, müsse ihnen eine Lehre sein, die ihren Geist mit den erhabensten Wahrheiten beschäftigen, ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllen kann.

Es kommt nur darauf an, daß sich geistvolle, sinnige Männer an das apostolische Werk machen, besonders bei den einsichtigern und gedankenreichen Chinesen; nicht etwa Männer, die — wenn z. B. der Chinese in bildervoller Sprache vom höchsten Wesen spricht: „Der Donner ist Gottes Stimme, Licht sein Auge, Gluth sein Odem, und der Regen das Träufeln seines Mundes!“ — daraus in frömmelnder Beschränktheit des Geistes folgern, dieser Gott sei „die materielle Weltseele, welche nur den sichtbaren Himmel in Bewegung setzt.“ — Trefflich war der Gedanke eines jener Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missiona-

rien sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt seien einander gleich; oder besser: sie sind nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit.“ Der Missionär begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mocht' es kommen, daß der Chinese, auf die Ermahnung von jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, fein spöttelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht genug chinesisch; ich müßte dazu wohl erst englisch lernen.“

Ueberhaupt fehlt es den britischen Glaubensboten nicht am frommen Willen, desto öfter an nöthiger Menschenkenntniß, Anschicklichkeit und Einsicht. Häufig werden, vermuthlich aus Mangel an bessern, unwissenschaftliche Personen, Handwerksleute zu Missionarien erwählt, die sich in frommer Begeisterung zum mühsamen und gefahrreichen Unternehmen darbieten, und gutmüthig sich damit trösten, der Herr sei in den Schwachen mächtig. Daher wird mit Aufwand großer Mühen und Kosten gemeinlich minder geleistet, als wünschenswürdig wäre. — Doch auch das wenige Gute, welches von ihnen gestiftet wird, ist ehrwürdig und dankbar anzuerkennen.

Der größere Theil der Schuld, daß bis jetzt die meisten Nationen fremder Welttheile noch verwildert, sittenlos, ohne die Wohlthat des Christenthums, in halber Bestialität dahin leben,

fällt der Gleichgültigkeit christlicher Regierungen Europens zur Last. Ja manche derselben und ihre Statthalter und Amtleute finden es sogar dem kaufmännischen oder politischen Vortheile angemessener, die Nationen durch keine Religion zu entwildern, und die fruchtbarsten Ländereien öde liegen zu lassen.

Daher sind zahlreiche Inseln Asiens weit verwahrloseter geblieben, als Java. Das große, reiche Sumatra ist an den Küsten nur von Muhamedanern, im Innern nur von Heiden bevölkert. Engländer und Niederländer bekümmern sich lediglich um ihren Handelsverkehr. Und wie abhängig auch die eingebornen Landesfürsten von ihnen sein mögen, denkt man doch nicht daran, dieselben nach und nach menschlicher zu machen. Im Innern Sumatra's werden nicht nur den Götzen noch Menschenopfer geschlachtet, sondern Kriegsgefangene unter grausamen Qualen gemordet, und, mit einer ganz eigenen Brühe angerichtet, aufgefressen.

Die durch Zinnbergwerke berühmte Insel Banka, in der Nähe Sumatra's, liegt mit ihrem fruchtbaren Boden öde da. Sie hat nur wegen des Zinnes einigen Werth, welches von den Händen jährlicher Auswanderer von China ausgebeutet wird. Niederländer und Briten hinderten bisher geflissentlich die Belehrung des

Volkes und den Anbau des Landes, um die Einwohner Banka's für ihre Lebensbedürfnisse von Java oder dem Handelsplatze Palembang abhängig zu erhalten. Die Dörfer liegen in ungeheuern Wäldern verloren; die Hauptstadt Minto ist ein wüster Flecken. Die Ureinwohner, meistens Heiden, sind entweder Orang-Gunangs, d. h. Gebirgsbewohner, wie es der Sprache nach scheint, malayischen Ursprungs, oder Orang-Laut's, d. h. Seeleute, die an den Küsten leben. Chinesen, deren hier über viertausend wohnen, so wie Malayen, sind Fremdlinge.

Borneo, Asiens größte Insel, kennt, wie Macassar und Celebes, an den Ufern nur den Islam, im Innern nur das Heidenthum. Hier, wie in Sumatra, werden noch, gleichsam unter den Augen der Europäer, von den unmenschlichen Einwohnern bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten Menschenopfer gebracht. Schwerlich kam noch ein Abendländer in der menschenfreundlichen Absicht hierher, die Sterblichen mit dem wahren Gott und ihren ewigen Bestimmungen bekannt zu machen. Hier sind die Christen bloß Krämer, und nichts als Krämer.

Doch ich will nicht von Gegenden reden, wohin die Stimme einer bessern Religion nie gedrungen ist. Ich müßte viele tausend von Asiens noch ungezählten Inseln nennen. Darum be-

schränkte ich mich, von jenen zu reden, wohin das Evangelium grtragen ward.

Auf den molukkischen Eilanden berechnet man die gegenwärtige Anzahl christlicher Einwohner über zwanzigtausend Seelen. Eine kleine Zahl gegen die große Volksmenge, welche sich unter der heißen Sonne der Gewürzinseln eines wilden Daseins freut. Inzwischen ist doch, zumal von den Holländern, zur Ausbreitung hellerer Begriffe viel Löbliches begonnen worden; am meisten in Amboina. Hier haben sich nun auch, wie auf Banda, britische Missionarien seit dem Jahre 1814 angesiedelt, deren erstes Geschäft war, vornehmiich den lange versäumten Christengemeinden, in denen man bei achtzehntausend protestantische Christen zählte, neue Lehrer zu werden, und in ihren Landessprachen gedruckte Bibeln von Calcutta zu bringen. In Amboina selbst hat sich zur Verbreitung der heiligen Urkunden des Christenthums eine Bibelgesellschaft gebildet, die im Jahre 1815 für ihren Zweck viertausend Thaler zusammensteuerte. — Auf der Gewürzinsel Schilolo zeigen sich noch Spuren des einst von Jesuiten gepredigten Glaubens; aber fast erloschene Spuren. Der Triumph, mit welchem die Jesuiten den Uebergang Ynka-Kassels, des Königs dieser Insel, zum Christenthum im Jahre 1750 verkündeten, wie ihn der Bischof von Manilla

getauft, wie er zu Ehren des Königs von Spanien den Namen Ferdinard angenommen, seine achtundvierzig Gemahlinnen abgedankt, seine Pagoden alle zerstört, eine christliche Kirche gebaut habe, dauerte nur kurze Zeit. Ynka-Kassel, ein schlauer und gewaltthätiger Mensch, wollte sich nur mit dieser Maßregel das Vertrauen des spanischen Statthalters und dessen Hilfe zur Unterjochung anderer benachbarten Inseln verschaffen. Als dies fehlschlug, änderte er den Sinn. Die Folge ward, daß die Spanier ihn kriegerisch überfielen und gefangen nahmen. Auf manchen andern der Gewürzinseln wurden schon früh von katholischen Glaubensboten Bekehrungsversuche, oft unglückliche, gewagt. In Tidor wurde der Missionar Pater Leo von St. Joseph im Jahre 1739 von den Einwohnern geviertheilt, sein Haupt auf einem Spieße herumgetragen. Ein Jahr nachher verschwand der Pater Hippolyt, den die Wilden hinwegschleppten.

Blühender ist der Zustand des Christenthums, wenigstens dem Aeussern nach, in den manillischen oder philippinischen Inseln. Dies dankt man besonders den großen Missionsanstalten Roms, die dort schon seit Jahrhunderten thätig waren. Daher konnte in der prächtigen und volkreichen Hauptstadt Manilla, die gegen neunzigtausend Einwohner zählt, schon im Jahre 1721

ein erzbischöflicher Stuhl errichtet werden, dem drei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Missionarien waren unabläßig bemüht, das geistliche Gebiet über die zehntausend Eilande des philippinischen Archipelagus zu erweitern. Inzwischen schritten sie mit ihrem Bekehrergeschäfte nur allzu eilig vor. Es schien ihnen mehr daran gelegen, die Zahl der Angehörigen zu vergrößern, als deren Seelen zu erleuchten. So rühmten sich die Augustinermönche im Jahre 1734, die ganze Nation der Isinaga's bekehrt und getauft zu haben. Hintennach erfuhr man, daß die Wilden sich empört, die Klöster ausgeplündert, die heiligen Gefäße geraubt, und die Christen genöthigt hätten, ihr armes Leben in die Wüsten der Gebirge zu retten.

Diese Unsicherheit dauerte auf mehrern Inseln noch im neunzehnten Jahrhundert fort. Im Gebirgslande Bagabag, einer der Philippinen, zählte man (1809) bei dreizehnhundert angesiedelter Katholiken unter Leitung des Predigerordens. Aber Keiner darf sich über eine halbe Stunde vom Fort entfernen, wenn er nicht Gefahr laufen mag, von den wilden Scorrotai überfallen und ermordet zu werden, welche, im Innern des Landes wohnend, das Blut ihrer Feinde trinken und mit den Schädeln derselben ihre Hütten schmücken sollen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das Chri-

stenthum so vieler und eilfertig Bekehrten rohen Gepräges sein, und es, beim Mangel guter Unterrichtsanstalten, bleiben müssen. Man darf sich nicht wundern, wenn vieler Orten, wo der Arm der Spanier schwach ist, noch Sitten und Götter des Heidenthums neben christlichen Gebräuchen ihr Recht behielten, und noch, wie auf der Insel Paraga oder Palawan, neugeborne Kinder, welche Leibesfehler zeigen, umgebracht werden. Man weiß ja, daß in den neuesten Zeiten sich viele Küstenbewohner nur darum taufen liessen, um des spanischen Schutzes gegen die Ueberfälle der schwarzen Gebirgsbewohner sicher zu sein, oder um Wein und Schweinefleisch geniessen zu können, was ihnen die Strenge des Koran verbietet. Uebrigens scheint selbst da, wo schon alles christlich geworden ist, die Religion nur eine Art kirchlicher, ins bürgerliche Leben übergetragener Polizei zu sein.

Depagès, welcher auf seinen Reisen um die Welt, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, graume Zeit auf Samar, den östlichsten von der Philippinen, lebte, gibt eine lebendige Schilderrng von der Beschaffenheit des dasigen Christenthums, und von dem Verhältnisse der Geistlichen zum Volke. Diese, sagt er, welche die Einwohnerschaft bekehrten und der spanischen Krone unterwürfig machten, üben über dieselben

fast unbegrenzte Herrschaft. Den geringsten Fehler strafen sie mit Staupenschlägen, und es ist, wie wir von Andern wissen, nichts Ungewöhnliches, daß Priester eigenhändig den entblößten Frauen und Mädchen die Ruthe geben. Die Fehlbaren — so sehr ist die Denkart der Indier durch die Priester gefesselt — nehmen solche Strafe gutmüthig an, danken, überzeugt von der Gerechtigkeit derselben, dem Pater dafür und fallen selten wieder in denselben Fehler. Die Bestrafungen geschehen öffentlich; sind auch nicht entehrend, weil Jeder weiß, er könne sie vielleicht am nächsten Abende an sich erfahren. Alles steht in gleicher Unterwürfigkeit, Greise, Jünglinge, Weiber, Mädchen, Kinder, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes. Der Priester erfährt durch die Beichte Alles. Treuherzig offenbaret ihm der Indier das Innerste der Gedanken. So wird der Priester Rathgeber. Er bestraft, aber beschenkt auch zuweilen mit Arzeneien, Wein, Branntewein und Fleisch. Er ist der allgemeine Hausvater, Aufseher und Richter, und Anführer im Kriege, zu Wasser und zu Land. Der Pfarrer führt die Aufsicht über das Fort seiner Pfarrei, versorgt dasselbe mit Geschütz, ernennt Offiziere, stellt Wachen aus, läßt Fahrzeuge zum Kriege bauen und befehligt die Feldzüge oft in eigener Person. — Die Gottesdienste werden, ungerechnet

Festtage, wöchentlich zweimal gehalten. Sie sind feierlich, von einem angenehmen Gesange begleitet, voller Anstand, aber ganz in spanischem Geschmack. An hohen Festtagen werden auf die Basteien des Forts Fahnen der heiligen Jungfrau, des heiligen Ignatius, Franciscus und anderer Heiligen aufgepflanzt, und vom Donner des Geschützes beim Auf- und Untergange der Sonne begrüßt.

Die Gesammtzahl der Christen in den Philippinen wird (1817) auf 1,800,000 Seelen angegeben, in vier- bis fünftausend Pfarreien vertheilt. Nur die Dominikaner-Mönche allein versehen neunundfünfzig Pfarreien und viele andere Missionen, worin sich (im Jahr 1818) 153,254 befinden. Es fehlt für diese an tüchtigen Verkündern des Evangeliums, weshalb immer die Dominikaner in Spanien aufgemuntert werden, sich dahin zu begeben. Die Weltgeistlichen auf den Philippinen sind Indier und Mestizen, nur die Mönche Europäer. Die Bischöfe sind daher genöthigt, Leuten von allerlei Gewerben, die sonst nichts zu verdienen wissen, ohne Bedenken, priesterliche Weihe zu ertheilen.

11.

Allgemeine Betrachtung über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien.

Wenn ich den Blick noch einmal auf Asien zurückwerfe, auf den schönsten, den reichsten aller Welttheile, gegen welchen gehalten unser Europa ein armes Land, und in Rücksicht der Bevölkerung um drei Fünftel geringer ist; auf Asien, das Vaterland der am meisten verbreiteten Religionen: bemerke ich mit traurigem Erstaunen die sittliche und religiöse Verwilderung desselben. Es ist nur ein sehr kleiner Theil seiner Bewohner, welcher den Glauben der Christen bekennt; und nur ein sehr kleiner Theil der Christen, welcher die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen durch Jesum geoffenbarten Wahrheiten, im Gemüth trägt. Zwar die Einheit Gottes, dieser große Gedanke, ist durch Juden, Muhamedaner und Braminen, von Priestern Fo's und Lama's, Xaka's und Budda's verkündigt; aber durch die wüsten Träumereien der Barbaren verunstaltet. — Länder unermeßlichen Umfangs, Inseln, deren Menge Keiner gezählt hat, liegen da in Finsterniß des Heidenthums verloren. Der Mensch dort hat nur edlere Naturgabe, nicht höheres Recht, als die Bestie. Ueberlistung und gewissenlose Gewalt ver-

treten des Gesetzes Stand; Sultanenthum und Knechtthum die gesellschaftliche Ordnung. Und was der Sterbliche ist, dazu machte er seine Gottheit. Ist er Thier, wächst sein Götze zum Satan. Von den Altären eines schauderhaften Glaubens träufelt Menschenblut, und was reissende Thiere nicht, als in der Verzweiflung des Hungers, gegen Thiere ihrer Art thun, begehen Menschen aus gottesfürchtiger Sitte, — sie fressen von einander das Fleisch.

In jedem Edlern ward zu allen Zeiten heiliger Unwille bei solchem Anblick rege, und der Gedanke: das sollte nicht sein! — Dieser Unwille quillt aus den drei höchsten Wünschen der Geisterwelt, die da sind: Tiefere Erkenntniß von Gott, — Vollendung unserer im unendlichen Dasein, — Auflösung der gesammten Menschheit in eine einzige Familie um den einzigen Gott.

Die geringen Fortschritte des Christenthums in Asien, wiewohl der frommen Boten auch schon dahin gewandert sind, müssen befremden. Woher dieser träge Lauf? — Er war vor den Tagen der asiatischen Völkerwanderung rascher und gewaltiger gewesen. Er drang damals durch alle Tatareien bis ins Innere China's. Er drang bis zu den Indiern. Oder hatten die Verkünder des Lichts damals andere Mittel, denn in unserer Zeit, wo ihnen Geld, mannigfaltigere Kenntnisse,

selbst Unterstützungen von weltlicher Macht, und Verbreitung der heiligen Schriften in allen Sprachen zu Gebote stehen? — Oder sind die Asiaten heut unempfänglichern Geistes, ihre Staatsverfassungen feindseliger den bessern Erkenntnissen, als damals? Mit nichten. Die menschliche Natur ist geblieben, und feindseligere Verfassungen gibt es heute nicht, wie jene waren, welchen Christus und seine ersten Jünger begegneten. Und dennoch leistet die Menge heutiger Missionarien in einem ganzen Menschenalter nicht den hundertsten Theil dessen, was damals ein einziger Bote des göttlichen Meisters zuweilen in einem Tage verrichtete.

Wirklich haben deswegen Viele dafür gehalten, das Christenthum sei in den ersten Zeiten durch übernatürliche Mittel ausgebreitet, eine göttliche Kraft habe die ersten Boten desselben unterstützt. Warum aber ist Gott heut minder mit Christo, denn sonst? — — Wahrlich, er ist's heut wie sonst.

Aber wir haben nicht mehr die Christusreligion in jener ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Jesusboten. Protestanten, Katholiken und Griechen predigen viel anders, als Christus gepredigt hatte. Und weil ihr das Göttliche nicht rein von eurer irdischen Zuthat gebet, ist Gottes Kraft weniger dari... Das Irdische wird von der

Macht des Irdischen, von Verfassungen, Sitten und Vorurtheilen besiegt, die ihr damit bekrieget.

Man muß in den Vorträgen Christi unterscheiden, wie in jedem Lehrvortrag, den Geist derselben, und die Form; oder was er lehrte, und wie er's nach Vorkenntnissen und Sitten seiner Zeit lehrte. Was er lehrte, sind Wahrheiten, die sich in unüberwindlicher Kraft äussern, und den Geist der Sterblichen gleichsam vergöttlichen. Die Art aber, wie Christus lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt. Darum sprach er die Bildersprache des Orients.

Wäre Christus unter den Indern am Ganges, oder in China aufgestanden, dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, die Form eine andere gewesen sein. Dann würde er nicht von mosaischen Opferungen, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen und Vorurtheilen angesponnen haben. — So sprach Paulus unter den hellern Griechen anders zu Athen, vor dem Altar des unbekannten Gottes, als zu Jerusalem vor mosaischen Priestern.

Zum Unglück waren gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen geschehen. Denn diejenigen, welche in die Fußstapfen der frühesten Glaubensboten

traten, hielten mit frommer Liebe und Verehrung ihrer Vorgänger ohne Unterschied an Allem fest, was von denselben herstammte. So galt ihnen das Ausserwesentliche und Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die morgenländischen Sprachbilder in den kühlern Abendländern, und predigten den Christusglauben für Heiden in Ausdrücken, welche für Juden geschaffen waren. Daraus entsprangen bei Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und Mißverständnisse. Die Mißverständnisse erzeugten neue Bestimmungen. Die Erklärer und Bestimmer aber, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, mischten noch ihre Ansichten unwillkührlich hinzu. Die Barbarei der Völkerwanderungszeit trug ebenfalls ihre rohen Vorstellungen herbei, also daß das Einfachste verwickelt, das Klarste finster, der Geist über Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt wurde. So erhob sich endlich aus jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zusammentragungen ein Lehrgebäu des Glaubens, welches den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem orientalischen Bilderthum seltsam genug vermählt hat.

Mit diesem Lehrgebäu nun wanderten die Heilsboten unserer Zeit, aus verschiedenen Kirchen,

zu den Nationen fremder Welttheile. Im tausendjährigen Wahn erhärtet, scheint ihnen, was über Christus und seine Person gesagt wird, wichtiger, als was er selbst gelehrt hat. Denn unglücklicherweise glauben sie, daß das, was Christus lehrte, wenn man davon nimmt, was er mit Beziehung auf jüdische Begriffe sagte, zu einfach, zu wenig sei, sich gleichsam von selbst verstände und schon in jeder menschlichen Vernunft gegraben liege.

O die Geblendeten, daß sie träumen können, weiser, als ihr göttlicher Meister zu sein, der doch eben jene Glaubenslehre von Gott, Ewigkeit und menschlicher Bestimmung und Verpflichtung in einer Klarheit, in einer Verknüpfung, in einer Vollendung offenbarte, wie nie vorher geschehen war; der die Verkündung eben dieser Wahrheiten im menschlichen Geschlecht, zur Veredlung und Vereinigung desselben mit Gott, zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte! Daß sie sich weiser dünken, als er, der eben diese Wahrheiten immerdar am lautesten predigte, weil sie von Gottesdienstlichkeiten, Priestereinbildungen und Mythen des Juden- und Heidenthums verworren, oder ausgelöscht waren! Wahrheiten, noch heut von kirchlichen Satzungen verdüstert, die jeder kindliche Verstand fassen, und deren un-

endliche Tiefe menschliche Weisheit nie erschöpfen wird! Wahrheiten, in welchen sich unser Geist allein verklären und erheben kann, wie Jesus Christus erhaben und heilig war.

Es ist einer von den ungeheuern Irrläufen der Menschheit früherer und jetziger Zeiten, daß man das Höchste, was Jesus gelehrt, Naturreligion nennt; als wenn die Natur des Geisterthums und ihr Licht nicht Werk Gottes wäre. Als wenn es ausser der göttlichen Natur noch eine andere geben könnte! — Diese Religion aber ist es, die Jesus geoffenbaret hat. Sie ist die Urreligion; nicht daß sie die älteste gewesen (denn so hell, wie Christus sie offenbarte, stand sie vor ihm nie im Reich der Geister da): sondern sie ist Stamm und Wurzel, Wesen, Einziges und Innerstes aller Religionen der Menschheit. Der Chinese auf Java ahnete sie, als er zum christlichen Missionar sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt sind Zweige einer und derselben Wurzelwahrheit!“ — Diese Wurzelwahrheit zog Christus aus der Finsterniß.

Wenn nun Missionarien nicht mit jenen Urwahrheiten, sondern mit dem, was spätere Menschen über Jesum und sein Wesen und Werk gemuthmaßt und gelehrt haben, zu fremden Völkern kommen, bringen sie nicht göttliche Lehren, sondern menschliche. Es ist kein Wunder, daß sie

sich vergeblich abmühen, und wenige oder schlechte Früchte ärnten; daß der weisere Heide den Mythos der christlichen Kirche, als ein übel erfundenes Wundermährchen, mitleidig-vornehm belächelt, und der rohe Götzenanbeter die Ueberlieferung seiner Vorfahren verständlicher findet, als die fremden, künstlichen Dogmen. — Es ist kein Wunder, daß, wenn man durch irdische Mittel, durch Beredungen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken, Heiden zur Taufe bewegt, die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft; kein Wunder, daß die Bekehrten so leicht die erlernten Gebräuche und Dogmen wieder mit dem Frühergewohnten austauschen.

Ob man Missionarien zu den andachtvollen Tibetern, oder zu den klugen Schülern des Confutse, oder zu den altgläubigen Braminen, oder zu den Menschenfressern auf Sumatra sendet: überall wird Jesu Urreligion, wenn sie in ihrer Reinheit vorgetragen ward, jedes mit Vernunft begabte Wesen durch unwiderstehliche Wahrheit ergreifen. Denn sie weckt in allen Gemüthern Klarheit auf, und löset dem zweifelnden Geiste der Gebildetern jedes Räthsel des Lebens lieblich auf. — Aber predige man das Evangelium nicht Indern und Tataren, als wenn sie Juden wären. — Darin lag die Wundermacht des göttlichen Wortes in ersten Zeiten, bevor es im Gewebe

der spätern Dogmatik verschlungen ward; darin die Bekehrergewalt der Apostel, die, wiewohl ungelehrte Männer, Höheres, Heiligeres wußten, als die Gelehrtesten der Zeit. Sie gaben Ueberzeugungen, die nicht vergessen werden konnten, sondern das Wesen des Ueberzeugten verwandelten, daß er ein neuer Mensch ward.

Sieht man die Missionarien, wie sie wirklich sind, wird es bald deutlich, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die Boten der katholischen und griechischen Kirche, oft mehr auf kirchliche Form, als auf Heiligung achtend, vergaßen im Eifer nicht selten die Liebe, welche sie lehren wollten. Sie brachten aus Europa Gewissenszwang, statt die Gewissen frei zu machen. Sie begnügten sich, steinerne Götzenbilder zu zerstören, aber verstanden nicht, die Abgötter in den Gemüthern zu vertilgen. Paulus stieß den Altar des unbekannten Gottes zu Athen nicht um; aber er erleuchtete den Geist der Abgöttischen, daß sie die Altäre selbst verfallen liessen. Mönche brachten aus Europa die Eifersucht ihrer Orden in die fremden Welttheile, und machten sich damit den Nationen, die sie bekehren wollten, zum Aergerniß und Gespött. Sie suchten vielmals durch kirchlichen Pomp die Menge zu bezaubern; aber den Geist der Bezauberten liessen sie irre.

Entgegengesetzte Wege schlugen die protestantischen Missionarien ein. Nicht minder großhaltend auf Dogmen, die von symbolischen Büchern gestattet sind, und längst von ihrer Luther und Zwingli hellerm Sinn, noch mehr von dem des Erlösers abgewichen, strebten sie indessen größerer Einfalt in Glauben, Lehre und Wandel nach; besonders die Herrnhuter, mährischen Brüder, Methodisten und ähnliche. Oft aber artete ihre Religiösität, besonders der letztgenannten, zu sehr in unhaltbare Spielerei der Einbildungen und Gefühle aus. Ihre Missionarien traten mit mehr Verliebtheit in Jesum, als Liebe des Göttlichen, unter die Heiden, bei denen sie gleiche Liebesflammen zum Heiland und dadurch zu allem Tugendlich-Schönen zu entzünden trachteten.

Ich bin weit entfernt, den Weg, welchen sie einschlugen, zu tadeln, obwohl ihn keiner der hohen Apostel wandelte; — vielerlei Wege führen zum Licht, und jeder, der zu Gott führt, ist mir ehrwürdig. Auch haben sie einzeln manches ihnen ähnlich gestimmte Gemüth gewonnen. Allein große Wirkungen auf Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen oft die nöthige Vorbildung und Weltkenntniß, oder vielmehr die Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterricht den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit den

Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geisterreichs zu geben fähig wurden.

So konnten Protestanten und Katholiken mit vielhundertjähriger Mühe nicht die Wirkungen hervorbringen, welche sie beabsichtigten. Die Thorheit zu vollenden, ist noch geschehen, daß katholische Missionarien es sich zum Verdienst machten, ihr Bekehrerwerk an evangelischen Christen zu versuchen; und umgekehrt, daß Protestanten sich angelegen sein liessen, Christen der römischen Kirche zu bekehren.

Wie dem auch sei, es haben unter katholischen und protestantischen Heilsboten jedes Jahrhunderts auch erhabene Menschen gelebt, gelehrt, gelitten, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Noch dauern ihre heiligen Werke fort. Mit Bewunderung sehe ich ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Aufopferung, und wie sie wilde Horden menschlicher machten. Wahrlich, eure mächtigsten Könige, eurer Schlachthelden Keiner hat je Größeres für die Menschheit gethan, als die Männer Gottes vollbrachten.

III. Afrika.

1.

Aufblühen und Verfall des Christenthums in diesem Welttheil.

Das unermeßliche Wunderland, unter dessen glühendem Himmel gesammte Naturkräfte lebendiger gähren, Afrika, die Heimath der riesenhaftesten Thiere und Pflanzen, reich an Gold, Weihrauch, brennenden Gewürzen und Farbenhölzern, ist den heutigen Tagen kaum viel bekannter, als es vergangenen Jahrtausenden war. Noch ist es blos mehr umfahren, als bereiset. Wir kennen kaum den fünften Theil desselben. Was wissen wir von seinen Binnenländern, von seinen Völkerschaften? Und doch ist dieser Welttheil den Europäern näher gelegen, als Asien; und doch stand er seit den frühesten Zeiten mit ihnen eben so sehr in friedlichem und kriegerischem Verkehr, als Asien.

Selbst die Nordküsten Afrika's, längs dem Mittelmeere im Angesichte Europens, zur Zeit des alten Roms mehr wie Theil unsers eigenen, als eines fremden Welttheils betrachtet, sind gegenwärtig der alten Verwandtschaft entzogen. Der europäischen Seemächte heimtückische Staatsklugheit oder Feigheit duldet es, daß jene üppige

Küsten, jene fruchtvollen Fluren seit Jahrhunderten Sitz und Wehre gewissenloser Räuber bleiben, deren barbarischer Stolz sich in Demüthigung europäischer Fürsten und Mißhandlung von deren Unterthanen gefällt. Soll dort nie Europa's Gesittung hergestellt werden? — Ist unserer Zeit die Zähmung jener Halbwilden so schwer, während Rom einst das ungleich mächtigere, nebenbuhlerische Karthago überwand, und der Stamm der ungeschlachten Vandalen, nachdem er die deutschen Ostseeufer mit Spanien vertauscht hatte, in kurzer Frist von Tanger bis Tripoli Herrscher ward? Wie tief ist die Wiege der alten Weisheit, Aegypten, in Verachtung und Wildheit gesunken!

Es ist keineswegs zu bezweifeln, daß nicht schon im Jahrhundert des Messias Erleuchtete gen Aegypten gekommen seien, auch wenn die von Eusebius und Hieronimus bewahrten Sagen nicht zu erweisen wären, daß Markus, der Evangelist, Gründer der alexandrinischen Gemeinde gewesen. Finden wir doch schon in den heiligen Schriften selbst der Jesusbekenner Anwesenheit in Nordafrika (Cyrene), auf Cypern, Creta und den Inseln des ägäischen Meeres gedacht. — Pantänus, der Weltweise, war im zweiten, Origenes, der vielthätige Kirchenvater, war im dritten Jahrhundert der Ruhm des in Alexandrien aufblühenden Christenthums. Es breitete sich von hier der Glaube

hinauf in die Einsamkeiten der Thebais, der ersten Pflanzstätte christlichen Mönchthums; und durch Nubien bis Habesch, zu einer dessen Hauptstädte, Axum (Auxumis) geheißen, wohin der Aegypter Frumentius den Glauben trug.

Als Konstantinus vom kaiserlichen Throne herab Befehl erlassen hatte, das Christenthum solle Religion der römischen Welt sein, ward es gefährlich, Heide zu bleiben. Zwar schon vor ihm war das Kreuz längs dem Mittelmeer bis jenseits der Säulen des Herkules gepflanzt worden; schon hatte Karthago der Christenheit berühmte Lehrer gegeben: nun aber verliessen Römer und Afrikaner zu Tausenden die Altäre der gestürzten Götter, um sich anbetend vor dem Sohne Mariens niederzuwerfen.

Wäre das Heiligthum des Christusglaubens nicht vorher von menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken getrübt worden, würde es durch Konstantins und seiner Thronfolger Maßregeln geschehen sein. Denn die Millionen, welche sich so jählings nun zum Kreuz wandten, weil sie Schirm vor Verfolgung, oder Aussicht zu weltlichen Beförderungen suchten, oder weil sie dem Strome der Menge folgten, konnten nicht die innere Welt ihrer Begriffe und Gefühle so schnell wechseln, als den Altar eines heidnischen mit dem eines christlichen Tempels. Sie nahmen nur neue

Uebung, nicht neue Ueberzeugung an. Nur die Kirche hatte gesiegt, nicht die Religion Jesu. Aber schon hielten auch Priester das Kirchenthum für Glaubensthum.

Daher sah man die bekehrten Nationen auch an den Küsten Afrika's nicht erleuchteter, im Gemüthe veredelter: sondern sie blieben, die sie gewesen waren. Kirchliche Streitigkeiten gaben ihren Leidenschaften neuen Spielstoff. Als Geiserich, der Vandalenkönig, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit arianisch-christlichen Barbaren in Afrika landete, Karthago eroberte, und seinen Seeräuberstaat gründete, war damit für die Religion so wenig verloren, als für sie gewonnen wurde, da hundert Jahre nachher Justinians Feldherr Belisar das vandalische Reich wieder vernichtete, und das katholisch-christliche Glaubensbekenntniß siegreich machte.

Selbst der Kirche war Belisars Schlachtenglück nicht lange ersprießlich. Denn weil die afrikanischen Küsten byzantinisch geworden, mußte es denselben in den Kriegen der morgenländischen Kaiser mit ihren Erbfeinden, den Persern, zum Verderben gereichen. Der zweite Koshru, siegreich über die Griechen, überfiel auch Aegypten, überwand auch Karthago, entschlossen, den uralten Dienst Ormuzd's und des heiligen Feuers an die Stätte der Kreuzverehrung zu stellen. Dies ge-

schah in derselben Zeit, da Muhamed in Arabien sein Prophetenamt übernahm, im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Und zwanzig Jahre später, nachdem Koshru Afrika gewonnen, standen Muhameds Araber schon gewaltig über den Trümmern von Memphis am Nil. Die Mehrheit des ägyptischen Volks, jakobitische Christen, voller Hasses gegen die katholischen Mitchristen und deren Kaiser zu Konstantinopel, erleichterte sogar dem arabischen Feldherrn Amru die Eroberung. Die Christenparteien aber ärnteten das Verderben beiderseits, welches sie sich in blinder Rachgier bereitet hatten. Es blieb beiden nur Wahl zwischen Knechtschaft und Tod, oder dem Glauben an Muhamed. Die meisten wählten diesen mit derselben Leichtigkeit, und aus denselben Gründen, wie sie einst Christum gewählt hatten. Und ehe noch das Jahrhundert verfloß, war Nordafrika arabisch; das Evangelium durch den Koran vertilgt. Nur in Aegypten behauptete sich, gedrückt von der öffentlichen Verachtung, neben Ueberresten katholischer, griechischer und armenischer Kirchparteien, so wie auch jenseits der Wasserfälle des Nils und der nubischen Einöden, in Habesch, das jakobitische Christenthum, während die Araber im Osten und Westen Afrika's längs den Küsten ihre Herrschaft und ihren Glauben ausdehnten.

Seit jenen Tagen blieb alles Land vom Sand-

gebirge des linken Nilufers bis zum Atlasgebirge dem Christenthum verschlossen, und die Bekenner desselben betraten nur die Gestade Nordafrika's als Sklaven, oder als unstete Kaufleute, oder als Gesandte europäischer Könige, die den Seeräuber-Fürsten ehrerbietigen Tribut brachten. Die meiste Duldung geniessen die Christen vielleicht in Tripoli, wo sie, gleich Juden verachtet, doch freie Glaubensübung haben, besonders seit hier die Familie der Caramanli den Thron bestieg. Der Pascha Yusef Caramanli (seit 1795), der dritte aus jenem Geschlecht, war aus Klugheit, den Briten zu gefallen, gegen die Christen nachsichtsvoll. Das römische Collegium de propaganda fide bestellte das Kloster zu Tripoli mit drei Mönchen, meistens Franziskanern, für die Seelsorge der christlichen Konsuln.

In Tunis herrscht zwar auch Duldung, doch sehr beschränkt. Bekehrerversuche sind mit dem Tode bestraft. In der Hauptstadt waren im Jahr 1815 nur drei Kapuziner und zwei Franziskaner; neben diesen auch eine griechische Kirche mit einem einzigen Priester, der zugleich für die protestantischen Konsuln und deren Familien die gottesdienstlichen Geschäfte versah.

In Algier sind der Christen höchst wenige; der Juden desto mehr. Im Jahr 1816 zählte man

derselben etwa neuntausend Seelen, die mehrere Synagogen hatten.

Ungleich später, als an den Nordküsten, ist in Afrika an den übrigen Küsten das Evangelium gepredigt worden. Erst als der wißbegierige Portugiesenfürst, Heinrich der Seefahrer, im Jahr 1412 den Geist seiner Nation zur Entdeckung unbekannter Länder in fremden Ozeanen weckte; als Madeira gefunden, das Kap Non umschifft, der Senegal gesehen, die Linie passirt war; als nun Spanier, dann Niederländer, dann die übrigen Seemächte Europens, lüstern nach Goldstaub, Elfenbein, Gewürzen, schwarzen Sklaven und andern Erzeugnissen Afrika's, die Ufer dieses Welttheils mit ihren Niederlassungen bevölkerten, ward auch das Wort von Christo längs den Gestaden der Ost- und Westseite des Welttheils verkündet.

2.

Die gegenwärtigen Kirchparteien in Aegypten.

Es haben sich bis zu unsern Tagen in Aegypten schwache Ueberbleibsel der jakobitischen, armenischen, griechischen und katholischen Kirchparteien unter mannigfaltiger Schmach öffentlicher Demüthigung erhalten. Der Muselmann betrachtet sie

mit Verachtung. Will der Christ nicht zu Fuß durch die Straßen von Kahira gehen, darf er nur auf Eseln reiten. Begegnet ihm aber einer der Großen, muß er absteigen, bis derselbe vorüber ist; absteigen, so oft er vor dem Hause des obersten Kadi, vor zwanzig andern Gerichtshöfen und vor den bedeutendsten Moscheen vorbeireitet, wenn er nicht vom Pöbel gemißhandelt sein will. Selbst europäische Gesandte und Konsuln, vielleicht nur mit Ausnahme der britischen, müssen sich diese Erniedrigung gefallen lassen.

Gleich jenen verlassenen Einsiedeleien und Klostertrümmern älterer Zeit auf schroffen und nackten Felsen des Gebirgs Dschebel Mokkatem am rechten Nilufer, stehen noch die Christen in Aegypten als Denkmal der Gewesenen; auch eben so unvereinbar in ihren Kirchgebräuchen und Lehren von Naturen und Personen in Christo, wie vor einem Jahrtausend, und voll hartnäckigen Widerwillens unter einander, wie damals.

Am zahlreichsten ist die Kirchpartei der Jakobiten oder der koptischen Christen geblieben, welche mit dem Syrer Jakob aus dem sechsten Jahrhundert nur eine Natur in Christo, und den heiligen Geist nur von Gott dem Vater, nicht vom Sohne ausgegangen, erkennen. Diese Kopten sind der allmälig aussterbende Rest von Aegyptens Urbewohnern; gleich den alten Aegyptern von düste-

rer Gemüthsart, hartnäckig und religiös; unwissend, knechtisch und abgestumpft unter den Mißhandlungen ihrer binnen Jahrtausenden vielmals gewechselten Beherrscher. Noch sind ihre heiligen Bücher in der eigenthümlichen koptischen Sprache geschrieben; aber auch diese Sprache, obwohl sie längst nicht mehr die alte "Lisan Faraun" oder Pharaonsprache ist, wird von heutigen Priestern kaum noch verstanden. Jene religiösen Meinungen, zu welchen sie einst durch die morgenländischen Kaiser mit Schwert und Kerker gezwungen worden waren, werden nun von ihnen mit einer Unbeugsamkeit festgehalten, welche sie mit Gefühllosigkeit gegen den Spott der Moslemim und mit Abscheu gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt.

Als Amru an der Spitze der Araber vor eilfhundert Jahren in Aegypten einzog, belief sich noch die Zahl der koptisch-jakobitischen Bischöfe auf siebenzig. Gegenwärtig ist die Zahl derselben auf zwölf beschränkt. Die meisten dieser Bisthümer sind im obern Aegypten, wo sie sich, dem Hauptlager der Eroberer entfernter, ungestörter bewahren konnten. Ihr Patriarch aber, zugleich Oberhaupt der Kirchen von Nubien und Habesch genannt, hat seinen Sitz zu Kahira, wo zwölf koptische Kirchen stehen, mit Inbegriff deren zu Fostat, oder Mase el aktik, d. i. Altkahira.

Die griechischen Christen besitzen in Kahira

nur zwei Kirchen, deren eine unter dem Bischof vom Berge Sinai, die andere unter dem zu Alexandrien wohnenden Patriarchen steht. Auch in Alexandrien befinden sich neben den griechischen Kirchen mehrere jakobitische. Der armenischen und katholischen Christen sind die wenigsten. Jene haben in der Hauptstadt Aegyptens nur eine, diese zwei Kirchen bei eben so vielen Klöstern.

Am thätigsten arbeiten hier die Katholiken im Bekehrergeschäft. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und andere Mönche sieht man zahlreich und in beständigem Eifer, ihre geringe Kirchgemeinde zu vergrößern. Sie hüten sich aber weislich, mit frommen Anträgen den Bekennern des Koran nahe zu kommen; ihr einziger Triumph besteht darin, dann und wann einen nichtrömischen Christen zur römischen Kirche zu bringen. Der Pascha sieht den Umtrieben der europäischen Apostel sehr gleichgültig zu, überzeugt, daß diese Bekehrungen weder bessere noch schlechtere Bürger, wohl aber oft Uneinigkeiten machen, davon zuletzt beträchtliche Strafgelder von Bekehrern und Bekehrten geärntet werden können. Die Mönche der römischen Kirche haben in den ägyptischen Städten zerstreut einzelne Klöster; selbst im obern Aegypten, wie Achmina die Franziskaner.

Unter barbarischen Herrschern muß von dem verachtetsten Theile des Volks, zu welchem doch

die Christen gehören, wenig Aufklärung erwartet werden. Es ist hier nicht Rede von europäischen Ansiedlern, sondern von denen, die Aegypten als Vaterland ansehen, falls man den Wohnort der Unfreien und Rechtsarmen ein Vaterland heißen darf. Sie beobachten mit knechtischer Andacht überlieferte Kirchengebräuche; sind unwissend wie ihre Herren, abergläubig, wie diese. Ehrfurchtvoll betrachten sie den alten Sycomorebaum von Matare, einem Dörfchen neben den Ruinen von Heliopolis, zwei Stunden von der Hauptstadt. Die Sage lehrt, daß dieser Baum sich, als die heilige Familie auf ihrer Flucht uach Aegypten Obdach suchte, derselben zum Schutz geöffnet habe. Kein guter Christ reiset vorüber, ohne einen Splitter vom Baum zu schneiden, der darum nicht minder als unvergänglicher Stamm grünt. — Mit gleicher Andacht wallen die Kopten zu einer Felsengrotte, welche der heiligen Familie zum Aufenthalt gedient haben soll; so wie die Griechen zu einer Säule ihrer Kirche in Fostat, welche, was sonst selten, wenigstens durch ein nützliches Wunder berühmt ist. Denn wer den Verstand verlor und an diese gebunden wird, empfängt ihn unter Gebeten wieder, die über ihn gemurmelt werden.

Die koptischen Gemeinden wohnten weit hin-

auf im obern Aegypten, wo sie zu Achmina die prachtvollste ihrer Kirchen im ganzen Lande besitzen. Sie wohnen bis zu den Nilfällen an Nubiens Grenzen. Dort, in der Stadt Dschirdsche, wo auch die Missionarien der römischen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein Hospitium haben, ist noch der Sitz eines koptischen Bischofs. Wo aber das heiße Nubien beginnt, in den Reichen von Sennaar, Darfur, Dongala, Dekin, verschwindet die letzte Spur christlichen Glaubens. Nur wüstes Heidenthum paart sich in den unbekannten Gefilden mit Muhameds entstellter Lehre.

3.

Die Jakobiten in Abyssinien. — Der Katholiken fruchtlose Missionsversuche.

Es sind ungefähr sechszig Tagreisen von Kahira durch die Wildnisse Nubiens bis Abyssynien oder Habesch. Dort ist eine afrikanische Schweiz; ein Labyrinth von Thälern, Hügeln, Bergen, bewässert von Quellen, Flüssen, Seen. Buchen und Tannen wachsen am Fuße der Alpen, deren Gipfel zuweilen vom Schnee glänzen; in den heißen Thälern prangen Palmen und Südfrüchte. An den grünen Gebirgshalden blühen zwischen Wiesenkräutern Nelken, Tulipanen, Li-

lien und andere Blumen schöner Art in wilder Freiheit. Durch die Einöden brüllen Löwe und Tiger und Panther; auf den höchsten Alpenfirsten schwärmen Gemsen. Man hört in den Wäldern Gesang europäischer Vögel; aber Kasuare und Strauße ziehen im tiefern Geländ durch Steppen.

Die Bewohner dieses reichen und wundervollen Gebirgslandes sind ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten aus dem benachbarten Arabien herübergekommen, von welchem sie nur durch das rothe Meer getrennt sind. Ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr langes Haar spricht dafür; aber die dunkle Olivenfarbe ihrer Haut scheint für Vermischung mit einem ältern Urstamm zu sprechen, wenn die Farbe nicht Wirkung der heißen Sonne seit zahllosen Geschlechtsfolgen ist. So viel wir aus ihren Sagen und Büchern wissen, litt ihr Staat durch Kriege und Aufrühre mannigfache Umwälzungen, bis ein einzelner Stamm des ganzen Landes Beherrscher ward. Denn die heilige Sprache, worin ihre Religionsbücher, ihre ältesten Urkunden geschrieben sind, ist nur noch die Sprache der Hirten des Landes. Sie wird die Tigresprache geheißen. Tigre aber ist ein Theil des Berglandes zunächst dem rothen Meere, wo das alterthümliche Axum mit Trümmern alter Pracht steht, unter denen sich ein achtzig Schuh hoher Obelisk von Granit erhebt. Noch heute

werden die Könige von Chabesch dort feierlich geweihet. Aber die Sprache der Landesbeherrscher und der Großen ist amharisch. Amhara wird auch eine der innersten Provinzen des Landes geheißen. Zu Gondar, in der Provinz Dembea, ist der Sitz des Negus oder Hatzege, des Königs von Habesch.

Die Habeschiner sind ein Hirtenvolk, welches mit den Erzeugnissen des Landes Tauschhandel in die Fremde treibt, weil es das Geld noch nicht kennt. Wie sie uns der Engländer Salt aus dem Jahre 1810 beschreibt, eben so hat sie schon der Jesuit Guerreiro im Jahr 1608 gekannt. „Man findet bei ihnen (sagte dieser) weniger Laster, als in vielen Gegenden Europens, wo unser heiliger Glaube thront. Sie haben im Umgange viel Schlichtes, in ihren Sitten viel Unschuld; nichts Wildes, nichts Grausames."

Die portugiesischen Seefahrer hatten Habesch schon in der andern Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt. Von da begannen Handelsverbindungen und engere Verhältnisse zwischen diesen Afrikanern und den kühnen Europäern, welche ihnen gegen die räuberischen Mauren und Beduinen im benachbarten Lande Adel oder Zaila Hilfe leisteten. Mit den Portugiesen kamen auch deren Geistliche gen Habesch. Diese fanden aber nicht ohne Erstaunen hier unerwartet

ein christliches Volk, welches seinen Glauben seit unbekannten Zeiten, und doch rings von muhamedanischen und heidnischen Nationen umgeben, treu bewahrt hatte. Das habeschinische Christenthum, den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstammt, hatte freilich mit den Lehren des abendländischen nichts gemein. Mit der Sonntagsfeier war auch die Feier des Sabbaths, mit der Taufe auch die Beschneidung, mit dem Abendmahl auch die Enthaltsamkeit vom Genusse vieler im mosaischen Gesetze verbotenen Speisen verbunden. Man erkannte in den Lehren viele Verwandtschaft mit den Lehren der jakobitischen Christen in Aegypten. Auch die Habeschinen wußten nur von einer Natur in Christo, unbekümmert, ob abendländische Kirchenversammlungen dieses Dogma verdammt hatten. Daß ihnen von Aegypten viele Lehrer des göttlichen Wortes ehemals gekommen, beurkundete der Umstand, daß das Oberhaupt ihrer Kirche, ihr Patriarch, der Abuna (unser Vater), welcher in der Stadt Dobsan wohnte, sich dem koptischen Patriarchen untergeordnet erkannte.

Um so inniger wurden nun die Verbindungen der Habeschiner mit den Portugiesen. König Etana Denghel, der im Jahr 1525 auf dem Throne saß, schickte sogar einen Gesandten nach Lissabon, Freundschaftsverträge zu schliessen, und bat den Pater Juan Bermudez, welcher mit

Alvarez, Vizekönig von Indien, im Jahre 1520 nach Habesch gekommen war, die Stelle des Abuna oder habeschinischen Patriarchen anzunehmen, als der alte Abuna Markus auf dem Sterbebette lag. Bermudez nahm die Würde willig an, in welcher ihn Papst Paul III. bestätigte, der unverhofft seine heilige Gewalt bis in's Innere eines kaum entdeckten Welttheils erweitert sah. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Der rohe Glaubens- und Bekehrer-Eifer der portugiesischen Soldaten, denen die frommen Gebräuche der Habeschinen lächerlich oder gottlos schienen, erbitterte das Volk. Und als Pater Bermudez, nach dem Tode des alten Königs, dessen Sohn Claudius aufforderte, dem heiligen Petrus, das heißt, dem Papste in Rom, Gehorsam zu schwören, entgegnete der junge Fürst: „Was kümmert mich der? Ich heiße dich nicht mehr Abuna. Du bist ein Patriarch der Fremden, ein Mensch, der vier Götter anbetet!“ Und als Pater Bermudez mit Exkommunikation drohte, rief Claudius: „Du selbst bist exkommunizirt.“ Wirklich ließ der König einen neuen Patriarchen aus Aegypten kommen; Bermudez mußte Habesch meiden.

Inzwischen dauerten die Verbindungen Portugals doch mit Habesch fort. Ignatius Loyola brannte voller Begierde, eine Missionsan-

stalt durch seine Jünger zu stiften. Er gewann dafür die Höfe von Rom und Lissabon. Zwölf Jesuiten reiseten gen Habesch im Jahr 1556. Ihre Sendung war jedoch fruchtlos, denn rechthaberischer, streitsüchtiger Bekehrereifer machte sie bald dem Fürsten wie dem Volke widrig.

Glücklicher war späterhin (1604) der Jesuit Peter Pays. Durch Gewandtheit und Kenntnisse nahm er den Hof ein, während im Lande seine Gehilfen das römisch-katholische Christenthum predigten. König Seltam Seghed befahl sogar öffentlich, daß Niemand bei Todesstrafe behaupte, in Jesu Christo sei nur eine Natur gewesen. Diese und ähnliche Gebote, die des Volkes uralten Glauben bedrohten, empörten aber den größten Theil von Habesch. Der König, geleitet von den Jesuiten, wandte Strenge bis zur Grausamkeit an. Darüber entstanden Aufrühre und Bürgerkriege, die den Thron wanken machten. Viele von den Jesuiten gebaute Kirchen, die eher Festungen als Tempeln glichen, wurden durch's Volk niedergerissen. Der König, sein Reich zu behaupten, sah sich gezwungen, zu gestatten, daß Jeder seinem Gewissen folgen möge. Während die Jesuiten murrten, sangen die Altgläubigen: „Stimmet Hallelujah an! denn die Schafe von Habesch sind gerettet vor den Wölfen vom Abendlande!“

Als Seltam Seghed im Jahre 1632 starb, war eine der ersten öffentlichen Verfügungen seines Sohnes Alan Seghed die Verbannung aller Jesuiten und aller Katholiken. Der Name derselben ist dem Volke bis auf unsere Zeiten ein Gräuel geblieben. Einige Jesuiten, welche es gewagt hatten, in Habesch eine holdere Zeit abzuwarten, wurden ergriffen, und als Verächter königlicher Befehle hingerichtet. — Jeder spätere Missionsversuch scheiterte. Drei Franziskaner, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dahin kamen, wurden (im Jahre 1716) hingerichtet. Das Volk, zwar argwöhnisch gegen Europäer, deren Bekehrsucht sie hassen, ist doch mild und gefällig gegen diejenigen, welche sich nicht in Glaubensdinge mischen. Während Heiden, Muhamedaner und Juden in Habesch geduldet werden, scheut man die Niederlassungen abendländischer Christen.

Das Wichtigste, was für Abessinien in neuester Zeit geschah, war Uebersetzung der Bibel in die Amhara-Sprache. Herr Asselin, Geschäftsträger beim französischen Generalkonsul in Aegypten, welcher zufällig in Kahira einen armen Greis fand, der der äthiopischen Literatur völlig Meister, und Lehrer der Herren Bruce und W. Jones gewesen war, half ihm in dem herrlichen Werke,

welches sodann die britische und die ausländische Bibelgesellschaft drucken ließ.

4.

Die afrikanische Ostküste. Madagaskar. Bourbon.

Vom habeschinischen Gebirge in tausend Meilen weiter Länge der afrikanischen Ostküsten bis zum Kapland herrscht in heißen, feuchten, fruchtbaren, aber den Europäern ungesunden Ländern Heidenthum, oder Muhameds Glaube, oder beides gemischt. Noch besitzen hier die Portugiesen aus den Tagen ihres Ruhms einige Niederlassungen, wie auf Mozambik, Monomotapa, Quiloa und Sofala. Zu Mozambik, der kleinen Inselstadt, und der Portugiesen Hauptort, sieht man ein paar Klöster und ein paar Kirchen. Auch ein bischöflicher Stuhl steht daselbst. Doch zur Fortpflanzung des Christenthums ist seit Jahrhunderten nur wenig geleistet worden, und das Wenige ohne Glück. Häufig gebrach es an Sendpriestern; und wo man sich gelungener Anfänge freuete, sank bald wieder alles in alte Verwilderung zurück. In Monomotapa waren die Jesuiten lange thätig gewesen. Doch ist zweifelhaft geblieben, ob die scheinbare Neigung des Volkes für den christlichen Glauben mehr Frucht

der Belehrung, oder Furcht vor den Portugiesen gewesen sei, deren Schutz oder kriegerischer Beistand den Eingebornen wichtiger, als deren Glaube war.

Weit unglücklicher fielen alle Bekehrungsversuche bei den furchtbaren Bewohnern Madagaskars aus. Die Madegassen, welche mit Glauben an einen einzigen höchsten Gott die finstersten Geburten des Heidenthums und die rohesten Begriffe von Tugend verbinden, bleiben der Europäer geschworne Feinde. Sie kennen diese Europäer nur zu wohl, die da kommen, die Unabhängigkeit der Völker zu vernichten, und sich des natürlichen Reichthums derselben zu bemeistern. Noch im Jahr 1815 wurde die englische Niederlassung von Grund aus vertilgt, und jeder europäische Bewohner derselben gnadenlos ermordet.

Daher will ich von den frühern und spätern Bemühungen einzelner Missionarien, unter denen vor allen die Franzosen thätig waren, nicht reden, weil sie auf Madagaskar fruchtlos geblieben sind.

In den übrigen kleinen ostafrikanischen Inseln, wo alte, feste europäische Niederlassungen bestehen, wie auf Isle de Bourbon und Isle de France, ist das Christenthum unter der geringen Bevölkerung ziemlich herrschend. Selbst Sklaven empfangen dafür dürftige Unterweisung. In allen übrigen Eilanden dieses Ozeans, z. B.

auf den komorrischen Inseln an der zangebarischen Küste, blieb das Volk, meist von muhamedanischen Eroberern unterjocht und beherrscht, heidnisch.

5.

Vorgebirg der guten Hoffnung — protestantische Bekehrungs-Anstalten für Hottentotten, Kaffern u. s. w. bis zum Orangefluß.

Wo sich das afrikanische Festland im äussersten Süden ausspitzt, tritt das Vorgebirg der guten Hoffnung hervor. Die Holländer eroberten und besetzten es im Jahre 1653 unter Jan van Ribek. An der Tafelbai befestigten sie die wichtige Kapstadt, welche durch ihre Lage den Europäern wichtig bleiben wird, so lange es der ostindische Seehandel ist.

Die Holländer waren lange Zeit nur Holländer, das heißt Kaufleute. Völker menschlicher zu machen, galt ihnen von allen Angelegenheiten als eine der letzten. Selbst um religiöse Belehrung ihrer Sklaven bekümmerten sie sich wenig. Schulen waren in der Kapstadt kaum, oder im schlechtesten Zustande vorhanden. Noch jetzt ist es nicht viel besser. Gute Häuser schicken ihre Söhne zur Erziehung nach Europa. Die Reformirten, in der Kapstadt am mächtigsten, verweigerten sogar lange

Zeit den lutherischen Mitchristen eine Kirche. Erst im Jahre 1779 erhielten diese, nach vielen überwundenen Hindernissen, öffentliche Religionsübung. Ueberhaupt dachte man erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Holland selbst ernster an Verbreitung des bessern Glaubens unter den Heiden der holländischen Niederlassungen. In der Kapstadt aber und unter den benachbarten Wilden war dafür weniger gethan, als in andern batavischen Kolonien.

Doch seit sich die Engländer während der französischen Umwälzungskriege der Kapstadt bemächtigten (den 16. Herbstm. 1795), begann für die Heiden Süd-Afrika's ein neuer Zeitraum. Die Londner Missionsgesellschaft, die herrnhutischen Brüdergemeinden, die wesleyschen Methodisten traten in preiswürdigen Wetteifer für die heiligste Sache.

Der Kapstadt nächste Angrenzer sind die **Hottentotten**, ein armes, träges Volk von wenigen Begriffen, welches in zerstreuten Kraalen oder Dörfern umherwohnt, seine Rinder- und Schafheerden weidet, einigen Feldbau treibt, und von der europäischen Nachbarschaft seit ein paar Jahrhunderten nur geringen Vorschmack der Gesittung empfangen hat. In entferntern Gegenden lebt es noch in nomadischer Irre, wie seit Jahrtausenden.

Schon im Jahre 1736 hatten die Herrnhuter

angefangen, zu Gnadenthal eine kleine christliche Hottentottengemeinde durch ihren Bekehrungseifer zu bilden. Ein frommer Deutscher, Georg Schmidt, war ihr erster Apostel. Gnadenthal liegt nur fünfundzwanzig deutsche Meilen von der Kapstadt, in einem engen, fruchtbaren Thale. Die holländisch-ostindische Gesellschaft aber fand in kaufmännischer Staatsklugheit das Unternehmen für bedenklich, dem Vortheile der Kolonie sogar gefährlich. Sie verbot demnach die Ausbreitung des Christenthums, und verhinderte dieselbe bis zum Jahre 1792. Da erst, erweicht von vielen Bitten der Brüdergemeinden, gab man diesen wieder frei, Missionarien hinzusenden. Georg Schmidt hatte schon einige Hottentotten lesen gelehrt und ihnen eine holländische Bibel hinterlassen. Und dies wenige war genug gewesen, das begonnene Christenthum emporzuhalten. Seitdem vergrößerte sich die Gemeinde von Jahr zu Jahr, wo bald sechs Missionarien Arbeit genug fanden, zu lehren und europäische Bildung zu verbreiten. Im Jahre 1816 wohnten zu Gnadenthal in zweihundert vierundvierzig Häusern zwölfhundert sechsundsiebenzig Personen.

Der Anblick dieser Hottentottenstadt, mit ihrer Kirche, ihren Schulen, ihren regsamen Gewerben, bewog den britischen Gouverneur, Grafen Caledon, (im Jahr 1808) den Herrnhutern

einundzwanzig deutsche Meilen nordwärts der Kapstadt, am Meere, eine neue Sendungsstätte anzuweisen. Dies ist Grüne kloof (Grünthal). Es wohnten hier sechszig bis siebenzig Hottentotten in zwölf Hütten. Die Missionarien hoben sogleich unverdrossen ihr Werk an, errichteten eine Schule, lehrten Feld- und Gartenbau, liessen benachbarte Gehölze wegbrennen, in denen Tieger hauseten, und bald entwilderte sich unter ihrer Hand die Gegend. Wir wissen aus John Campbells Reise, daß im Jahr 1813 dort schon vierundvierzig christliche Familien in reinlichen Häusern beisammen wohnten. Auch in einer der jüngsten Sendstätten, die zu Ehren Lord Caledons dessen Namen trägt, sechsundzwanzig deutsche Meilen ostwärts der Kapstadt, hatten sich 1816 schon sechshundert Hottentotten angesiedelt.

So sind seitdem mehrere ähnliche Missionsstätten in den Ländern der Hottentotten gestiftet worden, wie zu Betelsdorf (im Jahr 1802), wo, hundert und dreissig deutsche Meilen von der Kapstadt entfernt, nun zwölfhundert Eingeborne, neben reicher Viehzucht, mancherlei Handwerke und beträchtlichen Landbau treiben, zu Theopolis, Grahamsstadt, Friedensberg oder Hooge Kraal, fünfundsechszig deutsche Meilen östlich vom Kap mit dreihundert Hottentotten u. s. w.

Tiefer im Innern Süd-Afrika's wohnen die

wandersamen Jägerstamme der **Buschmänner**, die **Namaqua's**, **Corana's** und andere bis zum großen Orangestrom. Alle sind sie, wie die Kaffern überhaupt, ein kräftiger, schöner Menschenschlag, braun von Farbe, wolligt von Haar. Hier in grünen, üppigen Thälern, zwischen ungeheuern Sandwüsten, weiten Wäldern und zerstreuten Gebirgsverkettungen, leben sie von geringem Landbau und Zucht ihrer Rinderheerden. Einige kennen Ahnung eines höchsten, unsichtbaren Wesens — Wahrsagung und Glaube an Zauberei aber ist der Meisten Religion. Manche sollen noch nicht daran gedacht haben, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anderes als der Körper sei. Da Campbell zwei Buschmänner fragte: „Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingestellt, und gemacht, daß sie nicht falle?“ antworteten sie: „Das wissen wir nicht, haben uns aber schon oft darüber gewundert.“

Auch hieher sind die evangelischen Glaubensboten vorgedrungen. Längs dem Orangestrom haben sie Niederlassungen gebaut zu **Pella** (mit nun beinahe tausend Seelen), **Bethanien**, zwei Tagreisen nördlich vom Orangefluß, **Bethesda** und vielen andern Orten. Jenseits des Orangestromes zogen sie mit rührender Begierde und Selbstverläugnung bis in das Innerste des **Griqualandes**. In der Griquastadt selbst, bis in

das Land der Betschwansstämme, welche schon größerer Kenntnisse theilhaftig sind, sogar Kupfer und Eisen zu bearbeiten verstehen, breiteten sich ihre Sendstätten aus. In der Hauptstadt der letztern zu Lattaku, am Fluß desselben Namens, sechshundert englische Meilen vom Kap entfernt, empfingen sie vom König Matibi, als er von einer Schakalenjagd zurückkam, Erlaubniß, bei ihm und seinem Volk zu lehren. „Sendet euere Priester, sprach er: ich will ihr Vater sein.“ Die Stadt Lattaku ist zierlich gebaut. Sie hat ungefähr fünfzehnhundert Häuser und achttausend Einwohner. Das Volk zeigt eine gewisse bürgerliche Ausbildung und mancherlei Kunstfleiß. Zwanzig andere große Stämme, noch weiter nordwärts im Innern Afrika's, sprechen alle die Sprache der Betschwans, und sollen noch gebildeter sein, als die Bewohner Lattaku's.

Nicht minder sind im unermessenen Gebiet der rothen Kaffern, an der Ostküste, im Norden des großen Fischflusses, Missionsversuche geschehen, wo die Tambuki's, die Mambuki's, die Makina's mit ihren Kupfer- und Erzgruben, wo andere Stämme in stolzer Unabhängigkeit in ihren von Europäern nie gesehenen Ländern wohnen.

Je näher die Kaffern uns durch Muth und Mühe der Missionarien bekannt werden, je mehr müssen wir von den Vorurtheilen zurückgehen, die

wir rücksichtlich dieser Völkerschaften hegten. Sie sind kenntnißfähiger in häuslichen oder bürgerlichen Einrichtungen, und in Verbreitung ihrer Lebensbequemlichkeiten vorgeschrittener, in ihrem ganzen Wesen menschlicher, als man geglaubt hat. — Aber auch sie lernen uns Europäer durch die Missionen von einer erträglichen Seite kennen, und daß wir nicht bloß blutdürstige, raublüsterne Barbaren sind, die übers Meer kommen, Sklaven zu machen, Gold zu suchen, dafür betäubende Getränke und Mordgewehre zu bringen, oder unabhängigen Völkern die Freiheit, alten Einwohnern das Vaterland zu entreissen, und tapfere Nationen unter sich zu entzweien, um sie ohne Mühe aufzureiben. Die frommen Heilsboten unserer Tage durchwandern Afrika, begleitet von der Bibel und dem Pfluge.

Wenn holländische Bauern in den Umgegenden der Kapstadt bisher auf Buschmänner Jagd machten, wie auf wilde Thiere, und sie ohne Umstände wegschossen: ist's zu verwundern, daß die Kaffernstämme ihren Abscheu gegen Christen erblich auf die Nachwelt fortpflanzten? — Dank sei es den neuern Missionen, es gelingt immer mehr, weltentzweiende Mißverständnisse zu zerstören, lang ergrimmte Nationen zu versöhnen, und sogar europäische Kaufleute christlicher zu machen. Denn

was ehemals nie Statt gefunden, geschieht heutiges Tages öffentlich. Es sind in der Kapstadt sogar Freischulen für Sklaven, wo braune und schwarze von sechs bis dreißig Jahren lernen. Wenn dies schon nicht Stiftungen obrigkeitlicher Behörden, sondern nur edler Privatleute sind, verdienen auch Obrigkeiten schon Lob, wenn sie das Gute nicht hindern.

6.

Die afrikanische Westküste. — Kongo — Loango.

Es dehnt sich jenseits des großen Orangestromes, im Norden seiner Mündungen, ein beinahe dreihundert Meilen langer Strich Landes an der afrikanischen Westküste, wo nirgends europäische Niederlassungen erblickt werden. Ja, weitaus der größte Theil dieser Gebiete ist noch unbekanntes Land. Der Schiffer nennt eine ungeheure Strecke derselben nur die wüste Küste. Und wo beim Kap Negro Menschen bekannt sind, werden sie, wie die Zimbeben und Dschaga's, als Menschenfresser geschildert.

Erst am Gestade von Benguela, Angola und Kongo erblickt man wieder europäische Städte und Vesten. Hier haben die Portugiesen alte und weitläufige Besitzungen in fruchtbaren

und heißen Landstrichen. Zu ihren Städten San Salvador und Pemba in Kongo, Loanda de San Pablo in Angola, San Felibe in Benguela, alle mit zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern bevölkert, ziehen jährlich aus dem geheimnißvollen Innern Afrika's Karavanen mit Goldstaub und Elfenbein. Dies ist Portugals afrikanisches Brasilien, in Herzogthümer, Grafschaften und Marquisate getheilt, welche unter königlichen Statthaltern und Vizekönigen stehen.

Die hiesigen Bisthümer liessen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Negern das Christenthum predigen. Aber ausser Gefangenen und Sklaven, oder von Portugals Festungen abhängig gewordenen Völkerstämmen konnte der christliche Glaube keine freie Nation gewinnen. Denn wenn die Landesbewohner Lebensweise und Grausamkeit der weißen Fremdlinge betrachteten, die ihnen ihre Länder entrissen, ihre gefangenen Brüder über alle Meere hinwegschleppten, schauderten sie vor dem Gott solcher Menschen, und wurden voll unsterblichen Hasses gegen Alle, welche zur Anbetung dieses Gottes übergingen. Man weiß von den Dschagga-Negern, daß sie eigene mörderische Verbrüderungen (Quixiles) unter sich gegen Ausbreitung des Glaubens der Weißen haben. Und sie führen Vertilgungskrieg.

In denjenigen Gegenden aber von Kongo,

Loango und übrigen Ländern, welche den Portugiesen mehr oder weniger unterworfen sind, hat das Evangelium durch den Muth einzelner Boten desselben schon großen Eingang gefunden. Man zählt weit über hunderttausend christlicher Neger. Selbst mehrere Landesfürsten sind katholisch. Das meiste Verdienst darum hatten Kapuziner gehabt.

Soviel wir indessen aus den Missionsberichten des Pater Antonio Zuchelli wissen, welcher in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Kongo predigend durchreisete, und selbst den König des von Loango damals abhängigen Reiches Sogno bekehrte, war zu seiner Zeit das Christenthum der Neger übel beschaffen. Neben den äussern Uebungen römischen Gottesdienstes hatten sie treulich ihre altheidnischen, die grausenhafte Todtenklage bei Sterbenden und Verstorbenen, die Anbetung des schwarzen Bockes, welchen Zuchelli natürlich für den Stellvertreter des Teufels hielt, und andere Gebräuche behalten. Der eifrige Kapuziner wußte sich oft nicht besser zu helfen, als daß er den Prügel ergriff, und den heillosen Negern bessere Erkenntniß einbläuete.

Auch französische Geistliche stifteten im Jahre 1766 in den Ländern von Kakongo und Loango Missionen. Sie rühmten in ihren Berichten aber die freudige Aufnahme, welche sie bei den christlichen Negergemeinden, wie Boten des Himmels,

empfingen. Noch dauern bis auf den heutigen Tag in Kakongo, Kongo und Benguela Missionen fort, doch sehr unterbrochen, und schwach unterstützt. Denn das tropische Klima mit seinen anhaltenden Regengüssen, denen die schnell austrocknenden Harmattans folgen; mit seiner glühenden Hitze, die plötzlich von den Gewitterstürmen der Tornado's abgekühlt wird, ist für die Gesundheit neu ankommender Europäer bis zur Zerstörung erschütternd.

7.

Guinea. — Die Sierra Leona-Gesellschaft. — Christenthum von Gumbia.

Wenn in jenen Gegenden, welche das niedere Guinea genannt werden, der Glaube der Christen nur träge fortschreitet, mag die Schuld nicht allein an der Widerspenstigkeit der Afrikaner, oder an den Uebeln des Himmelsstrichs liegen, sondern mehr an der sorglosen Schlaffheit der Portugiesen. Denn im obern Guinea, vom Kap Negro bis zum Sierra Leona-Gebirg wüthen Tornado's und Harmattans, Sonnengluth und Regenzeiten nicht minder. Allein hier leben in den Niederlassungen regsamere Bewohner, Eng-

länder, Holländer, Dänen und Franzosen, welche vertrauter mit Wissenschaften und Künsten, einsichtsvoller in Gesundheitspflege, zugleich menschlicher oder klüger in Behandlung der Landeseinwohner sind.

Inzwischen alle bisherige Pflanzstätten des obern Guinea bieten sich dem Auge nur als sehr zerstreute Punkte auf dem ungeheuern Länderraum dar, der in seiner Länge eine Strecke von fünfhundert deutschen Meilen einnimmt. Da wohnen noch ungezählte schwarze Völkerschaften, zumal gegen das Innere des Welttheils.

Wie im niedern, so ist auch im obern Guinea der Urbewohner des Landes Heide. Er verehrt zwar einen unsichtbaren Gott, oder ahnet ihn; aber betet doch in dumpfem Aberglauben zu Werken der Natur, oder selbstgeschaffenen Bildern, weil ihm Alterthum herkömmlicher Uebungen, oder Priester diesen Fetischendienst ehrwürdig machten. Gewöhnlich hat der Himmel und das höchste Wesen dort einerlei Namen, und beinahe jede Nation ihre eigene Hierarchie von Göttern oder Fetischen. Die letztern ehret man wegen Zauber-, Heil- und Schutzkräften, ohne sie, besonders wenn sie von menschlicher Hand gemacht sind, für wirkliche Gottheiten zu halten. Viele glauben, viele ahnen eine Unsterblichkeit der Seele. Die Mandingo-Neger beten für verstorbene Freunde. Die Onnina-

Neger singen mitten im Streit Lieder zu Gott. Die Tembu-Neger beten des Morgens: „Gott, hilf uns; wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben; wir sind in Deiner Hand!“ — Der Missionär Oldendorp hörte auf den karaibischen Inseln eine Watje-Negerin beten: „O Gott, ich kenne Dich nicht, aber Du kennst mich. Deine Hilfe ist mir nothwendig..

Fast alle Negervölker Afrika's haben Priester und Priesterinnen, welche die Gebete und Opfer des Volks den Göttern bringen, und im Namen derselben antworten. Es versteht sich von selbst, daß die Priesterschaft bei der Unwissenheit der Laien sehr wohl gedeiht. Sie sagt Unterthanen, wie Fürsten, welche Art Opfer, ob Kühe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Brannte-wein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem schwarzen Bock u. s. w. die lieblichsten Gaben sein werden. Neben den Priestern sind es die Könige, welche das Volk mißbrauchen. Die Negerkönige sind größtentheils unbedingte Gewaltsherren; grausam, um mächtig zu scheinen; ihre Harems nicht selten mit tausend Weibern gefüllt, die zugleich für sie manchmal bewaffnete Leibwachen bilden; ihre Feste oft mit Niedermetzelung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen gefeiert. Als einst der König von Akim starb, zerbrach man dreihundert und sechsunddreißig

Bewohnerinnen seines Harems Arme, Beine und Rippen, und verscharrte sie lebendig. Zur Schaustellung der gräßlichen Herrlichkeit der Fürsten gehört, daß sie, beim Empfang fremder Gesandten, dieselben zuweilen durch ganze Reihen frisch abgehauener Menschen- und Pferdeköpfe dem Thron nahen lassen.

Viele Europäer sahen zwar mit Grausen diese Hyänennatur der afrikanischen Menschheit, gaben sich aber wenig Mühe, dieselben zu veredeln. Vielmehr suchten sie aus der kriegerischen Unbarmherzigkeit der Negerhäupter Vortheil für den Sklavenhandel zu ziehen. Und die Sklavenhändler übertrafen bekanntlich die Negerfürsten an hartherziger Abscheulichkeit. Wie viele Millionen der elenden Schwarzen wurden seit Jahrhunderten durch die Christen aus Guinea über die Meere geführt! Nur in einem einzigen Jahre oft über hunderttausend, davon gewöhnlich kaum mehr als die Hälfte das Ufer eines andern Welttheils sah, weil zahllose vom Kummer oder von harter Behandlung, oder in Aufrühren, unterwegs starben, oder sich selbst auf allerlei Weise den Tod gaben. Als sich einst, erzählte Oldendorp, viele Neger auf einem Schiffe zum Verhungern entschlossen hatten, brachte der Kapitän des Schiffes die Verzweifelten nur dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen derselben in kleine Stückchen zerschneiden

ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht zum Leben bequemten. Dies schien ihnen noch viel ärger, als das Aergste, was sie bisher von ihrer Zukunft gefürchtet hatten, und sie ergaben sich in ihr dunkles Schicksal.

Dies verruchte Gewerbe christlicher Nationen dauerte bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die Küsten Guinea's über dem Meere hervorragen, werden künftige Jahrtausende vor den Gräßlichkeiten der Europäer erzählen, aber auch mit Rührung der edelmüthigen Wilberforce's, Sharps, Thorntons u. a. m. gedenken, welche zuerst Hand anlegten, diese Gräuel zu beenden. Es ist merkwürdig, daß kein christlicher König, kein christlicher Minister, kein sogenannter Staatsmann zuerst einen so einfachen, menschlich-großen Gedanken faßte und ins Werk setzte. Nein, schlichte, redliche, fromme Leute, Quäker Pensylvaniens, waren es, die die Sklaverei der Neger zuerst abschafften, deren Beispiel dann der ganze nordamerikanische Freistaat und Dänemark (1801) unmittelbar folgten. Aber noch unterm 30. Wintermonat 1813 konnte ein europäischer König — es war der von Portugal — förmlich den Handel mit schwarzen Menschen erlauben! — Die Briten dachten groß genug, den allergläubigsten Monarchen mit Gewalt zu den Pflichten der Menschlichkeit zurückzuführen, indem

sie ihm die Sklavenschiffe nehmen und die darauf befindlichen Neger in Freiheit setzen liessen.

Was Menschlichkeit begonnen hatte, vollendete an jenen Küsten, welche so lange der Schauplatz unbeschreiblicher Grausamkeiten gewesen waren, der Heldenmuth christlicher Tugend.

Ein frommer und reicher Brite, Granville Sharp, welcher sich zu London eines armen Negerknaben angenommen hatte, den der Kapitän eines Sklavenschiffes als Eigenthum ansprechen und wieder fortschleppen wollte, gewann im Rechtsstreit gegen diesen, daß der Gerichtshof der königlichen Bank (im Jahr 1771) aussprach: der Sklave, welcher den Boden Altenglands betritt, soll frei sein, wie jeder Einwohner Englands. — Wirklich lebten nach Beendigung des amerikanischen Krieges mehrere hundert Neger zu London, frei, aber verlassen, elend, dem Hunger preisgegeben. Da faßte Granville Sharp den Gedanken, vereint mit andern Bürgern, auf der Westküste Afrika's eine britische Negerkolonie zu stiften. Im Jahr 1787 wurde am Kap Sierra Leona vom dortigen Negerfürsten bequemes Land gekauft; dies bald durch neue Ankäufe in der Nachbarschaft erweitert, am Hafen der Georgsbai eine neue Stadt Freetown erbaut, und mit den freien Negern bevölkert.

Die zu London gebildete Sierra Leona-Ge-

sellschaft gewann bald Zutrauen, von der Regierung Privilegien, von neuen Mitgliedern beträchtlichen Geldgrund. Es erweiterte sich die Kolonie in Afrika mit jedem Jahre schnell, besonders seit Aufhebung des Sklavenhandels. Es ward die Veste Thornton gebaut; im Jahr 1809 der Anfang einer neuen Stadt Kingston; in gleicher Zeit eine Negerstätte am Fuß des Leicestergebirgs gestiftet, Leicester geheißen, meistens von Gliedern des Amherastammes bevölkert, welche man durch mancherlei Vortheile zu dieser Niederlassung bewog. Es entstanden Dörfer um Dörfer von den aus Sklavenschiffen befreiten Negern, die hieher geführt wurden. Jährlich wächst noch immer die große, menschenfreundliche Stiftung, welche der Sierra Leona-Kompagnie schon ansehnliche Handelsvortheile bringt.

Es ist aber da nicht auf Handelsgewinn allein abgesehen, sondern mehr noch auf Versittlichung des Volks. Dafür trat im Jahr 1807 zu London eine eigene Gesellschaft zusammen, deren Zweck Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Afrika ist. Mit ihr verbanden sich die edeln Missionsgesellschaften der Briten. In allen Ortschaften der neuen Kolonie wurden Schulen, sowohl für Erwachsene, als für Kinder, angelegt; Kirchen errichtet; Verkünder Christi und der Bruderliebe in die benachbarten Gegenden ausgesandt; die umherwoh-

nenden Negerfürsten durch Geschenke, Handelsvortheile, unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder in europäischen Wissenschaften gewonnen; Bibeln zu Tausenden in der Landessprache verschenkt; Entdeckungsreisen gemacht; talentvolle Neger zu Lehrern, selbst zu Missionarien gebildet — nichts ward unterlassen, was zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes der westafrikanischen Küstenbewohner führen konnte.

So ist nun Sierra Leona einer der wichtigsten Punkte dieser Weltgegenden für die Menschheit von Afrika geworden. Da, auf vormals ödem Bezirke, wurden im Jahr 1817 über dreizehnhundert Neger zum Christenthum und bürgerlich-sittlichen Leben gebildet, Menschen, meistens aus den Fäusten ruchloser Sklavenschmuggler errettet. Noch im Jahr 1817 wurde ein portugiesisches Sklavenschiff ertappt, welches vierhundert Knaben und Mädchen an Bord hatte. An den verschiedenen mit Sierra Leona verbundenen Sendorten werden über tausend Negerkinder unterrichtet. Besonders thut sich durch die Bell-Lancastersche Unterrichtsart die Schule von Leicester-Mountain hervor, die, was sie ist, der Einsicht und Thätigkeit des Missionars Janßen aus dem Hannöverschen dankt.

Von hier aus geht weit umher die Kenntniß nützlicher Handwerke zu den Stämmen der Schwar-

zen; der verbesserte Reisbau, Baumwollenbau, Garten- und Ackerbau; daneben Kenntniß der christlichen Religion vom Kap Negro bis zu den Gummiwäldern am Senegal. Es predigte ein schwarzer Missionar Philipp Quaque den Völkerschaften an der Goldküste in der Amina-Negersprache das Evangelium. Es ward, wie in den Ortschaften der Sierra Leona, zu Yongru Pomoh an der Küste Bulam, auch zu Baschia verkündigt und zu Canoffe an den Ufern des Pongas, zu Gambier am Dembia-Fluß, auf der Insel Goree am Senegal, an des Senegals Mündungen, und mehrern andern Orten. Bereitwillig bringt britischer Edelsinn die reichsten Opfer, das große Werk der Gesittung Afrika's zu unterstützen; bereitwillig bietet die Regierung selbst zu dem denkwürdigen Unternehmen Hand, und der englische Gouverneur der Sierra Leona, Mac Carthy, zeichnete sich durch wahre Begeisterung für die heilige Sache aus.

Mit diesen Anstalten verglichen, sind freilich alle frühere von Portugiesen und Franzosen an der afrikanischen Westküste gemachte Missionsversuche unbedeutend zu nennen. Denn es war dabei nicht auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Negerstämme durch Schulen, Handwerke und Vervollkommnung des Ackerbau's geachtet worden.

Was einzelne heldensinnige Priester gethan hätten, war von den Regierungen nicht unterstützt worden und zum Theil wieder nach dem Tode der einzelnen Glaubensboten untergegangen.

So war z. B. seit einigen Jahrhunderten am Gambiastrom das Christenthum im Negerreich Barra gepflanzt worden. Französische Geistliche hatten es von der französischen Faktorei Albreda in die Umgegenden getragen. Schon hatten sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehrere christliche Gemeinden gebildet, die aber wieder aus Mangel an Missionarien verschwanden oder entarteten. Als Abbé Demanet im Jahr 1764 dahin kam, fand er nur noch in sieben Dörfern Ueberbleibsel der Christen, welche seit zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Er belebte die Liebe zum Christenthum hier, wie in den Negerstaaten Sin, Thin und Barbesin, in der Nachbarschaft der Insel Gorree, damals von neuem. Der König von Sin behandelte ihn freundlich. „Die Christen sind", sagte er zum Abbé, „meine besten Unterthanen. Ich verehre zwar denselben großen Gott, wie du, aber von den Geheimnissen deiner Religion kann ich nichts begreifen. Willst du alle meine Leute zu Christen machen, soll's mir recht sein." — Wirklich lehrte und taufte der eifrige Demanet gegen tausend Neger in kurzer Zeit.

Doch auch seine Mühe blieb ohne Segen, da, was er angehoben hatte, nur mangelhaft fortgesetzt, endlich in den Kriegen und Staatsumwälzungen Frankreichs ganz vergessen wurde.

Ich füge hierzu noch eine merkwürdige Mittheilung des Kapitän Smith, der Tripoli genau kennen gelernt hat. Er sagt: Unter den Sklaven, meistens von einem kräftigen schönen Negerstamme, die aus dem Innern Afrika's nach Tripoli gebracht werden, befinden sich viele, die sich Christen heißen, obwohl sie sehr unwissend sind, weder die Beschneidung haben, noch das älteste Sinnzeichen des Christenthums, das Kreuz, kennen. Als eines Abends ein Schiffshauptmann des Pascha von Tripoli, der von diesen Sklaven nach Algier bringen sollte, ankerte, ward auf einem nahegelegenen Schiffe die Abendglocke geläutet. Da fuhren die Neger fröhlich auf, riefen ihren Gefährten zu, umarmten sich mit Entzücken und riefen: „Campan, Campan!“ Dies lateinische oder italienische Wort veranlaßte den Dolmetsch, nach der Ursache des allgemeinen Vergnügens zu fragen. Er erfuhr von den Sklaven, daß in den Negerstädten ihres Vaterlandes öffentliche Plätze wären, auf denen in einem Gebäude eine Glocke hange. Mit dieser werde Morgens und Abends zum Gebete geläutet, wonach der Priester eine Ermahnung an die Ver-

sammlung halte. Die Leute wußten übrigens weder von Götzen- noch Heiligenbildern in ihrem Tempel; wohl aber von einer Art heiligen Abendmahls. — Wo liegt nun dies Vaterland der schwarzen Christen?

7.

Die westafrikanischen Inseln.

So liegt der große Welttheil da, versäumter und vergessener von den Europäern, als jeder andere. Nach dem Zeugniß Molliens, der im Jahr 1818 durch das Innere Afrika's zu den Quellen des Senegal und der Gambia reisete, gewinnt bei den Nationen im Innern (besonders im Lande Cayor) die Lehre Muhameds immer mehr Anhang. Denn die Schulen sind überall von den Marabuts gehalten, und diese Lehrer des Koran werden von den Heiden eben so ehrfurchtsvoll, als von den Muhamedanern selbst behandelt. Zudem ist die Beschneidung in diesen Gegenden schon ziemlich allgemein. Mollien machte dabei die Bemerkung, daß die muhamedanischen Neger, eifrig in ihren Glaubensübungen, auch menschlicher und gesitteter, als die Heiden sind. Der Christ ist im Innern des Welttheils verachtet oder gefürchtet, weil man zum

Theil die Lasterhaftigkeit der goldsüchtigen Europäer als Wirkung ihrer Religion ansieht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Seemächte, nach Verlust ihrer reichsten Besitzungen in Westindien und Amerika*), Ersatz in Afrika suchen werden. Wo fänden sie ihn, als in dem Welttheil, der Kupfer, Gold, Elfenbein, Edelsteine, Gummi, Gewürze und unzählige andere Waaren, die der abendländische Luxus fordert, in Fülle darbietet? — der, was Asiens und Amerika's Boden an Pflanzen Köstliches erzeugt, ohne Mühe unter angemessenen Himmelsstrichen in neuen Pflanzungen geben kann? Wohin könnten die europäischen Könige zu eigenem Vortheil besser den Strom der Auswanderungen ihres Volkes leiten, dessen Ueberfluß über das Meer geht, um das immer bedeutsamere Amerika durch Anbau und Gewerbe zu bereichern?

England hat seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bewiesen, daß es leichter sei, sich die Negerstaaten durch Zivilisation derselben zu befreunden, als durch Waffengewalt. Und weit entfernt, daß die Abschaffung des Sklavenhandels den Verkehr schwächte, ist dieser gestiegen.

Die edelste Frucht aller Verwandlungen, welche sich in den allgemeinen Staatenverhältnissen diese Zeit offenbaren oder vorbereiten, wird viel-

leicht für das menschliche Geschlecht, neben der allgemeinen Freiheit Amerika's, die Versittlichung der Afrikaner durch religiöse Bildung und christlichen Glauben sein.

Die Portugiesen haben sich jederzeit als eifrige Katholiken bewiesen. Auf ihren westafrikanischen Inseln machten sie sich's, wie die Spanier, zur besondern Angelegenheit, mit Hilfe der Inquisition, alle Heiden, Juden, Muhamedaner und protestantische Christen auszurotten. Sogar die Sklaven empfangen christlichen Unterricht und werden getauft. Es ist mehr Ueberfluß, als Mangel, an Kirchen, Klöstern und Kapellen. Doch ist aus den Erzählungen aller neuern Reisenden bekannt, wie unwissend die meisten Geistlichen sind. In vielen Inseln sind die Ordens- und Weltgeistlichen theils Neger, theils Mulatten, welche nur dürftigen Unterricht empfingen. So läßt sich's erklären, daß der Handel auf dem größten Theil der westafrikanischen Inseln, die Spaniern oder Portugiesen gehören, in den Händen der Engländer liegt; oder daß ein großer Theil von den Erzeugnissen der azorischen Inseln mit Indulgenzen, Dispensationen, Reliquien, Bildern u. s. w. von Portugal aus bezahlt wird.

IV. Amerika.

1.

Einführung des Christenglaubens in Amerika. — Las Casas.

Jene Bekehrungskriege, welche von den Jüngern Muhameds in drei Welttheilen geführt worden sind, seit der arabische Prophet, umringt von seinen Helden, dem schrecklichen Amru, dem schrecklichern Kaled, genannt Schwert Gottes, Ali, Abubeker und andern, dazu den Anfang gemacht, gehören zu den schmachvollsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Schriftsteller reden bis auf den heutigen Tag mit frommem und gerechtem Abscheu von den ungeheuern Strömen Blutes, welches zur Verbreitung des Glaubens an den Koran in drei Welttheilen fliessen mußte.

Aber wahrlich, alle Gräuel der Sarazenen, verglichen mit den Gräueln christlicher Religionswuth, wie, ich möchte fast sagen, ehrlich stehen sie neben diesen! Man denke an die Millionen, welche der Wahnsinn der Kreuzzüge, zur Eroberung des heiligen Grabes, oder zur Bekehrung des europäischen Norden seit Kaiser Karl I., oder in den Jahren der Kirchentrennung, in den Bluthoch-

zeiten, in den Auto da Fe'n der Inquisitionsgerichte geopfert hat! Man denke, unter welchen empörenden Völkermorden das Kreuz an den amerikanischen Küsten, als diese kaum entdeckt waren, gepflanzt wurde! Wie man da Nationen vertilgte, und ihre Ueberbleibsel in die unbekannten Wälder und Berge des Innern warf; — wie man, um die Einöden wieder zu bevölkern, afrikanische Völker gegen einander in Aufruhr setzte, deren Kriegsgefangene kaufen zu können; wie man Millionen der Schwarzen über das Weltmeer entführte, um sie in neuen Gegenden der Erde zeitlebens, erbarmungslos, und härter als das vernunftlose Vieh, festzuhalten!

Doch nein, jene Mördereien, mit welchen die Christen Amerika besudelten, entsprangen kaum aus Religionswuth. Die Quelle wäre zu edel gewesen. Es war nur roher Gelddurst, mit Glaubensstolz bemäntelt. Der gottesschänderische Gräuel fand aber selbst öffentliche Vertheidiger. Ein Doktor Sepulveda rechtfertigte ihn, in einem zu Rom gedruckten Buch, durch göttliche und menschliche Gesetze und durch das Beispiel vom Betragen des Volkes Gottes nach der Eroberung Kanaans.

Es ist nicht hier der Ort, von Gründung der verschiedenen europäischen Niederlassungen längs den Küsten des amerikanischen Festlandes und auf

den Inseln zu reden, wo dann zugleich das Christenthum bleibende Stätte gewann. Das Christenthum beschränkte sich lange Zeit nur auf die Zahl der Eroberer. Die freien Heiden verabscheuten mit Recht eine Religion, die zu Verbrechen Anlaß oder Vorwand gab, wie sie vormals kein Heide Amerika's im Reich der Möglichkeit geglaubt hatte. Der wahren Christsjünger erschienen zu wenige, die, gleich dem Menschenfreund Bartholomäus de las Casas, den Glauben in seiner ganzen Einfalt und Liebenswürdigkeit dargestellt hätten. Merkwürdig ist, daß dieser erhabene Märtirer der Liebe und des Erbarmens nicht unter den Heiligen der katholischen Kirche glänzt. Das Beispiel seiner Tugenden wie sein großer Sinn aber haben ihn zum Heiligen der Menschheit gemacht. Seine (im Jahr 1625 zu Tübingen gedruckte) Abhandlung über die Frage: „Können Fürsten mit gutem Gewissen durch irgend ein Recht, oder kraft irgend eines Titels, Bürger und Unterthanen von ihrer Krone an andere veräussern?“ verdiente vielleicht auch noch in unsern Tagen neue Ausgabe.

Das meiste Verdienst erwarben sich in den ersten Jahrhunderten nach Amerika's Entdeckung Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner um Verkündung des Evangeliums auf den westindischen Inseln und auf dem festen Lande. Als endlich Holländer und Briten den Portugiesen

und Spaniern erobernd in die neue Welt folgten, ward auch von protestantischen Geistlichen die Bekehrung der Indianer mit Eifer angehoben. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich die im Jahr 1647 durch eine Parlamentsakte gestiftete „britische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande“ bei den englischen Niederlassungen in Nordamerika. Wetteifernd bewies sich mit ihr in dem heiligen Werke, während des achtzehnten Jahrhunderts, die „Brüder-Unität“ oder die „Gemeinde der mährischen Brüder.“ Diese drangen in edler Begeisterung, Christum zu verkünden, selbst in den tiefsten amerikanischen Norden, in die beschneiten Einöden Grönlands hinaus, zur Nachbarschaft des ewig verborgenen Erdpols, wohin weder Eroberungssucht noch Golddurst andere Europäer locken konnte.

2.

Untergegangenes Christenthum an Grönlands Ostküsten. — Der ehrwürdige Hans Egede. — Die Brüdergemeinden in Grönland.

Es geht die Sage, daß Grönland schon zu Ende des achten Jahrhunderts durch Erich den Rothkopf, einen aus Island verbannten Normann, entdeckt und bevölkert worden sei. In einer

Bulle des Papstes Gregor IV. vom Jahr 835 war dem ersten Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgar, auch die Bekehrung der Isländer und Grönländer empfohlen. Im vierzehnten Jahrhundert war schon die Ost- und Westküste Grönlands von den Normännern angebaut. Man zählte dort an den neunzehn Fiorden oder Buchten der Ostseite einhundert und neunzig Ortschaften, in zwölf Kirchspiele getheilt, nebst zwei Klöstern und einem bischöflichen Sitz; an den neun Fiorden der Westseite in vier Kirchspielen gegen hundert zerstreute Ortschaften, die sich bis zum fünfundsechszigsten Grad der Breite hinaufzogen. Der erste Bischof war Arnold, ein gelehrter norwegischer Priester, welcher im Jahr 1123 nach Grönland kam.

Aber Hungersnoth oder Seuchen tödteten viel Volks, an dessen Stelle sich nach dem vierzehnten Jahrhundert Wilde aus Nordamerika von den labradorischen Küsten drängten, früh schon Skrällinger von den Grönländern geheißen. Es waren Eskimo's, vielleicht ein aus Nordasien verdrängter Tatarenstamm, der auch im wüsten Labrador keine bleibenden Sitze gefunden haben mochte. Vor ihnen wichen die übriggebliebenen Normänner nach der unwirthbaren Ostküste Grönlands, wo zuletzt von ihnen fast alle Spuren verschwanden. Nur dann und wann erschienen sie noch einzeln aus ihren von Eisbergen zu Land und zu Meer

verrammelten Einöden, von den Eskimo's als Menschenfresser gefürchtet.

Seitdem war Grönland vergessen, bis der Handelsgeist des sechszehnten Jahrhunderts erwachte. Nun gedachte man wieder der christlichen Gemeinden, die vor Jahrhunderten dort gelebt, und hoffte mit ihnen Verkehr zu beginnen. Die abentheuernden Schifffahrer suchten vergeblich an den Ostküsten. Sie fanden mordsüchtige Wilde und Eisfelsen.

Nachdem die Dänen unter sieben Königen vergebens getrachtet hatten, das verlorne Grönland ihrer Vorfahren wieder zu finden, gelang es ihnen durch den frommen Christenmuth eines einzigen Mannes.

Unfern den schroffen Felswänden der norwegischen Kjölen lebte in der Gemeinde **Vogens** der Pfarrer **Hans Egede**, unbekannt der Welt, und er unbekannt mit ihr. Er erinnerte sich eines Tages, einmal gelesen zu haben, daß vor Zeiten in Grönland christliche Einwohner gelebt hätten. Aus bloßer Neugier erkundigte er sich bei einem Freund zu **Bergen**, welcher Wallfischfänger war, was er von dem Zustand Grönlands wisse. Da er nun vom Heidenthum der einzelnen Menschen hörte, die man an den kahlen Küsten, oft den Seefahrern zum Verderben, gefunden, that's ihm im Herzen weh. Es flog ihm der Gedanke

durchs Gemüth, er solle dahin und mit Christi Wort die Finsterniß erleuchten. Doch erschrack er vor dem Einfall; denn er hatte Frau und Kind, dabei ein mäßiges Auskommen und sonst keine Mittel. Es war im Jahr 1708. Und immer ging ihm der Gedanke nach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu bekämpfen; er konnte sein nach Jahr und Tag nicht los werden und fand keine Ruhe, bis er zur Erfüllung schritt, und ihn im Jahr 1711 offenbarte, um Unterstützung zu finden. Er richtete Bittschriften an die Bischöfe von Drontheim und Bergen, an das Missions-Kollegium in Kopenhagen, an königliche Behörden mit Vorschlägen zur Stiftung einer Niederlassung in Grönland, einer Handlungsgesellschaft u. s. w. Niemand mochte ihn hören. Seine Frau, seine Hausgenossen, seine Verwandten bestürmten ihn mit Vorwürfen; die obern Behörden, die reichen und vornehmen Herren behandelten ihn, nach ihrer Art, wie einen Grillenfänger oder Schwärmer; andere machten sich öffentlich über ihn lustig. Er mußte gegen so viele Verunglimpfungen im Jahr 1715 in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Rechtfertigung versuchen. Sobald er aber einmal seine Gattin für den kühnen Gedanken gewonnen hatte, ging Alles leichter. Nun hörte er auf, Bitt- und Denkschriften zu machen; legte sein Amt nieder;

eilte selbst nach Kopenhagen; betrieb seine Sache persönlich, und brachte es endlich dahin, daß ein Schiff ausgerüstet, er als Missionär von Grönland ernännt und an die Spitze einer kleinen Kolonie gestellt wurde. Am 2. Mai 1721 schiffte er sich mit seiner Frau und vier kleinen Kindern ein, freudig, nach zehnjähriger Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Hier baute er mit den ihn begleitenden Dänen an der Westküste die Pflanzstadt Godhaab; wohnte unter den anfangs schüchternen Wilden, gewann ihr mißtrauisches Herz; lernte mit seinen Kindern ihre Sprache; ertrug mit ihnen alle Entbehrungen; durchreisete unter mannigfachen Gefahren das rauhe Felsenland in verschiedenen Richtungen, ließ Erze suchen, um nur den Dänen diesen Boden wichtig zu machen, und Versuche mit Getreidesaaten anstellen, um die mit ihm Gekommenen vor Hungersgefahr zu sichern. Doch in diesen unwirthbaren Landschaften schien alle Mühe eitel zu sein, festen Sitz zu erhalten. Hier wütheten Frost, Hunger und Nachstellungen von Wilden zugleich. Nur einzelne Menschen gewann Egede nach und nach zum Christenthum; binnen zehn Jahren taufte er nur hundert und fünfzig Kinder. In Dänemark ward man der Opfer müde. König Christian VI. rief im Jahr 1731 die Kolonisten zurück. Alles verlor den Muth.

Nur Egede nicht. Mit seiner Familie und zehn Matrosen, die auf den Schiffen, welche das Volk nach Dänemark zurückführten, nicht mehr Platz fanden, blieb er in Grönland. So harrte er zwei Jahre aus. Seine Standhaftigkeit siegte.

Denn nicht nur stellte der König die grönländische Handlung wieder her, und gab der Mission neue Unterstützung: sondern von der Brüdergegemeinde in Herrnhut erschienen zugleich drei neue Boten des Heils, Matthäus, David und Christian Stach. Es war im Jahr 1773. Zu diesen kamen bald mehrere. Sie bauten sich die Sendstätte Neuherrnhut unweit Godhaab; späterhin, da ihr Werk besser gedieh (im Jahr 1758), eine andere Sendstätte, Lichtenfels, um entferntern Wilden näher zu wohnen. So setzten sie mit Alles opferndem Muthe Egede's heilige Sache fort, auch da sich dieser ehrwürdige Mann, krank und schwach, zur Fristung seines Lebens, zur bessern Erziehung seiner Kinder, und die Sache der Mission eifriger zu betreiben, nach Kopenhagen im Jahr 1736 zurückbegeben hatte.*)

Mit dem Christenthum begann die Kultur der Wilden. Sie gewöhnten sich an bleibende Stätten. Im Jahr 1762 wohnten schon vierhundert

---

*) Er starb 1758 zu Stubbekiöbing auf der Insel Falster.

und siebenzehn Grönländer in Neuherrnhut, und ungefähr hundert und siebenzig zu Lichtenfels. Im Jahr 1796 betrug die Zahl der christlichen Grönländer hier und im neuen Missionsort Lichtenau neunhundert und sechsundsiebenzig Personen. Neben diesen und Godhaab sind für den Handel mehrere dänische Pflanzstätten und Logen angelegt vorden, welche auf Zähmung der rohen Sitten bei den Landesbewohnern mehr und mehr Einfluß erhalten. Man hat für die Bekehrten Erbauungsschriften in ihre Muttersprache, im Jahre 1799 auch die Bibel übersetzt, und zu Kopenhagen mit lateinischen Buchstaben drucken lassen. Die Missionarien haben Schulen angelegt, daß keines der getauften Kinder ohne Unterricht erwachse.

Nun sind seit Hans Egede's Landung beinahe hundert Jahre verstrichen. Viel ist geleistet, und doch weniger, als man nach hundertjährigen Mühen hätte erwarten sollen. Große Hindernisse schafft die Natur; nicht geringere das eingewurzelte Vorurtheil der Grönländer gegen die Fremden, so wie ihr Festhalten an den Vorstellungsweisen der Vorfahren. Auch ward das Bekehrungswerk wohl in spätern Zeiten mit geringerm Eifer, denn anfangs, betrieben.

Es gehört kein gemeiner Heldensinn dazu, um den Heiden das Licht göttlicher Offenbarung

zuzutragen, Alles zu vergessen, und sein Leben in jenen stillen Schnee- und Felsenöden zu beschliessen, wo man oft kein Grün erblickt, als die Städte oder Dörflein. Denn während das ganze Land kahl und rauh ist, bleiben die Häuser oben und auf allen Seiten mit Löffelkraut und Gras bewachsen; und rings herum erzeugt der Sand, viele Jahre mit Blut und Speck der Seehunde gedünkt, das schönste Gras. Aus den Fernen schimmern, wie Nordschein, die großen hohen Eisfelder, die „Eisblinke"; es rauchen erloschene Vulkane. Am Fuße der Gebirge erheben sich, statt Wälder, Reihen von Eistrümmern, voller Spalten und Löcher, in seltsamen Gestalten, bald wie mit Thürmen geschmückte Kirchen, bald wie Säulen, Gewölbe, zerfallene Paläste, halbdurchsichtig, in der Sonne vom Schnee blaßgrün und silbern, vom klaren Eise blau strahlend. In langen Wintern gefriert das Wasser erst über dem Feuer, ehe es heiß wird und kocht; Weingeist wird oft dick, wie gefrornes Oel. Erst im Juni thaut der Boden recht auf, aber in den längsten Tagen schmilzt die Sonne selbst das Pech an den Schiffen. Dann tanzen im Meere schwimmende Eisberge um die Küsten. In den Gärten erziehen die Europäer Salat, Kohl, Schnittlauch und Radise. Doch Alles bleibt klein; selbst die weißen Rüben werden selten größer, als ein Tau-

benei. Nur Moose, Schwämme und Flechten gedeihen noch an den unwirthlichen Felsen, einige Grasarten in den geschirmten Thalungen; dürftige beerentragende Erdgesträuche, Zwergbirken, niedriges Erlen- und Vogelbeergestrüpp ergötzen durch ihr Erscheinen nur in den Fiorden der südlichern Landtheile.

Niemand kann von der Menschenzahl sagen, die in diesen noch viel zu wenig gekannten Einsamkeiten zerstreut lebt. Man legt Tagreisen zurück, ohne einen Sterblichen zu erblicken. In den Gegenden, wo heut an der Westküste die Sendorte und dänischen Anbauungen stehen, sollen vor dem Jahre 1730 gegen dreißigtausend Menschen gewohnt haben, wie Seefahrer berichten. Diese Anzahl hatte ums Jahr 1746 schon um ein Drittheil abgenommen. Kranz berechnete im Jahre 1762 die gesammte Menschenmenge an der Westküste nur noch gegen zehntausend Seelen. Im Jahre 1805 zählte man in den Umgebungen der dänischen Niederlassungen noch sechstausend sechsundvierzig. Kranz aber wußte aus den Erzählungen der Grönländer, daß noch bis zum achtundsiebenzigsten Grade Menschen wohnen, die von Fischen, weißen Bären und Eidervögeln leben. Wirklich fanden die britischen gegen den Nordpol ausgesandten Entdeckungsschiffe (im Jahre 1818) zwischen dem sechs- und achtundsiebenzigsten Grade

noch ein einsames Eskimo-Völklein, welches rings umher die Welt für einen unendlichen Gletscher, sich für das einzige Menschengeschlecht hielt, und keinen Begriff vom Dasein eines höhern Wesens gehabt haben soll.

Die letzte Behauptung war wohl zu voreilig. Die Engländer verweilten bei diesem Völkchen viel zu kurze Zeit und waren der Sprache desselben allzuunkundig, um über Gegenstände aus der Welt der Vorstellungen urtheilen zu können. Denn unter allen Völkern des Erdballs ist noch keins entdeckt worden, welches, wenn man es sehr genau kennen lernte, nicht, sobald es sich nur zu einer Sprache aufgerichtet hatte, mit dem ersten Begriffe des Daseins auch die Vorstellung von einer höhern, unbekannten Macht verknüpft hätte. Gott hat sich in aller Geister Ahnungen geoffenbart.

Hielt man doch Anfangs auch die westlichen Grönländer für Menschen ohne Gotteskunde. Aber je tiefer man durch Erlernung ihrer Sprache und durch längern Umgang in das Geheimniß ihres Innern eindrang, je mehr Keim der Religion entfaltete sich dem Beobachter bei ihnen. Sie reden von hohen und niedern Geistern. Sie wissen vom schöpferischen Hauch des Pirksoma („der da droben“), von dem ihm untergeordneten guten Geiste Torngarsuk, dem Orakel ihrer Angekoks oder Priester, der in unterirdischen glückseligen

Gegenden wohne; von einem bösen Geiste, der unter dem Meere wohne, und dessen Haus von schrecklichen aufrecht stehenden Seehunden bewacht werde; von der Fortdauer ihrer Seelen, Tarngeks (schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem des guten Geistes Torngarsuk deutet viel!) nach des Leibes Auflösung. Aber Ehre oder Dienst erweisen sie dem großen Geiste Torngarsuk nicht, weil, wie David Kranz sich ausdrückt, „sie ihn ohnehin für allzugütig halten, als daß er fordere, versöhnt oder bestochen zu werden."

Vom neuesten Zustande der christlichen Sendanstalten im südlichen und westlichen Grönlande ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß es auch diesen Gegenden an einer hinlänglichen Zahl geweihter Missionarien aus Europa gebricht (im Jahre 1792 waren deren nur fünf dort), und daß die Genossenschaft der Brüdergemeinden an den Küsten aus ungefähr tausend Seelen besteht.

3.

Die Bekehrungen in Labrador. — Das Heidenthum im äussersten Norden Amerika's.

Was bis hinaus zum niegesehenen Nordpol des Erdballs wohnt und athmet, ist Geheimniß. Das bekannte nördlichste der Länder ist eine öde

Welt von Felseninseln, Spitzbergen geheißen, wo doch noch weiße Bären, Füchse und Rennthiere einige Nahrung finden, und Schnee- und Eisvögel um die kahlen Klippen flattern. Aber hier, wo der Winter das Meer in ein endloses Eisfeld um die Inseln verwandelt, die längste Nacht fünf Monate währt, daneben wieder die Gluth des Sommers unerträglich werden kann, hausen nur wenige russische Ansiedler, der Fischerei wegen.

Unter etwas südlichern Breiten, um die Hudsonsbai hin, wo zwar der Himmel noch rauh, der Boden unter einem fast zehn Monden dauernden Winter sehr unwirthbar ist, doch hin und wieder verkrüppelte Nadelhölzer über dem Schnee grünen, und die Arten der Thiere sich schon mannigfaltiger zeigen, erblickt man auch das Menschengeschlecht zahlreicher verbreitet. Es ist in Lebensweise, Sprache und Denkart dem grönländischen verwandt.

Die Bewohner des rauhen, ungeheuern Landstrichs von Labrador nennen sich, wie die Grönländer, Karalits oder Kerali's (Männer), und die Europäer Kablunäts. Ohne Zweifel sind ursprünglich die Eskimo's, die Skrällinger in Grönland, nur von ihnen ausgestoßene und verfolgte Stämme gewesen. Lange schon haben die Briten

diese Küsten handelnd besucht, der Fische und Pelzwerke willen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat daselbst verschiedene Anbauungen und Faktoreien zum sichern Verkehr mit den Wilden. Aber erst im Jahre 1764 kamen christliche Bekehrer hieher, abermals mährische Brüder, die sich in der Nähe der Faktoreien muthvoll ansiedelten. Dort bauten sie im Jahre 1771 ihren ersten Sendort Nain, wo acht deutsche Missionarien beisammenwohnten, Gott zu verkünden, und halbverthierte Menschen zu veredeln. Später, da aus Europa, besonders aus Deutschland, mehr Gehilfen erschienen waren, bauten sie (im Jahre 1776) nördlich von Nain, unter dem achtundfünfzigsten Breitengrade, den neuen Sendort Okkak an, und dann südwärts (im Jahre 1782) den Sendort Hopedale.

Das Thun dieser frommen Männer war gesegnet. Mehrere hundert Familien der Kerali's wohnten im Jahre 1808 entwildert, arbeitsam, in rührender Eintracht und Gottesanbetung, um Nain, Okkak und Hopedale. Da sind andachtsvolle Erhebungen des Gemüthes; da Schulen für die Kinder der Langevergessenen. Nicht nur sind viele im Volke, welche lesen können, auch viele schreiben ihre Gedanken ohne Mühe nieder, und die drei ersten Evangelien, in ihre Sprache über-

getragen, auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt, wurden (im Herbste 1814) in den Schulen vertheilt.

Eine ungleich größere Bevölkerung, als in den Umgegenden der Sendörter, belebt aber die nördlichern und westlichern Küstenlandschaften Labradors. Von jeher kamen aus jenen Gebieten von Zeit zu Zeit, des Tauschhandels willen, Eskimo-Karavanen zu den Brüdergemeinden und den britischen Anbauungen. Daher entschloß sich einer der Missionarien zu Okkak, Benjamin Kohlmeister, im Frühling 1811, jene Gegenden kennen zu lernen. Er reisete längs den Gestaden bis zum Kap Cudleigh unter dem einundsechszigsten Breitengrade, und von dieser Nordspitze Labradors südwestwärts bis zur Ungawa-Bai.

Er begann die Reise, als am 19. Juni des genannten Jahres die Bai von Okkak vom Eise frei geworden war. Begleitet von vier Eskimo-Familien und andern fuhr er längs den Gestaden zwischen schwimmenden Eisbergen hin, oft von Eisfeldern festgehalten. Von den kahlen Felsen donnerten zu Zeiten Wasserfälle, fünfzig bis sechszig Fuß senkrecht niederstürzend, unten in Wasserstaub zerschellend. Adler horsteten auf Felsengipfeln, deren grünes, rothes und gelbes Gestein in traumhaften Bildungen bald Säulengänge, bald gothische Burgen und Tempel darzustellen

schien. Sie sahen grünende Thäler, in denen das goldene Fingerkraut (Potentilla aurea), Tussillago und Arnica blühten; Berge hoch mit niedern Gesträuchen, Birken- und Erlengestrüpp umgeben; einen schiefergrauen Felsen, der gelblich-weißen Dunst von starkem Schwefelgeruch austreibt. Ein Tropfen dieser Substanz war so scharf, daß er, auf verzinntes Eisenblech fallend, das Metall in wenigen Minuten verzehrte. Sie erblickten weiter nordwärts, im Lande Serliarutsi, Trümmer altgrönländischer Wohnplätze, Gemäuer und Grabmale, um welche noch die Sage vom Zuge der Kerali's, die aus Kanada und Labrador gegen Norden (gen Grönland) flohen, bei den Eskimo's lebte. Ueberall wurden sie von den Stämmen der Wilden, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, mit Erstaunen und Gastfreundlichkeit empfangen. An einen neuen Sendort ward nun mit Ernst gedacht; vielleicht ist er schon gestiftet.

Wilder noch, als in Labrador, ist bis zum achtundsechszigsten Breitengrade das Land Neuwales an der Westküste der Hudsonsbai; doch von jagenden und fischenden Eskimo's bewohnt, und einigen hundert Europäern im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft. Aber hieher drang noch nie der Muth eines Christusverkünders; keiner in die unermeßlichen Blachfelder, Gebirge und Wälder, die nordwärts Kanada, Heimath der

Nord-Indier, Kupfer-Indier, Athapuwskows, Nathana's, Chippeways und anderer nomadischen Völkerstämme sind. Nur verwegene Pelzhändler abenteuerten in diese der übrigen Welt unbekannten Gegenden von Zeit zu Zeit hinaus, die wir zum Theil durch Alexander Mackenzie's Entdeckungsreisen kennen, welche er zu Lande nach dem Eismeer und der Südsee, von Montreal aus, gethan hat.

Wenn aber auch in diesen nordischen Wildnissen Amerika's nicht der durch Jesum geoffenbarte Vater der Welten gekannt ist, ertönt dort nicht minder das Lob Gottes, des unsichtbaren „großen Geistes", wie ihn die Wilden heißen. Die Hausgötter sind ihrem Kindersinne theure Wesen. Sie wissen von ihrer Seelenunsterblichkeit. Die Chippreways erzählen von der schönen Insel, zu welcher die abgeschiedenen Geister hinüberschiffen. Auch sie haben Priester und hohe Priester, Opferungen, heilige Gebräuche. — Inzwischen ist Alles, was wir von den religiösen Vorstellungen der Völkerschaften wissen, welche den äussersten Norden Amerika's, von der Baffings- und Hudsonsbai bis zur Cooks- und Beringsstraße und dem Nutkasunde erfüllen, höchst unvollkommen. Kaum die Völker selbst alle kennen wir. Sie ziehen sich, furchtsam vor den wachsenden Ansiedlungen der Europäer, sowohl von der Ost-

als Westküste des Welttheils in das innere Verborgene desselben zurück. Hier in den Einöden der Urwälder südwärts; oder in dem ungeheuern Hochlande, wo von unzugänglichen, unbekannten Gebirgen der Missouri=, Mackenzie=, Nelson=, Columbiastrom und andere, aus ewigem Schnee hervor der Hudsonsbay, der Südsee, dem vergletscherten Norden zufliessen; in jenen fast unendlichen Ebenen, wo der Boden kaum noch Erde zur Pflanzennahrung hat, und der Mensch und sein Rennthier sich mit dem kurzen krausen Moose des Felsbodens begnügen müssen: — hier ist die sichere Freistätte der Urbewohner Amerika's.

Die Russen, vom nördlichen Asien herüber nach den amerikanischen Westküsten kommend, verbreiten sich längs denselben immer zahlreicher. Ihre Pelzhändler und Wildschützen, hart und habsüchtig, treiben mit roher Gewalt die erschrokkenen Wilden zurück. An Bekehrung und Versittlichung der Heiden denkt nicht leicht ein Beamter der russisch=amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf der Halbinsel Alaschka, wo man noch im vorigen Jahrhunderte bei sechszigtausend Einwohner zählte, sah man 1809 nur noch wenige Hundert. Seit die Russen im Norfolkssunde ihr Neuarchangel bauten (1804), flüchteten die verjagten Landesbewohner in den Europäern unerreichbare Fernen.

Es bedarf aber keiner Ausübungen von Unmenschlichkeiten gegen Indianer, um sie aus der Nähe der Europäer zu bannen. Die einfachen Söhne der Natur sehen mit Schaudern Ueberlegenheit und Wirkung europäischer Künste und Laster. Sie erschrecken vor einer Religion, die ihnen Menschen predigen, welche sich rühmen, nach dem Tode des Himmels gewiß zu sein, während sie vor dem Tode die Welt zur Hölle machen. Der Ur-Amerikaner zieht standhaft die Lebensweise seiner Altvordern den Lebensbequemlichkeiten der Ankömmlinge, und die Freiheit der Natur dem Sklaventhum des künstlichen Beisammenwohnens vor. So sah Mackenzie (im Jahre 1799) eine ganze Kolonie Irokesen nach dem Saskatchiwineflusse auswandern, die doch von Kindheit an neun englische Meilen von Montreal gewohnt, unter römischen Missionarien gelebt hatten und von ihnen unterrichtet worden waren.

4.

Blick auf die beiden Kanada's. Bewunderns-würdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern an und in den Gebieten der vereinigten Staaten, und der spanischen Gebiete Nordamerika's.

Im Westen und Norden Kanada's bis zum asiatischen Ozean und dem Eismeere, und süd-

wärts bis zu den ungewissen Grenzen der vereinigten Freistaaten und der mexikanischen Gebiete, über einen Flächenraum von mehr denn anderthalbhunderttausend Geviertmeilen, groß genug, in seinem Schoose ganz Europa zu tragen, waltet in freier Wildniß das alte, nie gebrochene Heidenthum unter mannigfaltigen Gestalten. Noch kennen wir kaum die Namen aller dort herbergenden Völker; geschweige ihre religiösen Vorstellungen. Selbst im Länder-Umfang der vereinigten Staaten, in den britischen und spanischen Besitzungen Nordamerika's, wohnen der freien Indianerstämme viele, welche Fetisch-Anbeter sind, und von den reinern Gott-Offenbarungen nichts wissen. Nur längs den Meeresküsten, in Städten, Dörfern und Anbauungen europäischer Ansiedler, herrscht christlicher Glaube. Doch wird von Zeit zu Zeit, und auf verschiedenen Punkten mit wechselndem Glück versucht, das heilige Geisteslicht wilden Völkerschaften zuzutragen.

Im obern Kanada, im Südwesten des Utawasflusses, wo die britisch-bischöfliche Kirche die herrschende ist, wohnen auch einige Quäker, Mennoniten, Herrnhuter und Dunkers zerstreut umher; besonders im Bezirke Kingstown. Eben von hier aus haben seit einigen Jahrzehenden die Protestanten viel zur religiösen und sittlichen Bil-

dung der benachbarten Indianerhorden gethan. Die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums" besitzt sowohl zu Kingston zur Bekehrung der Mohawks-Indianer, als in der Ortschaft Niagara, am Strome dieses Namens, eigene Sendanstalten. Die mährischen Brüder haben mehrere dergleichen, und hin und wieder durch ihre Missionarien schon ganze Kolonien von christlichen Indianern gestiftet, welche in verbrüderten Gemeinden beisammen wohnen, Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Zuckerbereitung aus Ahornsaft und andere Gewerbe treiben.

Im untern Kanada, vormals französischem Gebiet, ist die katholische Kirche die vorherrschende. Seit die Briten Herren des Landes geworden sind, scheint die Bildung der Geistlichkeit, so wie ihr frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden, abgenommen zu haben. „Die Priester sind in Kanada (sagt La Rochefaucault-Liancourt in seiner Reisebeschreibung) gerade was sie meistens auch bei uns und überall sind: verschlagen, herrschlustig, Verehrer und Stützen willkührlicher Gewalt, wenn diese der Geistlichkeit Macht und Reichthum vermehren kann, und wollen weder Selbstdenken noch freies Urtheil erlauben. Die größere Zahl der Priesterschaft kann nichts als lesen und schreiben, ist unwissend und abergläubig im höchsten Grade."

Die französische Staatsumwälzung war diesen Gegenden in so fern wohlthätig, daß viele der ausgewanderten Priester sich da niederliessen, und ihre durch Leiden erhöhte Frömmigkeit und ihre durch bessere Schulbildung erworbenen Kenntnisse den andern zum Muster gaben. Auch belebten diese wieder den ziemlich erloschenen Sinn für Christenthums-Verbreitung.

Es stehen unter dem Bischof von Quebek hundert und zweiundneunzig Pfarrer und Missionarien. Die letztern sind gewissermaßen als Pfarrer der christlichen Huronendörfer an dem nördlichen Ufer des Eriesees, der großen Indianer-Anbauung Arbre-Croche und anderer indianischen Anlagen anzusehen, die sie, als Stiftungen früherer Zeiten, mehr unterhalten als vermehren.

Ungleich größerer Eifer lebt und strebt in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's für Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Es wird hier ein Wetteifer aller Glauben und Kirchen sichtbar, neben einander aufzublühen, und Gotteskunde und Gottesverehrung zu verbreiten. Vielleicht eben dies erwartet man von einem Bundesstaat am wenigsten, wohin Tausende nur des Erwerbs willen, oder der Freiheit willen zu eilen scheinen, und wo der Grundsatz der allgemeinsten Duldung Grundlage der meisten Verfassungen ist, — ein Grundsatz, welchen weitaus

die große Mehrheit der europäischen Priesterschaften, wie sich erwarten läßt, verdammt. Denn diese Priesterschaften, unbewegt durch die Ueberzeugungen des schlichten Menschenverstandes, daß bei mannigfaltigen Stufen der Völkergesittung einerlei Gottesverehrungsart unmöglich sei; unbewegt durch das Bild der vergangenen Jahrtausende; unbewegt durch das Beispiel des barmherzigen Gottes, welcher Vater des Säuglings, wie des betagten Weisen, des Heiden in der Wüste, wie des Jüngers Jesu ist; unbewegt durch die erhabenen Erinnerungen Christi selbst und seiner ersten Schüler, daß, wer recht thut und Gott liebt, ihm angenehm sei, verdammt der stolze Eigensinn ihres Kirchenthums den, der nicht ihrer Meinung ist, und erblicken sie in einer edeln Freilassung religiöser Ueberzeugungen nur sündhafte Gleichgültigkeit gegen Religion.

Der Geist der nordamerikanischen Freistaaten-Verfassung ist ein wahrhaft großer, ächt christlicher, weil er den Ordnungen der Natur der verwandteste ist; er maßt sich nicht frevelvolle Gewaltherrschaft der Gewissen an; umfängt mit gleicher Liebe Menschen aller Bekenntnisse. Wer den wahren Gott bekennt, also auch der Jude, auch der Muhamedaner, genießt im größern Theil dieser Staaten freie, bürgerliche Rechte; wer Christ ist, gleichviel, welcher Kirchenpartei er an-

gehöre, ist jedes Amtes fähig. So blühen nun dort gegen siebenzig verschiedene Arten christlicher Kirchen in Frieden neben einander; und jede Glaubenspartei, jede Gemeinde besoldet ihre Lehrer, die sie sich wählt. Neben den Evangelischen breiten sich die Katholischen aus; und wie die schwärmerischen Zitterquäker, haben die schwärmerischen Trappisten eine ungestörte Heimath. Da verschwindet der unsinnige Glaubenshaß. Es ist erfreulich, daß auch Protestanten zum Bau katholischer Tempel steuern, und hinwieder katholische Aeltern, in Ermangelung von Priestern ihres Bekenntnisses, ihre neugebornen Kinder von evangelischen Pfarrern nach katholischem Brauche taufen lassen. Da kennt man keinen Donner vom Vatikan, welchen noch heute europäische Könige oft scheuen; da keinen unchristlichen Gesetzeszwang gegen Ehen zwischen Personen von zweierlei Kirchen; da keinen Gräuel in Glaubensdingen, wie Irland und das südliche Frankreich zeigen; da herrschen Gott und Gesetz, nicht Priester, nicht Konkordate, nicht eine auserwählte Kirche, welche andersgläubige Bürger zu Stiefkindern des Staates, oder zu Auswürflingen desselben macht.

Die europäischen Auswanderer, welche trauernd um die Gebrechen ihrer alten Vaterlande, über den Ozean hinaus in eine neue Welt wandern

sind durch ihr Schicksal größtentheils religiöser gestimmt, als diejenigen, welche im gewohnten Alltagssein zurückbleiben. Sie treten in die Fremde, wo ihnen Niemand befreundeter ist, als ihr Gott, und sie hangen ihm mit tieferer Inbrunst an, denn vorher. Viele Väter taufen da in ihren Einsamkeiten selbst; Viele reichen sich gegenseitig das heilige Abendmahl, wie nach Jesu Heimgang seine Jünger unter einander gethan. Religion ist immer früher gewesen, als Priesterschaft.

Missionarien der verschiedensten Glaubensparteien begeben sich predigend in die Wildnisse und Urheimathen der Wilden, unaufgefordert, unbesoldet; weit jenseits dem Mississippi und Missuri und Ohio sind sie gedrungen, und haben sie Pflanzstätten bekehrter Heiden gegründet. Es bestehen, besonders bei den Evangelischen, zahlreiche Missionsgesellschaften in allen Städten und Staaten. Vorzüglich thätig bezeugte sich die „Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden," die zu Bethlehem in Pennsylvanien am 21. Sept. 1787 ihre erste Versammlung hielt, und vom Staate Pennsylvanien wenige Monden später gesetzlich anerkannt ward. Und nicht zufrieden, allein die nachbarlichen Indianerstämme zu bedenken, erhob sich (im Jahr 1812) noch ein „amerikanischer Christenverein für aus-

wärtige Missionen," der die Boten des Heils zu den Inseln Ostindiens und Südindiens aussandte. Mit der Zahl der Einwanderer der schnell emporwachsenden Städte, Dörfer und Kolonien wächst der Eifer zur Verchristlichung der nahen und fernen Umgebungen. Nicht wenig tragen dazu die Verbreitungen der heiligen Schriften in allerlei Sprachen bei. Im Jahre 1816 befanden sich in den vereinigten Staaten einhundert und fünfzehn Bibelgesellschaften; wie wir vernehmen, hat sich seitdem die Menge und die Thätigkeit derselben in allen Gegenden vermehrt, selbst unter den Katholiken, unbekümmert um des Pabstes Bulle. Unter diesen löblichen Vereinen befindet sich selbst eine „Bibelgesellschaft für Afrika," welche (1816) in Philadelphia errichtet wurde.

Schon sind viele der kleinen Stämme der Cerks, der Delawaren, Irokesen, Huronen u. s. w. zum christlichen Glauben geführt, bei welchen sich besonders die Sendungen der Brüdergemeinden ewiges Verdienst erwerben. Viele dieser Stämme haben mit einem heiligen Glauben sanftere Sitten angenommen, festere Wohnplätze gebaut und nützlichere Gewerbe ergriffen. So gebührt den frommen Quäkern von Newyork der Ruhm, daß sie dem Stamme der Onondago's die Worte der ewigen Liebe und die Gesittung gebildeter Nationen zuerst theuer machten. Diese

vorzeiten furchtbaren Wilden, jetzt Brüder europäischer Ankömmlinge, bauen friedfertig ihre großen Felder, weiden ihre zahlreichen Heerden am Fuße des Alleghanygebirgs, und bereiten Zucker, Seife, Gespinnst und Gewebe mancherlei Art.

Noch immer ist in Europa der Name der Irokesen, wegen alter Schrecklichkeit, sprichwörtlich geblieben. Sie sind's nicht mehr. Sie kennen den ewigen Vater der Welt durch Jesum. Im Westen Karolina's erblickt man ihre vielen Ortschaften, zum Theil zierlich aufgebaut. Mehrere hundert Menschen, europäischer Abstammung, wohnen ruhig unter ihnen, zum Theil an Irokesinnen vermählt. Sie haben in ihren Städten öffentliche Gebäude, Kirchen und Handwerker. Ihre Schulen und Schulbücher werden gerühmt. Die Lancastersche Lehrart ist bei ihnen gemein. Wahrlich, es gehört zu den denkwürdigen Seltsamkeiten des Zeitalters, daß das Schulwesen und der öffentliche Unterricht unter den Irokesen mit größerer Liebe und Thätigkeit befördert wird, als in manchen Staaten Europens, wo treulose oder befangene Rathgeber der Fürsten, wo ein herrschlustiger Adel oder eine Volksverfinsterung suchende Priesterschaft lieber die Schulen des Volks verfallen läßt, und der Aufklärung des Landmanns entgegenarbeitet, um lastbare, gedankenarme Thiermenschen zu behalten! Welchem

Menschenfreund bebt bei solchem Anblick der Welt nicht das Innerste des Herzens? Die Kultur der Irokesen wird mit jedem Jahre fortschreitender. Spinnerei und Weberei ist das gemeinste ihrer Handwerke, neben Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Doch haben sie auch Salpeterwerke, Pulvermühlen, Eisenschmiede, sogar Goldarbeiter u. s. w.

Die Versittlichung dieser und anderer wilden Völkerschaften ist eine der ehrwürdigsten Thaten der nordamerikanischen Staatsverwaltungen. An die sogenannten „fünf Nationen" spendet die Regierung alljährlich zehntausend Dollars zur Anschaffung von Ackerbaugeräthschaften und Werkzeugen aller Art. Quäker und Brüdergemeinden thun sich durch ihren Eifer am lebhaftesten hervor, die Verwilderung der Urbewohner Amerika's zu mildern. Schon haben die Mohawks, die Oneidas und andere, Schulen zum Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. gleich den Irokesen. Die Stadt Tumssassa der Seneka-Indianer, unweit dem Alleghanyflusse, besteht meistens aus Häusern von zwei Stockwerken, und hat eine zierliche Kirche. Die Huronen bauen das Feld und handeln mit Getreide.

So schneller und dauerhafter Wirkungen können sich kaum die seit Jahrhunderten mit unermeßlichen Kosten unterhaltenen Missionen der

Franzosen, Portugiesen und Spanier in Amerika und andern Welttheilen freuen. Größer ist immerdar die Macht frommer Freiwilligkeit und reiner Liebe des Guten, als Zwang und eigennützige Nebenabsicht, die nur zu oft bei den Sendungen hervorschimmerte. Bindender ist die Stärke gemüthlicher Ueberzeugungen, als die der erzwungenen Gewöhnung.

Die indianischen Völker Nordamerika's sind übrigens nicht minder als andere abgeneigt gegen Vertauschung ihrer Lebens- und Glaubensart um europäisches Wesen. Für Unabhängigkeit und Freiheit opfern auch sie willig das Leben, verachten sie den größten Schmerz mit wildem Stolze. Sie halten zwar die Europäer für ein arbeitsameres und künstlicheres Volk, aber auch für ein unnatürlicheres, lasterhafteres. Sie bleiben mißtrauisch gegen die Fremdlinge, welche ihnen zum Theil das Land der Väter genommen, ihre Jagdbezirke beengt und durch Einführung des Rums so viel Unheil gebracht haben.

Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse mußte ihre Sprache dürftig an Worten bleiben; aber ihr Geist ist darum keineswegs so dunkel und blöde, wie sonst Europäer allzuvoreilig urtheilen. Alle, oft arm an Bezeichnungen für irdische Bedürfnisse, deren sie wenige kennen und begehren, sind

nicht so arm daran, das Ueberirdische auszudrücken. Sie unterscheiden sehr genau ihren Geist, als das Unsterbliche, vom Körper. „Wir können sterben, aber nie todt sein!“ sagen sie zu den Missionarien: „Das Maiskorn, wenn es in die Erde gethan wird, stirbt auch, aber ist doch nicht todt.“ Wir wissen durch Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Delawaren und Irokesen, daß die Priester derselben häufig ein tugendhaftes Leben als unabänderliche Bedingung darstellen, nach dem Tode des Leibes in den Ort der guten Geister zu gelangen. Sie bringen Opfer den Manito's, guten Geistern (Schutzengeln), aber auch nur diesen, nicht dem großen Geiste (Gott), der keine Opfer begehre, und zu erhaben dafür sei. Sie glauben auch das Dasein eines bösen Geistes, ohne ihn durch Opfer zu verehren. Träume sind ihnen noch (wie einst der Kindheitswelt des europäischen und asiatischen Alterthums) göttliche Offenbarung.

Nicht die Evangelischen allein, auch die Katholischen in Nordamerika, haben in unsern Zeiten Theil am Ruhm der Christenthums-Verbreitung genommen und segensvolle Schritte gethan. Nicht aber nur von den vereinten Freistaaten aus, sondern auch von den französischen und spanischen Missionen in Mexiko und Louisiana ging das Licht des Glaubens in die Wälder und Einöden

der freien Indianer. So ist seit den vier letzten Jahrzehnden der Glaube der katholischen Kirche über einen großen Theil der Irokesen, der Huronen und Illinesen verbreitet worden; desgleichen über die unterhalb der Natchitochen wohnenden Boluxas und über die Adaizes am Mermentas, bei denen fortdauernd eine spanische Mission lebt.

Auch am Eranafluß im Norden Neuspaniens, ohnweit den Posten San Antonio und San Saba, findet man mehrere spanische Sendörter. Bei jedem derselben halten sich ungefähr sieben bis acht Familien der bekehrten Indianer auf, die meistens von den Spaniern im Kriege mit den Wilden eingefangen sind, aber zum Nutzen ihrer Bekehrer unter strengem Druck arbeiten müssen.

Von den Franzosen erwarb sich der P. Rasles unter den Huronen und Irokesen den Ruhm eines Apostels durch Frömmigkeit und Eifer. Im Jahr 1724 ward er von den Wilden ermordet. Von Quebek aus waren vorzüglich sonst die Jesuiten thätig. Man kennt aber die Antwort, welche der irokesische Gesandte im Jahr 1682 dem französischen Statthalter Herrn de la Barde bei der Friedensunterhandlung gab, als dieser fragte: warum die Irokesen ausdrücklich darauf beständen, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen? Der ehrliche Indianer antwortete: „Diese

großjackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten!“

Die Freiheitskriege und bürgerlichen Unruhen im spanischen Nordamerika aber, welche seit dem Jahre 1810 ununterbrochen fortdauerten, hatten die Thätigkeit der Missionen viel gelähmt.

5.

Bekehrungsgeist im spanischen Nordamerika. — Die Kalifornier — ihre religiösen Mythen.

Es sind erst dreihundert Jahre seit Entdeckung der neuen Welt. Es werden nicht mehr dreihundert Jahre vergehen, und die Reiche Amerika's können mit den blühendsten der alten Welt wetteifern. Denn dort gedeihen bürgerliche und religiöse Ideen und Stiftungen, für deren Größe und Einfalt die alte Welt keinen Raum mehr zu haben scheint.

Es sind erst hundert Jahre, seit Wilhelm Penn starb, der große, fromme Quaker, welchem Pennsylvanien Namen, Anbau und Gesittung dankt. Mit ihm erst begann im nördlichen Amerika, die spanischen Besitzungen abgerechnet, der rechte Sinn, der rechte Eifer zur Versittli-

chung und Bekehrung der Wilden. Und jetzt schon freuen sich derselben zahllose Stämme. Noch hundert Jahre, und wir dürfen glauben, daß der größte Theil der nordamerikanischen Völkerschaften, die heut noch ohne Bildung in ihren Urwäldern umherschweifen, feste Sitze, Städte, Dörfer, Ackerbau, Handlung, Gewerbe und christliche Gottesverehrung haben werde.

Wilhelm Penn führte in seinen Kolonien den großen Gedanken völliger Religionsfreiheit aus. Sein Beispiel wirkte auf die andern Provinzen umher. Diesem Gedanken ist das weite Nordamerika seinen wunderschnellen Aufschwung und die leichte Verbreitung des Christenthums schuldig. Diese Verbreitung geschah, wie in den ersten Jahrhunderten unsers Glaubens, ohne Waffengewalt, ohne obrigkeitliche Befehle, durch fromme Privatleute. Und noch jetzt hat man diesen Weg nicht verloren.

Ganz ein anderer Geist waltete in den spanischen Besitzungen. Auch in diesen wohnen gegenwärtig zahlreiche, zivilisirte, christliche Indianer. Sie sind die verachteten Ueberbleibsel von den Nachkommen derer, die bei der Zerstörung des altmexikanischen Reichs durchs Schwert der Spanier fielen, oder in die Wälder flohen. Ihre bezwungenen, ins Sklaventhum geschleppten Väter nahmen Glauben und Gesetz der ewigen Liebe

unter den Schrecken altspanischer Grausamkeit an. So stehen sie noch jetzt unter den vier Erzbisthümern von Mexiko, Guadalaxara, Durango und St. Louis Potosi. Man kann sich leicht einen Begriff vom mexikanischen Christenthum machen, wenn man daran denkt, mit welcher Strenge hier bisher immer noch die Inquisition zu schalten pflegte. Die Strafen dieses heiligen Gerichts wurden von jeher als eine der Gottheit wohlgefällige Sache mit Ehrfurcht betrachtet, und der Weltumreiser de Pagrès fand zu Mexiko (noch im Jahre 1770) im spanischen Katechismus unter der Rubrik von den Werken der christlichen Liebe auch die abscheuliche Vorschrift, daß man die, welche fehlen, nicht auf den rechten Weg zurückbringen, sondern bestrafen sollte.

Aber die benachbarten freien indianischen Völkerschaften sträuben sich gegen der Spanier Gott und Sitte. Das Bekehrergeschäft geht langsam, obgleich ehemals der Madrider Hof dreimalhunderttausend Piaster für Missionen aussetzte, die jedoch meistens sehr unregelmäßig ausbezahlt wurden. — Die heilige Arbeit wird von Ordensmännern betrieben, die aus Pflicht oder auf Befehl ihrer Obern in die Wildnisse sich begeben; nicht wie im übrigen Nordamerika von frommen Freiwilligen aus eigener Begeisterung oder schwärmerischer Liebe zum Werk. Jene gehen nur von

Soldaten begleitet und bewacht; diese gehen von Keinem beschirmt, als ihrem Gott und ihrem Gewissen. Wären alle europäischen Christen mit so wahrhaft christlichem Gemüth zu den Indianern getreten, wie Penn, der Quäker: ich zweifle nicht, das Christenthum wäre heute schon der Glaube vom größten Theil der Uramerikaner. Penn schloß mit seinen wilden Nachbarn ehrlichen Vertrag. Dies ist der einzige Vertrag, welcher zwischen diesen Völkern und den Christen geschlossen wurde, ohne beschworen zu sein. Und er ist auch der einzige, welcher nicht gebrochen wurde! — Die andern wurden auf gut europäisch mit den Waffen in der Faust unterhandelt, feierlich beschworen und leichtsinnig gebrochen.

Wenn die zahlreichen Missionen im nordamerikanischen Neuspanien, wo nur unter den Guayama's die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner und andere Orden vierundzwanzig Sendörter hatten, wenig fruchteten, lag auch ein Haupthinderniß in dem königlichen Befehl, daß die Indianer fünf Jahre nach ihrer Bekehrung zum Feldbau und Bergbau gezwungen wurden. Man hat zwar die Frist nachher geändert, aber nur im königlichen Befehl, nicht in der Wirklichkeit. Daher scheuen sich die Wilden. Sie betrachten die Weihe zum Christenthum als Weihe zum

Sklaventhum. Der Aufstand der Indianer in der Provinz Sonora im Jahr 1751 war Folge davon. Aber man vermuthet, daß den amerikanischen Spaniern dergleichen Aufstände zuweilen nicht unwillkommen waren. Sie gewannen dann Vorwand, die Gefangenen mit größerer Härte zur Sklavenarbeit zu halten.

Ungerechnet die Bekehrungsgeschäfte, welche bisher noch im Innern, und theilweise an den Grenzen des Vizekönigreichs Neuspanien in Nordamerika betrieben wurden, wie in den Missionen der Provinzen Sonora, Cinaloa, Ostimuri u. s. w., sind auch die auf der großen Halbinsel Kalifornien fortgesetzt worden, doch immer mit schwankendem Erfolg. Von allen spanischen Missionsversuchen im nördlichen Amerika sind die von Kalifornien bisher die berühmtesten gewesen. Aber schon der Umstand, daß man den Missionen weniger einen heiligen, als einen politischen Zweck gab, Unterwerfung des Landes unter die Krone Spaniens vermittelst des Christenthums, mußte das Gelingen des Unternehmens bis auf die heutigen Tage schwächen.

Nachdem Hernando de Grizalva die Halbinsel im Jahr 1534 entdeckt hatte, welche beinahe so groß als Italien ist (wenn man die italienischen Inseln nicht dazu rechnet), war der Spanier erster Gedanke, Besitz von diesem Land-

strich zu ergreifen. Seine kahle Gebirgskette versprach Gold; seine Südküste gab Perlen. Anderthalb Jahrhunderte lang wurden wiederholte Landungen gethan; doch fruchtlos. Die Wilden, von Natur gewandt und kriegerisch, und durch der Spanier erste Treulosigkeiten und Schritte mißtrauisch, schlugen die abentheuernden Eroberer mit Glück und Uebermacht zurück. Em Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gab der spanische Hof mißmuthig sogar den Gedanken der Unterjochung Kaliforniens auf.

Aber er lebte in der Brust einiger Jesuiten fort. Am meisten beschäftigte er den Pater Eusebius Franz Kühn (Kino nannten ihn die Spanier), einen Deutschen, welcher, um in die Fußstapfen der Apostel zu treten, die öffentliche Lehrstelle der Sternkunde und Größenlehre an der Hochschule zu Ingolstadt verlassen, und im spanischen Amerika das gefahrvolle Amt eines Missionärs angenommen hatte *). Als solcher wohnte er in der Landschaft Sonora, der äussersten spanischen Besitzung nordwärts an der Südsee oder vielmehr am kalifornischen Meerbusen. Durch ihn ermuntert begab sich der muthige Pater Juan Maria de Salva-Tierra im Jahr 1697, begleitet von einigen Soldaten und Jesuiten, nach

*) Er starb dort im Jahr 1710.

Kalifornien. Die Klugheit, mit welcher dieser entschlossene und fromme Mann sich auf der Halbinsel ansetzte, wohin ihm bald auch der Mathematiker Kühn folgte, entschied über das Schicksal dieser Gegend. Kühn, welcher durch seine Landreise von Sonora nach Kalifornien zuerst Gewißheit brachte, daß dies Land keine Insel sei, legte am rothen Meere, wie man nun den Meerbusen zwischen Amerika und Kalifornien hieß, den Sendort Loreto an, und befestigte ihn kriegskundig. Nachdem man festen Fuß gewonnen, sandte Spanien Unterstützungen an Waffen, Soldaten, Jesuiten, Geräthschaften und Bequemlichkeiten aller Art. Ein Sendort um den andern ward erbaut. Man gewann das Vertrauen der Wilden durch Geschenke; man lernte ihre Sprachen und Bedürfnisse. Unter den Jesuiten selbst erschienen mehrere Männer von ausgezeichnetem Heldensinn, frommem Gemüth und sanfter Denkart, welche die Herzen der Wilden eroberten. Unter denselben erwarb vorzüglichen Ruhm Johann Anton Balthasar, ein Schweizer von Luzern, welcher zuletzt zum Oberaufseher aller spanischen Missionen ernannt ward, und als Vorsteher der mexikanischen Ordensprovinz (1763) starb.

Mit der allmäligen Vermehrung der Sendörter bildeten die Jesuiten, neben dem Bekehrer-

geschäft, zugleich ihr politisch-merkantilisches Reich in Kalifornien aus. Zwar das Land nahmen sie als spanische Domaine in Besitz, aber sich behielten sie den wichtigsten Theil der Nutznießung. Mit Bewilligung des Hofes führte der Orden zugleich die Kirchen- und Staatsverwaltung; legte auf seine Kosten geworbene Soldaten in die von ihm erbauten Festungen zum Schutze der Missionarien und Bekehrten, oder zur Zähmung der Widerspenstigen; ernannte die Hauptleute und Befehlshaber der bewaffneten Macht und setzte sie ab; eben so die übrigen weltlichen Beamten und Richter. Die Perlenfischerei verblieb dem Könige; die Frucht vom innern Anbau und Verkehr des Landes gehörte dem Orden.

Die Bekehrung der kalifornischen Ureinwohner schritt inzwischen nur langsam vor. Es war den Wilden bedenklich, daß Fremdlinge, welche aus der Ferne kamen, bei ihnen Schätze zu suchen, ihnen auch den Glauben ihrer Väter entreissen wollten. „Hat dir dein Gott, wie du sagst, weit hinter dem Meer ein schöneres Land als dieses gegeben," rief ein indianischer Priester einem Spanier zu: „warum genügt es dir nicht? Kehre heim." — Einer der Missionarien machte die Bemerkung: „Die weise Vorsehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, und den gesitteten Völkern —

Golddurst." *) — Noch im Jahr 1804 sah man die Urbewohner, zumal Neukaliforniens, dem unabhängigen Zustande des Nomadenlebens zugethan. Hier wohnen längs den Küsten des Meeres verschiedene ihrer Stämme, die Erstern, Tuiban und Tabin, weiter ostwärts die Tscholban und Tamlan. Fische, Seehunde, Muscheln und andere Erzeugnisse des Meeres, auch Kräuter und Wurzeln und Ergebnisse der Jagd sind ihre Nahrung. Bleibende Wohnstätten haben sie nicht; im Sommer, ausser einem Schamgürtel, kein Gewand. Winters hüllen sie sich in Thierfelle. Ihr Ansehen von aussen ist ungefällig; sie sind roh, ekelhaft unreinlich. Ihr Haupthaar steht borstig aufwärts, zuweilen mit Schwanzfedern des Goldspechts oder des gemeinen Geiers turbanartig geschmückt und bedeckt. Noch jetzt ist's nichts Ungewöhnliches, daß sich der bekehrte Kalifornier zur uralten Freiheit heimsehnt, alle Lebensbequemlichkeiten verläßt und entwischt. Geschieht dies aber, setzt man ihm sogleich nach. Selten entkömmt er, weil er, wegen der Feindseligkeiten unter den verschiedenen Stämmen, zu keinem andern übergehen kann. Der Eingefangene wird zum Sendort zu-

---

*) Der obenerwähnte Anton Balthasar in seinem von mir benutzten handschriftlichen noch ungedruckten Missionsbericht vom Jahr 1707.

rückgebracht, mit Stockprügeln abgestraft, und ihm ein anderthalb Schuh langer zolldicker Eisenstab an einem Fuß befestigt. Das dient ihm zum Hinderniß an nochmaliger Flucht, und andern zur Warnung.

Man fand bei den Kaliforniern nicht die mindeste Spur des Götzendienstes; keine Gebete, keine Feste, keine Altäre. Aber sie kannten den unsichtbaren Gott und Schöpfer des Lebens. Doch von Völkerschaft zu Völkerschaft herrschte verschiedene Mythologie. Zum Beispiel die Eduu's oder Monki's im südlichern Theil der Halbinsel erzählten, daß Nyparaya, der „Allmächtige", obwohl er unsichtbar und nicht körperlich sei, eine jungfräuliche Gattin Anayicondi habe, und von ihr einen Sohn Quaayayp, „den Menschen". Dieser sei mit vielen Leuten vom Himmel gekommen, und habe die südlichen Völker unterrichtet; wäre aber endlich getödtet, und mit einem Dornenkranz gekrönt. Er blute noch immer, verwese nicht, könne als Todter zwar nicht reden, aber eine Eule thue es für ihn.

Kein Wunder, wenn die bestürzten Jesuiten in diesen Vorstellungen der Kalifornier verwischte Spuren christlicher Offenbarung zu erkennen glaubten. Auch die im mittlern Theil der Halbinsel wohnenden Völkerschaften wissen von einem unsichtbaren, allmächtigen Gumongo, „Geister-

könig", der einen andern Geist Guyiaguai vor alten Zeiten in die Welt gesandt habe zu den Menschen. Dieser Gesandte soll die Sterblichen gelehrt haben Pitahayas sähen. Die Pitahaya ist nämlich die gemeinste Nahrungsfrucht des Landes, von der Größe einer Kastanie, stachlicht von aussen, weich und saftig von innen, an den laublosen Zweigen eines Baumes wachsend. — Diesen Vorstellungen verwandt ist der Mythus der nördlichen Kalifornier, besonders der Koschimer. Der, sagen sie, „welcher lebendig ist" (anders wissen sie das höchste Wesen nicht zu bezeichnen), hat einen Sohn „Vollendung der Erde". Auch schuf Gott unsichtbare Wesen, die sich gegen ihn empörten, und böse sind.

Merkwürdig sind diese Ueberlieferungen in jedem Fall, die so lebhaft an viele Dogmen der christlichen Kirchen und der Budda-Religionen Südasiens erinnern. Schwer war es den Jesuiten, dagegen zu kämpfen, theils weil der Brodneid der kalifornischen Priester oder Zauberer sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzte, theils weil es der Landessprache für manche christliche Lehrbegriffe an Ausdrücken gebrach. Als die ersten Missionen den Satz: „er ist aufgestanden von den Todten", bezeichnen wollten, tauchten sie eine Fliege ins Wasser, bis sie todt schien; dann legten sie dieselbe, mit Asche bestreut, an die Sonne, wo

sie sogleich wieder lebendig ward. Die Indianer schienen erstaunt und schrien: „Ibimuhueite! Ibimuhueite!“ Die Väter schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben fortan, um die Auferstehung des Messias auszudrücken. — Man kann sich aus diesem einzigen Zuge erklären, wie verworren die Begriffe der Indianer von der Religion der Christen gewesen sein müssen, oder unter ähnlichen Umständen noch heute sind.

Nach Aufhebung des Ordens der Jesuiten gingen die kalifornischen, wie die übrigen Missionen des spanischen Nordamerika's, an die Franziskaner und Dominikaner über. Diese setzten das begonnene Werk im Geiste ihrer Vorgänger, wohl kaum aber mit deren ausdauernderm Eifer fort. Im Jahr 1820 befanden sich in Altkalifornien, oder der südlichen Hälfte der Halbinsel, ausser einigen Vesten, fünfzehn Missionsstätten längs den Küsten, bei welchen ungefähr zweitausend bekehrte Indianer, den Geistlichen unterthänig, wohnten, und das Feld bauten. — In Neukalifornien, dem fruchtbarern nördlichen Theil der Halbinsel, oder vielmehr des über der Halbinsel gelegenen Küstenstrichs vom Festlande, sind neunzehn solcher Sendörter, bei denen ungefähr vierzehntausend bekehrte Indianer leben. Sechs kleine Festungen mit einigen hundert Mann spanischer Besatzung halten das Volk im Zaum. „Alle die Missionen“, sagt G. H.

von Langsdorf in seinen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt mit Krusenstern in den Jahren 1803 bis 1807, „alle haben sie einen Ueberfluß von Vieh und andern Nahrungsmitteln verschiedener Art, und die Mönche behandeln im Allgemeinen die Neubekehrten mit solcher Nachsicht, Güte, väterlicher Sorgfalt, daß Friede, Einigkeit und Gehorsam die nothwendigen Folgen ihres Verfahrens sind. Der Ungehorsam wird gewöhnlich körperlich bestraft, und das Kriegsvolk in den Festungen oder Präsidien nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten, besonders bei Christenwerbungen, zur Unterhaltung der Briefposten, und aus Vorsicht zum Schutz von Ueberfällen gebraucht. Nach der Versicherung glaubwürdiger Personen muß der spanische Hof jährlich noch eine Million Piaster für die Besoldung der Soldaten und Geistlichen in beiden Kalifornien geben, und hat hievon zwar keinen Nutzen, aber doch das Verdienst der Ausbreitung der christlichen Religion in diesen Ländern.“

Wie mangelhaft immerhin auch die religiösen Begriffe der Neubekehrten anfangs sein mußten, verdienen doch die Mühen der Jesuiten und ihrer Nachfolger dankbare Anerkennung der Welt. Wenigstens wurden die Nomaden durch sie zuerst an bleibende Stätten, an Ackerbau, Viehzucht und nützliche Gewerbe gewöhnt; und was in dieser Rücksicht geschah, ward nicht ohne die schwersten

Opfer und Lebensgefahren errungen. Zur Veredlung unsers Geschlechts ist auch dort der Weg genommen, ein Schritt zurückgelegt.

Inzwischen war hier, wie in den meisten Sendanstalten der Mönchsorden, die Bekehrung nichts, als im eigentlichen Sinne des Wortes bloße Gewöhnung, nicht Ueberzeugung. Die Boten des Heils erscheinen von Soldaten begleitet; entstehen Feindseligkeiten, spielen jene die Rollen der Versöhner, um sich den Wilden so beliebt, als die Krieger ihnen schrecklich zu machen. Sie suchen erst einzelne Wilde durch Freundlichkeit und Geschenke von Messern, Beilen, Spiegeln, Glasperlen u. s. w. zu gewinnen: dann mehrere. Sie nöthigen sie, Hütten in der Nähe des Sendorts aufzuschlagen; schmücken dieselben; geben Kleidungen; lehren sie Ackerbau, Unschlittbereitung, Wollweberei, Brettersägen, Schlosser-, Schmiede- und Schreinerarbeit und Geschäfte aller Art; ertheilen Unterricht in der spanischen oder französischen Sprache, im Kreuzmachen, Knien, Beten des Rosenkranzes, und geben Taufe und christliche Namen, sobald sie den Wilden die Glaubenssätze vom Geheimniß der Dreieinigkeit, von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, von Hölle und Fegfeuer, von der Macht der Jungfrau Ma-

ria, von der Kraft des Gebets u. s. w. ins Gedächtniß geprägt zu haben glauben.

Die Kalifornier, roh, schlau und eigennützig genug, lassen sich dies Alles gefallen. Sie kommen zu Hunderten, besonders wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben, stellen sich gelehrig, lassen sich haufenweise taufen, und laufen nachher zu Hunderten davon, was die gutmüthigen Missionarien gewöhnlich den Umtrieben und Ränken des Teufels zuschreiben. Fehlt es den Bekehrern zuletzt an Geschenken, oder an Lust, Geschenke zu machen, oder übermannt Begierde, Alles zu haben, die Wilden: so entsteht Ueberfall, Mord und Krieg. Daher sind die Besatzungen und Festungen bei katholischen Missionsorten unentbehrlich. Daher sind solche Missionen jederzeit sehr kostspielig zu unterhalten. (In Kalifornien bestand der jährliche Gehalt eines Missionärs in fünfhundert Piastern). Daher muß eine priesterliche Regierung eingerichtet werden, welcher die bürgerlichen und Kriegsbehörden untergeordnet sind.

So aber verkündeten die ersten Jünger Jesu nicht das Evangelium, so nicht deren erste Schüler und die nachfolgenden in den frühern Jahrhunderten. Sie gingen, Gott im Herzen, muthig und einsam, und predigten und überzeugten, und tauften, ohne dabei Nutzen für sich und obere Behörden zu beabsichtigen. In den portugiesischen

und spanischen Missionen, sobald die Wilden einigermaßen gewöhnt, gezähmt, zum Landbau und andern Gewerben abgerichtet sind, sorgen die Priester für Abgaben, welche die bekehrten Indianer ihnen und dem Könige entrichten müssen. Ja, die christlichen Indianer werden, im Gehorsam des Glaubens, nach einer für sie bestimmten Frist zu den Arbeiten in königlichen Bergwerken gehalten! Wahrlich, das Reich der Könige und Priester war's da lange allein, was man zu erweitern trachtete; nebenbei auch das Reich Gottes; dieses aber immer nur als Mittel oder Vorwand für jenes.

6.

Das spanische und portugiesische Südamerika. — Das Reich der Jesuiten am Uraguay. — Geringer Fortgang des Christenthums in den neuesten Zeiten.

Ungefähr dasselbe läßt sich über den größern Theil der Missionen in Südamerika sagen. Aller Welt ist der Geist der spanischen und portugiesischen Staatsverwaltungen in ihren europäischen Ländern bekannt; die Abneigung ihrer Höfe gegen das Bessere, was in andern Reichen durch Kunst und Wissenschaft herrlich aufblüht; die Furcht vor

hellern Ansichten; die Begünstigung des Adels; die Vernachlässigung des Volks und der Schulen; die Macht des Priesterthums in ungezählten Kirchen und Klöstern, mit den Schrecken der Inquisition bewaffnet; die Verfolgung jedes Aufgeklärten, jedes Freundes der Wahrheit; die absichtliche Niederdrückung des Wissenschaftlichen. — — Nun folgere man selbst den Schluß auf die Verwaltung der amerikanischen Kolonien, die man nur als Goldgruben behandelte für den Hof, für die adelichen Geschlechter, denen man Stellen geben wollte, und für die Priester und Mönchsorden.

Daher, so weit bisher spanische Herrschaft reichte, von der Landenge Panama's bis zur Terra del Fuego, von Vizekönigreich zu Vizekönigreich, gewann der christliche Glaube, nach mehrhundertjährigen Arbeiten, nur geringe Ausdehnung über die Stämme der Indianer. Es währte sogar geraume Zeit, ehe man sich nur entschliessen konnte, die Indianer für wirkliche Menschen zu halten. Welche Mühe hatte nicht der edle Las Casas, diesen Beweis zu führen! Wie mußte dieser fromme Bischof von Chiapa dafür Spott oder Haß dulden! — War nicht Papst Paul III genöthigt, in seiner Bulle vom 2. Brachmonds 1537, erst durch feierlichen Ausspruch zu erklären, „daß die Amerikaner wirkliche Menschen, folglich des katholischen Glaubens und der Sakramente

fähig wären?" (Veros homines, fidei catholicæ et sacramentorum capaces.)

In allen drei ehemaligen spanischen Vizekönigreichen Neugranada, Peru und la Plata, in den Landeshauptmannschaften von Caracas (Venezuela) und Chili befanden sich zwar viele Indianer gezähmt und als Christen in Städten, Bergwerken oder eigenen Dorfschaften; aber weitaus der größere Theil derselben waren Ueberreste der einst unterjochten Landesbewohner, Kinder der einst Gefangenen, Mischlinge von allerlei Gattungen, aus den sie durchkreuzenden Ehen und Begattungen von Europäern, Indianern, Negern und deren Kindern hervorgegangen*). Sie waren größ-

*) So zählen die Spanier eilf Abstufungen der Mischlinge, nämlich: Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza; Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona; Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona; Kinder eines Indianers und einer Pulchuela gleichen schon den Spaniern; Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin; Saltatràs, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin; Calpan mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin; Chinos, Kinder eines Calpan Mulato und einer Indianerin; Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder.

tentheils zur Dienstbarkeit geweiht, arm, roh, mit verwilderten Begriffen. Welche von den Indianern nicht in den Städten behalten wurden, pflegte man in eigene Ortschaften einzubannen, die sie ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen durften. Einer ihrer Kaziken war daselbst gewöhnlich Vorsteher unter spanischer Aufsicht. Man gab ihnen Land zum Anbau ihrer Lebensmittel. Dafür wurden sie zu öffentlichen Arbeiten, zum Bergbau u. s. w. benutzt. Das Gesetz sprach ihnen zwar Bezahlung zu, die sie aber von der Gewinnsucht der Aufseher selten voll, oft gar nicht erhielten. Ausserdem hatten sie noch Steuern zu entrichten, von denen ihr Kazike den vierten Theil bezog, damit er sie strenger eintriebe.

Das ungefähr war auch das Loos aller Indianer, welche man durch ausgesandte Mönche und Priester unter den freien Stämmen für das Christenthum gewann. Darf man sich wundern, wenn die trotzigen freien Natursöhne vor solchen Wirkungen des Christenthums erschracken?

Es gab freilich auch freie Indianer, die sich zum christlichen Glauben bekannten. Es waren diejenigen, welche zwar unabhängig, aber im täglichen Handelsverkehr mit den Spaniern, Wörter aus deren Sprache, Gebräuche aus deren Sitten, Uebungen aus deren Kirchenthum angenommen

haben. Allein Christen verdienen sie kaum geheißen zu werden, wenn sie schon getauft sind, oder Rosenkränze und Amuletten tragen, oder Kreuze schlagen. Ihre altheidnische Geisterlehre steht daneben unverletzt, und der Peruaner mit dem christlichen Taufnamen feiert noch, wie zu Pizarro's Zeiten, den Sonnendienst.

Die spanischen „Missioneros“ machen im Durchschnitt die unterste Klasse der Geistlichkeit aus. Es fehlte aber nie an dergleichen Männern, welche aus innerer Frömmigkeit, oder aus stummer Pflicht des Gehorsams, oder weil sie froh waren, den Klosterzwang verlassen zu können, das Bekehreramt übernahmen. Inzwischen war der größere Theil derselben sehr unwissend und abergläubisch; unvertraut mit der Welt und dem menschlichen Herzen; das hohle Kirchenthum für Religion haltend, und in allen Begriffen von klösterlichen Vorurtheilen bestochen. Selbst die wissenschaftlich-gebildetern Jesuiten, welche aus Europa kamen, hatten diese Vorurtheile nicht ganz abstreifen können. Daher betrachteten sie Alles, was sie von den religiösen Mythen der Indianer vernahmen, als Teufelswerk, und stellten es im falschen Lichte dar, in welchem sie es sahen. Der abiponische Nationalgott Keebet, der unsichtbare, der furchtbare, kam selbst dem gelehrten Pater Dobrizhoffer als der wahre Teufel vor, und weil die

Abiponen oder Mepones, welche zwischen dem Rio Grande Vermejo, dem Rio Salado und dem La Plata auf den unermeßlichen Pampas oder Ebenen zu Pferde herumstreifen, ihren Gott auch den „Urvater" (Groaperikie) hießen, machte der Jesuit ohne Umstände daraus den Satz, die Abiponen hielten den Satan für ihr „Großväterchen."

Weit richtiger, als die Europäer von den Wilden, urtheilen oft diese, vermöge ihres gesunden Menschenverstandes, von den Europäern. Sie sahen deren Versunkenheit in Lastern, vor welchen der Natursohn Grausen empfindet, und konnten die Frömmigkeitslehre der Missioneros mit der ungeheuern Sittenverderbtheit nicht paaren. „Warum kommst du zu uns, Väterchen?" fragte einst ein Abipone den Pater Dobrizhoffer: „Warum machst du nicht erst deine spanischen Brüder zu Christen?" — — Der Kazike Ychoalay sagte zum Pater Brigniel: „Du verbietest uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben. Sind die Spanier nicht auch Christen? Und doch begnügen sie sich nicht an einer Frau. Sie thun viel ärger, denn wir. Sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, wenn ihnen die Lust ankommt. Du sagst, Christen dürfen nicht stehlen. Hast recht. Man solls nicht, auch ohne Christ zu sein. Warum kommen denn deine Spanier und stehlen uns unsere Pferde, ja, un-

sere jungen Knaben und Mädchen, und schleppen sie in ihre Knechtschaft fort?"

Bei solchen unter den Wilden Südamerika's herrschenden Ansichten, und in der Erinnerung der gräuelhaften Grausamkeit der alten Spanier bei Eroberung des Landes — Dinge, welche in Sagen und Liedern von Stamm zu Stamm, von Geschlecht zu Geschlecht, noch den Nachkommen überliefert werden — ist der Name der Christen unter zahllosen unabhängigen Völkerschaften des Welttheils ein Fluch-Name geworden und geblieben, und Haß oder Furcht und Abscheu erblich fortschreitend.

Nur dem beharrlichen Sinne, der Klugheit und dem Muthe der Jesuiten gelang es, mehr denn allen andern Orden, in den Gebieten der freien Indianer Eroberungen für den katholischen Glauben zu machen. Diese Eroberungen aber waren, wie bekannt ist, zuletzt weder für die Menschheit, noch für das Christenthum, noch für die spanische Krone wirklicher Gewinn. Wie wir die Behandlungsart der Wilden und das Bekehrergeschäft dieses Ordens schon aus der Betrachtung Kaliforniens kennen gelernt haben, finden wir es im südlichen Amerika wieder. Aber hier ward es, besonders in den Landschaften von Paraguay, mit größerm Glück betrieben.

Früh schon, im sechszehnten Jahrhunderte

sandte der Orden viele seiner Glieder in die südliche, wie in die nördliche Hälfte des neu entdeckten Welttheils, das Reich Gottes zu predigen. Diese unerschrockenen Männer, immerdar aus Religion oder Ehrgeiz zu großen Unternehmungen geneigt, zerstreuten sich unter den Indianern. Und wie viel ihrer auch durch die Wilden im Haß gegen Portugiesen und Spanier ermordet wurden; so viel kamen andere nach, unbewaffnet, nur mit den zärtlichen Worten des Friedens und der Liebe auf den Lippen. So flößten sie allmälig den Trotzigen Vertrauen, durch Geschenke aller Art Zuneigung ein. Der Jesuit ging zuletzt unangefochten durch die Wildnisse, und zähmte mit Worten und Winken Horden, gegen welche sich der portugiesische und spanische Soldat nicht mehr wagte.

Um aber den Wilden das Gut höherer Ideen zu geben, war nothwendig, sie einigermaßen an bleibende Stätten zu binden, ihnen mit den Künsten des Ackerbaues und friedlichen Lebens wenigstens die Gesittung von Halbbarbaren zu ertheilen. Die Jesuiten siedelten sich selbst unter ihnen an, bewogen Einzelne, bei ihnen zu wohnen, unterrichteten die Kinder, fesselten durch Gaben und Geschenke die Alten. So entstanden mitten in Einöden indianische Dörfer; neben den Hütten eine Kirche. Dann wurde von heiligen Dingen ge-

redet; im Christenthum unterrichtet und getauft. So war der Anfang der meisten Missionen in Neugranada, La Plata, Peru, Venezuela und den übrigen Provinzen. Viele vortreffliche Männer aus der Gesellschaft Jesu wären hier zu nennen, welche, von menschenfreundlichem Sinne geleitet, in jenen Wildnissen dem Christenthum und der Menschlichkeit die erste Bahn brachen. Wie groß waren nicht die Verdienste des einzigen Paters Decré, des Apostels des Yameo's, der Itubalis und Inquiavaten, welcher Cuença in Quito zum Hauptsitze einer weit wirkenden Sendanstalt machte (der er noch im Jahre 1727 ruhmvoll vorstand); welcher christliche Lehrbücher für die Wilden in achtzehn ihrer Mundarten übersetzte; und die Neubekehrten, welche er mit ächtchristlicher Liebe vor Bedrückungen sicherte, wieder frei hinaus in die Wälder und Gebirge sandte, Apostel Jesu unter ihren Stammverwandten zu werden.

Zwischen den Strömen des Paraguay und Uraguay, längs den Ufern des Parana- und Vermejo-Stroms, hatte der Orden von Loyola's Jüngern den ausgedehntesten Schauplatz seiner Thätigkeit erwählt. Hier glücklicher und zahlreicher, denn irgendwo, breitete er unter den Guarani's, Charrua's, Chiquito's und andern wilden Völkerschaften der Gebiete vom Rio del la

Plata, Paraguay, Tucuman und Tarja, seine zahlreichen Anbauungen aus. Menschenfreundliche, unerschütterliche Güte und Klugheit vermochten mehr als Waffen. Bald verschönte europäischer Anbau des Bodens die Umgebungen der Sendörter; die elenden Hütten und Kapellen von Baumpfählen und Reisern verwandelten sich in gemauerte Häuser, Anfangs von gestampfter Erde, bald von Kalk und Stein. Die Dörfer empfingen durch breite, regelmäßige Straßen städtisches Ansehen. Die Kirchen in jedem Dorfe, hoch und schön gebaut, mit Thürmen von vier bis fünf Glocken geziert, verschönerten sich von innen mit Orgeln, reichvergoldeten Hochaltären, silbernem Kirchengeräth und vielen Bildern. Ein prachtvoller Gottesdienst rührte die Sinne der erstaunten Wilden. Sie wurden im Kirchengesang und auf allerlei Werkzeugen der Tonkunst unterrichtet; nicht minder im Mauern, Zimmern, Uhrmachen und andern Künsten der Lebensbequemlichkeit. Die Geschäfte des Tages waren von der ersten bis zur letzten Stunde unter den Bewohnern jeder Ortschaft mit einer Genauigkeit angeordnet und vollzogen, wie in einem Kloster. Mit Stolz und Lust sahen die Jesuiten auf ihre Schöpfung. So standen sie schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts da, und erkennen wir sie aus der Reisebeschreibung (vom Jahre 1692)

des Paters Anton Sepp, der aus dem Tirol dahin zur Seelsorge der Japeyu-Völkerschaft berufen ward.

Die Jesuiten bildeten hier nun eine Staatsverfassung aus, wie Mönche sie geben können, und wie sie eine solche gern noch heut aller Welt geben würden, wenn die Zeit nicht gewaltiger wäre, als sie. Aber die Eigenthümlichkeiten der Völker am Paraguay und Uraguay begünstigten das Werk. Die Guarani's und andere Indianer dieser Gegenden waren schon unter dem Sonnendienste der Ynka's mehr oder weniger zur Theokratie gestimmt, und von ziemlich milden Sitten. Durch Ohrenbeichte ward die Theokratie vollendeter, als sie unter den Ynka's sein konnte. Der Priester kannte das Verborgenste in der Brust seiner Unterthanen. Die Indianer, ohne Begriff des Eigenthums, gewohnt an die Gütergemeinschaft, liessen sich ohne Bedenken gefallen, dass alles Land und alle Arbeit auf dreierlei Art vertheilt ward: für die Tempel, oder wie es Pater Franz Xav. de Charlevoix nennt, „Eigenthum Gottes"; für das Gemeinwesen und für die Einzelnen. Alles, sagt Raynal, was man in der Gesetzgebung der Ynka's bewunderte, fand sich im Priesterstaate von Paraguay wieder, und vollendeter: die Arbeit für Greise, Waisen und Soldaten; Belohnung schöner Thaten; Aufsicht

über Sitten, Kriegsübungen; Verwahrung gegen Müßiggang; Ehrfurcht für Religion, Tugend und den Diener Gottes.

Hier kannte man kein Geld, und doch fand man in den Missionsstaaten der Jesuiten mehr Bequemlichkeiten, ja mehr Luxus sogar, als in Cusco und Lima, den Hauptstädten Peru's. Uhrmacher, Schreiner, Goldschmiede, Schlosser, Schneider u. s. w. legten ihre Waaren in die öffentlichen Vorrathshäuser der Priester nieder, und man gab jenen dagegen andere Nothwendigkeiten. Der Landmann hatte für sie gesäet, der Weber für sie gewebt. Alle bildeten eine große Familie mit ungetheiltem Eigenthum; Alle gehorchten mit kindlichem Sinne. Die Jesuiten waren die Väter der Familie, die Lehrer, die Kaufleute, die Kriegsbefehlshaber, die Regenten. Jeder Jesuit stand in seiner Pfarrei, unabhängig von den andern, als geistlicher und weltlicher Oberster, nur unter einem einzigen Provinzial, und dieser unter dem General des Ordens.

Anfangs sorgte man löblich dafür, daß keine Spanier in diese Kolonien kommen dürften, damit deren zügellose Lebensart den Neubekehrten nicht zum Aergernisse gereiche, oder andere indianische Stämme verhindere, zum Christenthum überzugehen. Nachmals ward aber derselbe Grund zum Mittel gemacht, dem spanischen und portu-

giesischen Hofe die Einrichtungen des Jesuitenstaates zu verbergen. Indem sich die Jesuiten nämlich erboten, von den bekehrten Indianern jährlich eine Kopfsteuer an die Schatzkammer zu zahlen, und im Kriege eine gewisse Zahl Männer in den Dienst des Königs zu stellen, bewirkten sie ein königliches Verbot, daß ohne Erlaubniß der Jesuiten kein Spanier in das Land ihrer Missionen treten dürfe. Zu diesem Ende hielten sie an den Grenzen strenge Wachtposten. Kein Fremder ward hereingelassen. Die königlichen Statthalter und Bischöfe, wenn sie selten einmal zum Besuch kamen, wurden mit so vielen Festen, Liebkosungen und Geschenken geblendet, daß sie nicht anders, als rühmen konnten. Ohnedem hielt man doppelte Visitationsbücher, andere für die Bischöfe, andere für die Provinzialen.

Um dies jesuitische Reich hermetischer zu verschliessen, ward die spanische Sprache in den Kolonien verboten, und nur die guaranische erlaubt. Man nahm von spanischen Jesuiten nur wohlgeprüfte Mitglieder in's Land; lieber ließ man französische und deutsche kommen. Als im Jahre 1640 sich Portugal von Spanien trennte, und Brasilien portugiesisch blieb, benutzten die Jesuiten diesen Anlaß, vom Madrider Hofe Feuergewehr zu verlangen, um sich gegen die Portugiesen zu vertheidigen. Sie richteten das Kriegswesen

auf europäische Weise ein; bildeten Regimenter und Kompagnien, Fußvolk und Reiterei. Sie legten befestigte Plätze an, Doktrinen genannt, worin ein oder zwei Jesuiten unbeschränkte Befehlshaber waren. Sie wiesen jeder Festung einen bestimmten Strich Landes an, dort ihren Unterhalt zu bauen. Der spanische Hof gab dazu weder Geld, noch Kleider, noch Waffen.

So gründeten die Väter der Gesellschaft Jesu sich, unter dem Vorwande das Himmelreich zu gründen, ein behagliches irdisches Leben, und trachteten es mit eben so viel Muth als Klugheit zu befestigen und zu erweitern. Mit Lebensgefahr und dem Tode vieler der Ihrigen, deren uns Dobrizhoffer mehrere als Märtyrer nennt, hatten sie diesen neuen Staat gestiftet. Er zählte im Jahre 1729 dreißig Ortschaften oder „Reduktionen", wie sie dieselben nannten, davon fünfzehn am Flusse Paranna mit 62,263 Seelen, und fünfzehn am Uraguay mit 69,405 Seelen lagen. Doch der Sendstätten am Paraguay- und Vermejo-Flusse waren ebenfalls mehrere, hier noch nicht gezählt.

Man kann nicht läugnen, das Ganze war, wenn thierisches Wohlsein das höchste Gut der Menschheit ist, gut berechnet und klug ausgeführt. Aber der jesuitische Unterthan blieb auch nur abgerichtetes Menschthier; nicht mehr. Jeder

höhere Gedanke, jede Selbstthätigkeit des Geistes ward, als Reiz zum Sündigen, mit Sorgfalt vernichtet. Man klärte die Indianer nur so weit auf, als es für den Priesterstaat nützlich war, und daß es den Leuten nicht beifallen konnte, je über den ihnen angewiesenen Kreis hinauszuschreiten. Unbedingter Gehorsam ward, wie im Orden, so auch bei den Indianern Grundpflicht. Wer gefehlt hatte, begab sich zum Priester, flehte zu seinen Füßen um die verdiente Strafe, und küßte dankbar die Hand, welche ihn gezüchtigt hatte. Man sah hier durch Gewohnheit, Aberglauben, Gottesfurcht, Unwissenheit und bürgerliche Einrichtungen eine Geistesknechtschaft, wie sie die Welt nirgends sonst, als etwa in Klöstern erblickt hatte. Wundere sich Keiner, daß der Herrschlust ein solches Kunststück an einem ganzen Volke gelang, und so leicht gelang, wie in Mönchszellen; ein Kunststück, welches allerdings in Europa die Schaaren der kleinen Herrscherlinge, die an Roms Brüsten erzogenen Priester, die im Schatten pergamentner Stammbäume erwachsenen Edelleute, oder die gern großmächtelnden Patrizier kleiner Städte, als unerreichbares Urbild bewundern mochten. Aber das jesuitische Missionenland war allerdings wie ein einziges Kloster anzusehen; jede der sogenannten Reduktionen war eine Zelle, mit

Menschen bevölkert, deren kindische Unwissenheit jedem Eindrucke nachgab; deren Wildheit einerseits durch die Schrecken frommen Wunder- und Aberglaubens, durch die Pracht des neuen Gottesdienstes, durch die Macht der Gewöhnungen, durch die (vermittelst der Beichte erhöhte) Allwissenheit der Priester, anderseits durch den Reiz so vieler Lebensbequemlichkeit und Sorglosigkeit gezähmt war. Der Priester in dem Reduktionsorte war Oberherr, Dolmetsch Gottes, Lehrer, Erzieher, Verwalter, Kriegsmeister, Arzt, Richter, Gesetzgeber, Rathgeber Aller. Die Familien-Angelegenheiten gingen durch ihn ihren Gang, wie er wollte. Selbst die Einrichtung war getroffen, daß nicht der Mann die Braut suchte, sondern das Mädchen den Mann. Hatte eine junge Indianerin also zur Ehe Lust, so begab sie sich zum Pater der Reduktion, vertraute ihm ihre Neigung, und genehmigte er's, so berief er den Erwählten und kündigte ihm sein Loos an, das er selten verwarf. Pater Antonius Sepp, in seiner Beschreibung des Missionenlandes, wunderte sich selbst über diesen merkwürdigen Brauch, durch welchen auch Mädchen und Weiber durch die zartesten Geheimnisse ihres Herzens an die sehr ehrwürdigen Väter des Ordens geknüpft wurden.

So war allerdings in der Republik eine Ruhe, eine Eintracht, ein Gehorsam, eine Ordnung,

wie in keinem andern Reiche der Welt zu finden. Mit Recht konnte Pater Charlevoix zu seiner Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) rühmen: „Hier weiß man nichts von Klagen und Prozessen; das Mein und Dein ist daselbst unbekannt!“ — Es war nur Beten und Arbeiten, schweigender Gehorsam und Gedanken-Armuth.

Dies Reich der Jesuiten blieb lange den Höfen von Spanien und Portugal Geheimniß. Zwar schon der Vizekönig Martino de Barrua hatte (im Jahre 1730) seinem Hofe darüber bedenkliche Berichte abgestattet. Einzelne Schriftsteller hatten von der Sache öffentlich geredet. Aber die Beichtväter in Madrid und Lissabon besänftigten ohne Mühe die Besorgnisse der Könige; jesuitische Schriftsteller zerstörten die Angaben der Plauderer, als Verleumdungen des Neides; selbst den Ludwig Anton Muratori, als ihnen fremd, bewogen sie, ihr Lobredner zu werden, indem sie ihm den Stoff zu seinem bekannten Werke durch den P. Cataneo lieferten; und die Verfolgungen, welche sie gegen den Bischof von Paraguay, Ferdinand von Cardena, verhingen, als er am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts strengere Untersuchungen über die christlichen Gemeinden am Uraguay und Parana anstellen wollte, schreckte die Freimüthigkeit Anderer zurück.

Zufällig enthüllte ein zwischen Madrid und Lissabon im Jahre 1750 geschlossener Vertrag über die Grenzen der Kolonien in Südamerika das Geheimniß und zerstörte alle Entwürfe der Loyoliten. Denn um gerade Linien zu ziehen, schonten die Unterhändler des Missionenlandes nicht, zogen die Linien quer durch dasselbe, so daß viele der Reduktionen an Brasilien fielen. Umsonst arbeiteten die ehrwürdigen Väter in Europa gegen Vollziehung des Vertrags. Die Grenzkommissarien beider Mächte erschienen (1752). Das Land der Missionen stand gegen sie in Waffen. Truppen wurden ausgeschickt, die Indianer zu zwingen, und fanden so starken Widerstand, daß sie nichts ausrichteten. Die Jesuiten betheuerten, das sei nicht ihre Schuld; man könne die Wuth der Indianer nicht mehr mäßigen. Allein sie ward gemäßigt, als die spanischen und portugiesischen Befehlshaber nach erhaltenen Verstärkungen mit vereinter Macht gegen die Reduktionen vorrückten, und im Hornung 1756 die Indianer in regelmäßig gelieferter Schlacht besiegten, worin diese zwölfhundert Mann, viele Kanonen und Fahnen verloren. — Die Grenzscheidung ging vor sich; bald darauf ward der Orden der Jesuiten aufgehoben. Auch in Paraguay verschwand er. Kein Indianer zuckte weiter das Schwert für ihn.

Als die Jesuiten (im Jahr 1767) ihre Send-

stätten verliessen, hatten sie, nach Dobrizhoffers genauer Angabe, dreizehn derselben am Parana, und neunzehn am Uraguay. Jene waren im Jahr 1732 von 57,649 Seelen, diese von 83,533 Seelen bewohnt, aber bei dem Abzuge der Jesuiten zählte man überall noch kaum eine Bevölkerung von hunderttausend Indianern. Krieg, Pocken und andere Krankheiten hatten viel Volks hinweggerafft. In den zehn Kolonien bei den Chiquitos am rechten Ufer des La Plata gegen die peruanischen Grenzen waren (im Jahr 1766) 23,788 bekehrte Indianer, und in den Kolonien am Rio Vermejo bei den Chako's in gleicher Zeit 5424 Christen, oder wenigstens Getaufte.

Nach Aufhebung des Ordens der Loyoliten vernahm man von den spanischen und portugiesischen Sendwerken in Südamerika wenig Denkwürdiges; wohl aber häufige Klagen über die Missionarien aus dem Dominikaner- und Kapuziner-Orden, daß sie an den Grenzen beträchtlichen Schleichhandel trieben; daß sie die Indianer zu nöthigen wüßten, ihnen, ohne gesetzliche Entschädigung, die Felder zu bauen, oder ihnen Amulette, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geistliche Waaren in unmäßigen Preisen abzukaufen u. s. w.

So sind denn noch immer die unermeßlichen Steppen, Blachfelder oder „Pampen" und Hochlande des innern Südamerika's dem Heidenthum

überlassen, südwärts bis zum Feuerland der gutmüthigen Pescheräh's. — Der Abfall des Welttheils vom spanischen Zepter, der fürchterliche Unabhängigkeitskrieg, der vom breiten Silberflusse oder La Plata bis Darien wüthet, hat das Missionswesen fast gänzlich gestört. Die alten Sendörter zu St. Michael und Santa Teresa de Mayhures am Orinoko, die am Patamayustrom und dem gewaltigen Marañon, viele längs dem La Plata und Uraguay liegen versäumt; andere verbrannt. Die Abiponen, die grausamen Tobas, die freigebliebenen Berg- und Wald-Peruaner und wie jene nie gezähmten Völkerschaften alle heißen, welche dem spanischen und christlichen Namen mit erblicher Scheu feind blieben, freuten sich der großen Verwirrungen, in denen ihre Freiheit gesichert stand. Und viele von den bekehrten Stämmen verwilderten wieder mit den kriegerischen Europäern, denen sie abwechselnd halfen oder schadeten.

7.

Blick auf Brasilien und die Guianas.

Johann VI. von Portugal, welcher (im. J. 1807) Rio Janeiro, die brasilische Hauptstadt, zu seinem Wohnort machte, hatte in die

ihm unterworfenen Gegenden Südamerika's mit seiner Gegenwart große Hoffnungen des Bessern erregt. Es ist bekannt, wie er sich bestimmt gegen die Einführung der Inquisition erklärt hat; wie er in seinen Staaten allmälige Vernichtung des Sklavenhandels verhieß, und sich der Wiederherstellung des Jesuitenordens widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Großmuth er (seit 1814) europäische Einwanderer und Ansiedler begünstigt, um sein amerikanisches Kaiserthum blühender und stärker zu machen. Inzwischen geht dieses Letztere nur langsam vor sich. Die Menge strömt lieber der Freiheit Nordamerika's zu, in der sich jeder Glaube seine unangefochtene Kirche baut, während in Brasilien nur die katholische Kirche als alleinseligmachende gelten darf. Zwar werden Protestanten, wenn sie nicht öffentliches Bekenntniß ihrer kirchlichen Meinungen fordern, unverfolgt geduldet. Aber Duldung ist wohl ein geringes, und vom Leben und Willen eines Mannes abhangend, ein unsicheres Gut.

Die Ausbreitung des römischen Glaubens unter den Ureinwohnern wird ohne besondern Erfolg, mehr amtsmäßig, als aus innerm Triebe, wie seit alten Zeiten, fortgesetzt. Noch bestehen die ehemaligen Sendörter der Jesuiten am Toncantines und Rio Doca, am Marañon, am Negro bis zu den Grenzen Peru's. Sie sind von andern

Mönchen besetzt. Ihre Wirkungen sind nicht glänzend. Weitaus der größere Theil der Indianer, selbst derer, die mitten unter den Europäern wohnen, ja unzählige von den zahlreichen Negern, wissen nichts vom Christenthum. Sie leben friedlich in Verehrung ihrer altväterlichen Gottheiten. Es ist mehr auffallend, als räthselhaft, daß Portugiesen und Spanier lieber Heiden unter sich dulden mögen, als evangelische Christen, oder Verehrer des wahren Gottes nach mosaischer Lehre.

Beinahe mehr noch, als Brasilien, ist in neuern Jahrhunderten das benachbarte Guinea, rücksichtlich der Menschenentwilderung, vernachlässigt worden. Die französischen und holländischen Pflanzörter und Anbauungen längs den Meeresküsten begnügten sich, die schwärmenden, kriegerischen Urbewohner des Landes mit Waffen zu schrecken, oder mit jährlichen Geschenken zu versöhnen, um ihren Zucker, Kaffee, Indigo, Roucou, ihre Baumwolle, Gewürznelken in Sicherheit bauen und verhandeln zu können. Vorzeiten war, besonders in den französischen Besitzungen, mehr Bestrebsamkeit, die Indianer durch Predigt des christlichen Glaubens zu veredeln. Aber was die ersten Missionarien gepflanzt hatten, entartete und verwilderte nachmals, oder ging ganz unter. Noch haben die Karaiben aus der christlichen Dogmatik die entstellte Sage behalten,

daß das höchste Wesen seinen Sohn vom Himmel herabgesandt habe, eine ungeheure Schlange zu tödten, nach deren Besiegung Würmer aus den Eingeweiden des Thieres hervorgingen, von denen jeder einen Karaiben und eine Karaibin erzeugte. Wie abentheuerliche Vorstellungen mögen die christlichen Heilsboten mit ihrer Dogmatik oft im Gehirne ihrer bekehrten Wilden hinterlassen!

Weit edler sind bei ihnen oft die eigenthümlichen Begriffe von göttlichen Dingen, als die von christlichen Priestern empfangenen, mißverstandenen Dogmen. Die Indianer, wie kindisch und albern auch ihre übrigen Vorstellungen sein mögen, glauben in diesen Gegenden (sagt der ungenannte Verfasser einer Reise nach Guiana und Cayenne) dennoch, das höchste Wesen, welches ihnen Alles gibt, wessen sie bedürfen, sei zu erhaben, als daß es Geschenke und Opfer von Menschen empfangen, und zu gut, als daß es Bitten und Gebete verlangen sollte. Sie wissen von Unsterblichkeit der Seele. Doch kennt man beiweitem nur, und nur dunkel, die religiösen Ideen der wenigsten, den Europäern benachbarten Völkerstämme; die Indianer jenseits der Gebirge sind sogar noch großentheils dem Namen nach kaum bekannt.

Seit der französischen Staatsumwälzung verlor sich in den französischen Niederlassungen Amt

und Geschäft der Missionarien fast gänzlich. Bis dahin war es von den Jesuiten, darauf von andern Mönchsorden bekleidet gewesen. Im holländischen Guinea hatte man für Verbreitung des Christenthums von jeher ungleich weniger geleistet. Was lag den trägen, wollüstigen und tirannischen Pflanzern am Ausbreiten eines Glaubens, der in ihr eigenes Gemüth so dürftige Wurzeln getrieben hatte! Stedmans Nachrichten von Surinam haben die ganze Abscheulichkeit jener halbmenschlichen Koloniеherren, Verwalter und Krämer, enthüllt. Nicht einmal für ihre Neger, die sie als Thiere behandelten, mochten sie das Geringste thun; und die wenigen lutherischen und evangelischen Prediger zu Paramaribo, Berbice und Essequebo waren viel zu beschränkt, zu abhängig, um mehr zu leisten, als die dringendsten ihrer amtlichen Pfarrpflichten erheischten. Nur die evangelische Brüderunität allein drang mit Thätigkeit seit dem Jahr 1730 auch hierher; bildete erst zu Paramaribo eine kleine Hausgemeinde, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährte; legte dann einen Sendort zu Saron am Strom Sarameta, vermittelst einiger getauften Indianer (im Jahr 1757) an, desgleichen zu Hope (1735), am Flusse Corentyn, im Quama, unweit den Saramekaquellen (seit 1765) unter den Freinegern und zu Berbice. Doch von großer

Wirksamkeit scheint ihr Thun hier nicht gewesen zu sein.

Seit die Engländer sich der vornehmsten holländischen und französischen Anbauungen in Guiana (1804) bemächtigten, wurden diese Gegenden auch fleißiger von den britischen Missionarien besucht, mit neuen Sendörtern zu Sommelsdyk und Demarare (seit 1807) bereichert, und mit gedruckten Bibeln versorgt. Von letztern kauften aber besonders nur die surinamischen Juden, weil ihre Synagogen das alte Testament in holländischer Uebersetzung gebrauchen.

8.

Die westindischen Eilande. — Die Negersklaven. — Das Reich der Schwarzen auf Haiti. — Thätigkeit der evangelischen Missionarien auf britischen und dänischen Inseln.

Die weitläufigen Inselgruppen, welche zwischen den beiden großen amerikanischen Festlanden unter dem Namen der Antillen und Bahama's zerstreut umherliegen, waren von den Europäern zuerst entdeckt, zuerst erobert, zuerst mit dem Blute der Einwohner gedüngt, dann wieder mit habsüchtigen Pflanzern und afrikanischen Negersklaven be-

völkert. Nur auf St. Vincent, Tabago, Martinique und St. Dominica erhielten sich wenige, traurige Ueberbleibsel der Ureinwohner, der Karaiben.

Es bauten die grausamen Eroberer zu ihren Städten und Dörfern zahlreiche Kirchen, Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie freuten sich, das Kreuz in der neuen Welt aufpflanzen zu können. Aber die Religion des Gekreuzigten ward mit dem Kreuze nicht verbreitet. Die Getauften standen ruchloser, als die ermordeten Ungetauften, oder als die elenden Neger da, welche man Thieren gleich behandelte.

Lange Zeit achtete man es nicht der Mühe werth, den Negern, mit welchen man die Inseln anbaute, christlichen Unterricht zu ertheilen. Genug, wenn sie den Wink der Peitsche verstanden. Ohnehin war schwierig, sie zu bekehren, da ihnen theils die Arbeit zu wenig Muße ließ, theils weil sie oft Ort und Herrn änderten, oder im Elend verdarben. Jährlich mußten über hunderttausend Schwarze aus Afrika herbeigeschleppt werden, die Stelle der Abgegangenen zu ersetzen.

Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man ernstlicher an, die Verchristlichung der Neger zu betreiben, wenigstens der Freigelassenen. Die Jesuiten erwarben sich auch hier, besonders in den französischen Inseln, das meiste Ver-

dienst. Die spanischen Kolonien zeigten für Veredlung ihrer Sklaven weniger Eifer. Politische Schriftsteller, selbst Geistliche, widerriethen es sogar. Die einen ungefähr aus dem Grunde, dessen sich noch in unsern Zeiten die furchtsame Eifersucht europäischer Veziere, Kastenstolz und mönchische Staatsklugheit gegen die Vermenschlichung der Menschheit bedienen: Aufklärung könne der öffentlichen Wohlfahrt und Ruhe gefährlich werden. Andere widerriethen es, weil der Neger, wenn auch Mensch, doch von geringerer Race, und nicht des geistigen Aufschwungs fähig wäre, wie der Europäer.

Wirklich sind in den spanischen Pflanzungen Westindiens die meisten Neger Fetischanbeter und Heiden geblieben; die Bekehrten aber haben keine andere Pflicht, als einigemal im Jahr die Messe zu hören. Wer das versäumt, büßt unter Geldstrafen oder Geisselhieben.

In den westindischen Inseln Frankreichs herrschte wenigstens in dieser Hinsicht besserer Geist. Die Thätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und anderer Mönchsorden ward ermuntert und unterstützt. Die (im J. 1704) von den Jesuiten auf St. Domingo angelegte Mission zählte im Jahr 1745 neunzehn Pfarreien. Gegenwärtig aber, im unabhängigen Neger-Staate Haiti, ist kein Dorf ohne Kirche. Die vierundfünfzig Pfarrge-

meinden des Freistaats wurden unter Aufsicht der Bischöfe von Port-au-Prince, Leongane, Cap Henry und Sanssouci vertheilt. In Port-au-Prince wohnt der Erzbischof des Reichs. Kein Dorf ist ohne Anfangsschulen; keine Stadt ohne öffentliche Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Mehr Bildung, mehr Kunstfleiß, mehr Wissenschaft, mehr Betriebsamkeit herrscht gegenwärtig in diesem westindischen Negerstaate, als dort je seit der Eroberung gefunden ward, oder noch heut in allen Pflanzstätten erblickt wird, welche der Krone Spanien von ihrer ehemaligen Herrlichkeit geblieben sind.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die britischen Bibelgesellschaften ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Haiti ausgedehnt haben.

Auch auf den britischen, dänischen, schwedischen und niederländischen Eilanden Westindiens fing man die christliche Bekehrung der Neger erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Ernst an. Auf Jamaika erschienen (seit 1754) Herrnhuter, wesleyische Methodisten (1781) und Baptisten, welche zahlreiche Sendörter anlegten. Von mehr denn dreimalhunderttausend schwarzen Bewohnern der Insel sah man binnen dreißig Jahren den sechsten Theil zum Christenthum übergeführt. Die geistvollsten oder frömmsten der freien Neger werden zu Predigern geweiht, bald

ihrer hundert thätig, das göttliche Wort weiter zu verbreiten. Nicht minder glücklich sind die Herrnhuter in ihrem Wirken zu Basse-Terre auf St. Kitts (seit 1774); zu Saron auf Barbados (seit 1765), wo der Statthalter Kodrington, in der Mitte vorigen Jahrhunderts, dreißigtausend Pfund Sterling in Ländereien zur Anlegung einer Bildungsanstalt von Missionarien ausgesetzt hat; zu St. Johns, Gracehil und Gracebai (seit 1756), auf Antigua u. s. w. gewesen.

Neben den Herrenhutern waren die wesleyschen Methodisten in Westindien, besonders auf den britischen Inseln, am regsamsten. Sie hatten (seit 1788) auf den Bahama-Inseln und zu Trinidad ihre bleibenden Sendörter; auf letzterm Eilande neben den katholischen Pfarren, die, aus spanischer Zeit noch, unter dem Namen Missionarien, in den acht Dörfern der eingebornen Indianer wohnen. Auch die Insel Grenada versahen sie (seit 1788) mit Bekehrern, desgleichen St. Vincent, die schwedische Insel St. Barthelemi (seit 1788), die gebirgige Dominica, Antigua u. s. w. Letzteres Eiland enthielt ihe blühendste Sendanstalt, zu der (1817) bei eilftausend Seelen gehörten.

Auf den dänischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Juan begannen die Hernhuter die Neger-Bekehrung schon im Jahr 130

Vorher war dafür nichts gethan. Ein Deutscher, Leonhard Dober, verließ zuerst Herrnhut, und begab sich zu Erfüllung des heiligen Zweckes, arm, ohne Mittel, ohne Sprachkenntniß, nach St. Thomas, Sklaven ins Christenthum einzuweihen. Ihm folgten andere in die übrigen westindischen Inseln Dänemarks. Oldendorp, in seiner Missionsgeschichte der evangelischen Brüder zu den karaibischen Inseln, erzählt mit großer Umständlichkeit die Menge der Hindernisse, welche hier zu bekämpfen waren. Viele lagen im bösen Geiste der europäischen Herren selbst, viele in der Zerstreuung der Neger auf den zahlreichen Pflanzstätten; die größten aber in der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Die Schwarzen stammten von ganz verschiedenen Nationen ab. Die Gebieter derselben waren Dänen, Franzosen, Holländer, Deutsche, und von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Katholiken bezeugten den größten Widerwillen, ihre heidnischen Neger durch Protestanten im Christenthum unterweisen zu lassen. Vielmals waren die Missionarien in Lebensgefahr, nicht durch Neger, nein, durch die christlichen Weißen.

Inzwischen bewirkte doch die Standhaftigkeit der Herrnhuter, daß im Jahr 1755 eine königliche Verordnung das Bekehrergeschäft erleichterte, Besoldngen für angestellte Katecheten aussetzte, die

Zahl der Missionarien vermehrte, und die Taufe der Sklavenkinder anordnete. Eben diese Verordnung untersagte zwar alle Zwangsmittel bei den Versuchen, die Schwarzen zum Christenthum zu bewegen, bediente sich aber selbst dergleichen, und zwar der kräftigsten. Sie verbot nämlich die Ehe derjenigen Sklaven, die das Christenthum noch nicht angenommen hatten.

Gegenwärtig ist unter den Negern dort der christliche Glaube ziemlich allgemein eingeführt. Die Geistlichen sind thätiger geworden. Die Herrnhuter haben in St. Thomas zwei Niederlassungen, Neuherrnhut und Nierky; eben so viele auf St. Juao, nämlich Bethanien und Emmaus; und drei auf St. Croix, nämlich Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld. Und wir kennen die Frucht des Evangeliums aus den Zeugnissen der dänischen Kolonisten. Die Negersklaven wurden durch die Christuslehre ruhigere, gewissenhaftere Unterthanen, redlichere Bürger, arbeitsamere Diener, frömmere Dulder. — Ja, selbst die Pflanzungsherren wurden menschlichere Menschen durch den Anblick der bessern Neger.

9.

Allgemeine Betrachtungen über die Verchristlichung Amerika's.

Amerika war lange Zeit, von seiner Entdeckung an, in den Augen der Europäer nur als Fundort von Edelsteinen, als Gold- und Silbergrube, als Pflanzland von Baumwolle, Zucker, Indigo, Kaffee, Tabak, Kakao, Vanille, Farbehölzern u. s. w. wichtig. Um den Menschen in in Amerika bekümmerte man sich nicht. Vielmehr drängte man ihn zurück, oder mordete ihn, weil der europäische Christ ihn nicht als Waare behandeln konnte.

Nachdem die Kolonien Europa's in der neuen Welt zahlreicher und bevölkerter geworden waren, gewannen jene Gegenden an Werth; nicht weil sich die Mittel vervielfacht hatten, den wilden Urbewohnern näher zu kommen, und ihnen höhere Gesittung zu geben, sondern weil man in Amerika neue Märkte zu Absatz europäischer Fabrikate haben könnte. Es waren nicht europäische Regierungen, sondern entweder menschenfreundliche Privatleute, oder Mönchsorden, welche sich's angelegen sein liessen, das Edelste, was der Welttheil trug, den Menschen, zu berücksichtigen und ihn durch Unterricht seiner Bestimmung in der Geisterwelt

würdig zu machen. Zwar Hohe und Niedere in Europa rühmten sich der Nachfolge Jesu, aber unter Tausenden dachte kaum Einer daran, zu thun, was Jesus und seine heilige Jüngerschaar. Columbus schien nur eine neue Welt entdeckt zu haben, um die alte Welt mit neuen Giften zu verderben. Selbst die in die Kolonien ausgewanderten Europäer wurden knechtischer, und verloren mit Ansiedlung jenseits des atlantischen Meeres gleichsam die europäischen Rechtsansprüche.

Diese empfanden den Druck des alten Mutterlandes mit Unwillen. Sie thaten, was stets geschah und immer geschehen wird, wenn Völker mit Erkenntniß des Bessern durch unverständige Beherrscher mißhandelt und zurückgesetzt werden. Die englischen Kolonien Nordamerika's rissen sich vom Mutterstaate los, und blühten in Selbstständigkeit auf, als demokratischer Bundesstaat. Fünfundzwanzig Jahre später folgten diesem Beispiele die spanischen Amerika's. Von nun an gewinnt die neue Welt politische Bedeutsamkeit für die alte, nicht blos kaufmännische. Das Leben Amerika's machte bisher mit dem Leben Europens ein Einiges. Jenes getrennt, dieses wieder isolirt und fast wie vor dem sechszehnten Jahrhundert auf sich selbst beschränkt, müssen die Verwandlungen Amerika's von unzuberechnenden Wirkungen werden. Wie das einst blühende Asien neben Europa veraltete,

so droht Europa neben dem jugendlichen Amerika zu verbleichen. In Amerika freie und frische Entfaltung der Vernunft und jeder geistigen Kraft, denen sich häusliche, bürgerliche und staatsthümliche Einrichtungen, wie Mittel zum Zweck, fügen müssen; in Europa mittelalterisches Vorurtheil, herkömmliches Formenwerk, dem in Staat, Kirche, Stadt und Dorf die Geisteskräfte, als Mittel, dienstbar gemacht werden. Dort in mannigfach gestalteten Kirchen freithätiges Christenthum; hier Priestergewalt, Kirchlichkeit und Unduldsamkeit in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten.

Als das Christenthum aus Asien in das kältere, klügelnde Europa überging, litt es von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Konzilien zu Konzilien die gewaltsamsten, unnatürlichsten Veränderungen. Hierarchie, Dogmenkram, Kultus und Symbole verdrängten das Göttliche, Lebendige, Einfache der Jesus-Offenbarung.

Neue Veränderungen stehen mit dem Uebergang des europäischen Christenthums nach Amerika dem Christenthum bevor. Es werden bei der Unabhängigkeit der Staaten jenseits des Weltmeers dieselben nicht lange von einem andern Welttheil Entscheidung und Orakel begehren. Die Kirchen werden andere Formen annehmen, und gewiß, nach der reinern Bildung und bessern Erkenntniß des Zeitalters, einfachere. Amerika hat

bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Es bedarf deren nicht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf mehr ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, durch neue Einwanderungen von aussen her wachsenden Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen.

Was die Europäer bisher dahin brachten, war nur Frucht der europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältnisse, Nachlaß europäischer Jahrhunderte, kaum für amerikanische Klimate und Ortsverhältnisse passend. Es besteht zum Theil noch vieles davon, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die europäische Exegese; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die Acta conciliorum, die augsburgische Konfession und der Heidelberger Katechismus.

Die Zahl der Menschen, welche heut auf dem ungeheuern Raum von mehr denn achtmalhunderttausend Geviertmeilen Amerika's lebt, ist unbekannt, und, da wir das Innere des Welttheils und seine unsteten Nationen zu wenig kennen, schwer auszumitteln. Immer aber ist gewiß, daß der größere Theil dieses Festlandes noch Heimath des Heidenthums sei.

Die den bekehrten Indianern durch Missionen der katholischen Kirche beigebrachten religiösen Begriffe verlieren sich allzuoft nur in Kirchlichkeit, äusseres Formenwerk und Gewissenszwang. Häufig ist auch in Amerika, weniger der göttliche Geist Jesu, als der irdische Geist der Mönchsorden, sichtbar geworden. Hierarchische Ehre und Vortheil der Kirche arbeiten zu gern hinter dem Schaubilde der Ehre Gottes und des Heils der armen Seelen.

Von der andern Seite waren auch die Missionen der evangelischen Kirche nicht immer zu rühmen. Von Genf aus wanderten im Jahr 1556 die ersten vierzehn protestantischen Bekehrer in die Wildnisse der neuen Welt; seitdem waren ihnen aus mancherlei Ländern in allen Richtungen tausend, mit edelm Willen, aber nicht immer mit ächt-apostolischer Weihe, gefolgt. Am thätigsten bewiesen sich Quäker, Baptisten, Methodisten und evangelische Brüdergemeinden.

Die Gesandten beider Parteien, der Katholiken und Evangelischen (ich rede aber von der Mehrheit der Missionarien, nicht von den hochwürdigen Ausnahmen auf beiden Seiten), schlugen für ihre Zwecke gewissermaßen entgegengesetzte Wege ein. Die katholischen trachteten durch Gewöhnungen, durch äussere Zähmung, durch Bestechung der Sinne, die Wilden erst zu zivilisiren,

um sie für das Höhere der göttlichen Offenbarungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Die evangelischen Missionarien dagegen wollten durch das Innere des Gemüths die ganze Veredlung der äussern Verhältnisse bewirken. Sie erzählten den Wilden von Menschwerdung, Leben, Leiden und Tod des göttlichen Sohnes, und hofften mit einem wahren Wunderglauben, daß durch diese Geschichte, durch die Hinweisung der Herzen zum Lamm Gottes und zu seinem Blute Alles gethan, und die Gnade in den Wilden mächtig werde. Alles sollte aus der Liebe zum Heiland entsprießen, jede christliche, jede bürgerliche Tugend aus ihr erblühen.

Beide Wege hatten ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Auf beiden wurden Seelen gewonnen. Und wenn auch die religiösen Vorstellungen der Getauften, wie es nicht anders sein konnte, höchst mangelhaft, verworren und abentheuerlich waren, wurde der Verwilderte doch damit dem gesittetern Europäer näher geführt, ihm verwandter und menschlicher. Die Bahn zum Bessern ward gebrochen. — Wir sehen in Haiti einen von Negern gegründeten Freistaat, mit Verfassungen, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen, die denen der besten europäischen Staaten gleich stehen. Noch ein Jahrhundert, und unsere Enkel wissen von neuen in christlicher Gesittung aufblühenden

Reichen der zimmetfarbenen Urbewohner Amerika's, und die Musen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben ihre Tempel in den heut noch undurchdringlichen Wäldern längs den Cordilleras de los Andes und den Apalachen.

V. Süd-Indien.

1.

Neuholland. Die erste christliche Niederlassung bei den Neuseeländern.

Noch bleibt mir übrig, den Blick auf jene zerstreute Inselwelt zu werfen, die sich auf der südlichen Halbkugel, im Osten der asiatischen Eilande bis zum westamerikanischen Meere, verbreitet. Ist Australien nicht das jüngste Erzeugniß des Erdballs, welches er aus dem Schooße des Meeres hervortrieb, ist es doch der jüngste der von Europäern besuchten Theilen der Welt. Diesen Namen verdient Australien wohl, da sein und seiner Eilande Flächenraum um den vierten Theil größer, als des gesammten Europa sein mag.

Der Mensch steht hier noch in seiner Urwildheit. Aber wie unbekannt auch noch das roheste Völkchen mit den einfachsten Lebensbequemlichkeit

ten sein mag, wie arm die Sprache manches Stammes, wie stumpf der Sinn desselben scheinen mag; wie gefühllos, rein thierisch hier oft das Herz schlägt, wo man morden und nach der Gräuelthat in die dumpfeste Gleichgültigkeit übergehen kann, wie das Raubthier, welches sich der That nicht mehr erinnert, wenn es den blutigen Platz verlassen hat; wie grausam das Gemüth einzelner Horden sein mag, die noch Menschen fressen, und mit einer verstorbenen Mutter deren Säugling lebendig begraben: dennoch haben alle diese Wilden Keime der Religion, Ahnungen höherer Wesen, Glauben der Unsterblichkeit, Gedanken an Geister.

Noch kennt man beiweitem Umfang und Inhalt der größten von den Südinseln, Neu Holland, nicht genau genug; geschweige ihre Bewohner und deren religiöse Vorstellungen. Sie wohnen noch größern Theils, den ersten Menschen gleich, in ausgebrannten Baumstämmen, in Hütten von Baumzweigen. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind noch die erzväterlichen der Urwelt. Sie haben keine Könige und Fürsten; der Vater der Familie ist ihr Haupt; der Greis hochgeachtet. Sie sind roh, wild, aber nicht ohne Sinn für Kunst. An ihren Felsen sieht man oft Abbildungen von Menschen, Thieren, Waffen, Schilden, wenn gleich mit unvollkommenen Werzeugen un,

vollkommen, doch kenntlich, oft in den Umrissen sehr genau eingehauen. Ihre wenigen Geräthe, ihre Fischernetze verrathen Geschicklichkeit.

Seit sich die Briten (im Jahr 1788) hier niederliessen, ihre Kolonien von Sidney, Port Jackson, Paramatta, Hawkesbury, Neucastle u. s. w. gründeten, und zum Theil mit Verbrechern jeder Gattung bevölkerten, gelang es ihnen lange nicht, mit den Eingebornen ein geselliges Verhältniß anzuknüpfen. Diese waren zu schüchtern oder argwöhnisch gegen die fremden Ankömmlinge. Erst nach und nach gewann man das Vertrauen einiger Stammhäupter, die man mit europäischen Lebensannehmlichkeiten bekannt zu machen suchte, um das Bedürfniß einer bessern Gesittung und Erkenntniß in ihnen zu wecken. Es ging langsam damit. Die Geistlichen in den Kolonien fanden wenig Gelegenheit, den Wilden von göttlichen Dingen Vorstellungen zu geben, und mußten sich meistens auf Belehrung und Bekehrung der zahlreichen zum Anbau der Pflanzungen hierher gelieferten Verbrecher beschränken In der That hatten sie der Arbeit mehr als genug, diesem unzüchtigen, diebischen, mörderischen, dem Trunk und Spiel ergebenen Gesindel christliche Begriffe und christlichen Sinn beizubringen. Ihr Wirken auf die Menschen, verbunden mit der

Strenge der bürgerlichen Gesetze, war, wie man von Jahr zu Jahr erfährt, nicht ohne Furcht.

Wenn einstweilen der Bekehrungseifer wenig Hoffnung zur Aufklärung der Neuholländer hat, bot sich (1818) desto freundlichere von Seiten der Neuseeländer dar. Wirklich hatte auf Betrieb des vortrefflichen Koloniepredigers Samuel Marsden zu Paramatta in Neusüdwallis die kirchliche Missionsgesellschaft zu London jährlich fünfhundert Pfund Sterling für das Bekehrungswerk in Neuseeland ausgesetzt, und der helldenkende menschenfreundliche Gouverneur von Neusüdwallis, Lord Macquarie, begünstigte das schöne Unternehmen. Unter dem Vorsitze dieses Mannes bildete sich in Neuholland (Anfang des Jahres 1814) eine eigene Gesellschaft, deren Zweck ist, Verbreitung des Christenthums und der Gesittung in den zahllosen Inseln der Südsee zu befördern.

Die mit hohen, waldreichen Gebirgen bedeckten zwei Inseln Neuseelands sind von mehr denn hundertausend Menschen bewohnt, die von Natur kriegerisch, in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen ihres Lebens sinnreich sind. Ihre Dörfer, immer auf Anhöhen, mit Pfahlwerk und Graben und Wällen umgürtet, gleichen Festungen. Ihre Schifffahrten erstrecken sich bis Neuholland. Sie haben das von Europäern empfan-

gene Getreide mit Glück angebaut; mahlen es auf ihnen geschenkten Handmühlen. Sie pflanzen schon Kartoffeln, gelbe Rüben, Runkelrüben, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Ihre Gärten liegen meistens in Thälern, oder an sanften Abhängen. Die Neuseeländer sind im Rufe der Grausamkeit; aber sie wurden es, gereizt durch Ausschweifungen von Matrosen und Schiffskapitänen, die von Zeit zu Zeit an diesen Küsten gelandet waren. Vielmehr sind sie gefällig, gastfreundlich und gutmüthig, wie wir aus bisher erschienenen Missionsberichten vernehmen. Sie sind reizbar, aber zur Fröhlichkeit geneigt; Freunde des Tanzes und Gesanges.

Der Himmelsstrich dieser Gegenden ist mild, der Erdboden ungemein fruchtbar. Die neuseeländische Flachspflanze (Phormio tenax), deren Fasern dauerhafter und schöner, als die unsers Hanfes sind, und woraus die Eingebornen ihre Kleider, Schlafmatten, Seile, Körbe, Netze verfertigen, ist die köstliche Gabe, welche die Natur diesen Völkerschaften verlieh. Ehe noch Europäer diese Ufer berührten, hatten die Neuseeländer schon die Staffel bürgerlicher Ausbildung, daß sie staatenweise unter Häuptlingen wohnten, denen die Vorsteher anderer Bezirke gehorchten, und daß sie Gesetze über Mein und Dein besaßen. Ihre Besitzungen waren ausgemarket, selbst ihre Fischereiplätze gegen einander. Diebstahl und Ehebruch

wurden von ihnen mit dem Tode bestraft; aber Vielweiberei war erlaubt.

Noch ist ihre religiöse Glaubenswelt nicht ganz erforscht. Aber sie haben Priester und Priesterinnen verschiedener Art. Sie beten. Sie betrachten ihr Glück und Unglück als etwas, das von einem höhern Wesen komme. Dies Wesen, um die Geistigkeit desselben zu bezeichnen, vergleichen sie mit einem Schatten, den Niemand ergreifen und empfinden könne, der Alles geschaffen, selbst unerschaffen und unvergänglich sei.

Der edle Samuel Marsden, Apostel und erster Lehrer des Ackerbaues bei den Neuseeländern, machte bald nach seiner Ankunft in Port Jakson und Sidney mit einzelnen dahin von Neuseeland gekommenen Häuptlingen Bekanntschaft. Er behandelte sie gütig; lernte von ihrer Sprache; beschenkte sie mit Mais und Waizen zur Aussaat; lehrte sie das Feld bauen und Ackergeräth verfertigen. Als er die Gelehrigkeit der Neuseeländer sah, und von ihnen vernahm, wie willkommen Lehrer europäischer Kunst bei ihnen sein würden, kaufte er, zum leichtern Verkehr mit ihnen, eine Brigg an, und sandte (im Mai 1814) einige von England zu Missionen unter den Heiden bestimmte Männer dahin, um vorerst die Oertlichkeit zu untersuchen. Dieselben wurden vom Könige Duaterra in Ranghi Huh so freundlich aufgenom-

men, daß sich Marsden noch dasselbe Jahr entschloß, eine ganze Missionskolonie dahin zu führen. Duaterra war Fürst eines großen Gebietes. Seinem Befehle gehorchten die Häupter von vier Bezirken; viele andere waren ihm bundesverwandt. Es vollzog Marsden seinen Entschluß. Unweit Rang hi Huh, das aus zweihundert Häusern besteht, kaufte er um zwölf Aexte ein Stück Land von mehr denn zweihundert Juchart. Ahudi o Gunna, ein Häuptling, dem das Land gehörte, erklärte vor allem Volke, daß das Land nun ausschließlich Eigenthum der weißen Leute, und zu ihrem Gebrauche tabuirt, das heiß religiös geweiht sei. Den von den Europäern darüber ausgefertigten schriftlichen Aufsatz unterzeichnete der Verkäufer, statt durch Namensunterschrift, mit einer genauen Zeichnung der zwar wunderlichen, doch künstlichen Punktirungen, die in sein Gesicht nach neuseeländischer Art eingeschnitten waren.

So entstand und besteht also in Neuseeland die erste christliche Missionsanstalt. Und freundlich begleiteten nachher den wackern Marsden zehn Neuseeländer nach Port-Jakson zurück. Es waren meistens Häuptlinge ihres Volkes, welche von ihm europäische Künste und Einrichtungen lernen wollten.

2.

Die Verchristlichung der Gesellschafts-Inseln. Blick auf die Freundschafts- und Sandwich-Inseln.

Von den Religionen der alten Welt ist zwar früher, als die christliche, schon das Bekenntniß Fohi's und Muhameds in diesen Weltgegenden erschollen. Die Oranbadschu's, welche an den Küsten des süd-indischen Neuguinea's, der größten Insel nächst der von Neuholland, umherschwärmen, sind offenbar asiatischer Abkunft. Ihre Gestaltung, ihre Sprache, ihr Glaube, wie sehr dies Alles auch nach und nach Entartungen angenommen hat, verräth es. Und ist der Weg von Malacca bis Neuguinea durch's weite Meer nicht von einer ununterbrochenen Kette benachbarter großer und kleiner Inseln gebaut? Aber eben diese dürftigen Wilden, ohne bleibende Stätte, deren Wohnungen bedeckte Canots sind, auf welchen sie längs den Meergestaden den Mündungen fischreicher Flüsse nachfahren, sorgen wenig um Verbreitung ihrer von Arabien und China stammenden Religionen.

Desto mehr ist durch die fromme Gesellschaft von Neusüdwallis und durch die großen Vereine Londons für das Christenthum dieses insularischen Welttheils zu hoffen, wo, wie in Europa der

künstliche, noch der natürlichste Stand der Menschen in allen gedenkbaren Abschattungen zu finden ist; wo, wie in den glückseligen Inseln der Dichter, Völkerschaften im Schooße des Ueberflusses und der Wollust, mit Unschuld und Kindersinn angethan, und wieder menschenfressende Bestien in menschlicher Gestalt angetroffen werden; wo das erste Ankeimen gesellschaftlicher Ordnung durch patriarchalische Verhältnisse, und hinwieder das roheste Gewalthum auf Erden erblickt wird, wie auf Neugeorgien, wo dem Häuptling des Eilandes Alles, dem Unterthan nichts, selbst das Leben nicht, gehört, und Todesstrafe sogar den trifft, welcher nur auf des Königs Schatten tritt.

Die glänzendsten Fortschritte des Christenthums im süd-indischen Welttheile sind auf den gesellschaftlichen Inseln gethan. Seit Entdeckung derselben waren diese Inseln gleichsam begünstigte Lieblinge Europa's geblieben, durch Anmuth der Landschaften, wie durch schöne Bildung und Sittenmilde der Bewohner. Daß zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wegen Meuterei, einige Matrosen des englischen Schiffes the Bounty auf eine dieser Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurden, ward der unerwartete Anfang einer raschen Verbreitung europäischer Ansichten, Begriffe und Einrichtungen. Die Ausgesetzten verbanden sich mit otahei-

tischen Mädchen, lehrten ihre Verwandte und Bekannte englische Sprache, englische Gebräuche und christlichen Glauben, und sahen sich bald, als Urheber einer glücklichen Kolonie, geachtet.

Seit dem Jahre 1797 nahm die Londoner Missions-Societät sich der Verpflanzung des Christenthums in den Gesellschafts-Inseln ernstlicher an. Papetoai auf dem Eiland Eimeo, weil diese Insel, neben ihrer Größe und Fruchtbarkeit, den bequemsten und sichersten Hafen für europäische Schiffe darbot, wurde zum Hauptsitze der neuen Sendanstalt gewählt. Vorher war es die Hauptinsel Otaheite, wo sie den Schutz des Königs Pomarre genoß. Aber dieser Schutz war lange Zeit nicht hinreichend, die Missionarien gegen den Zorn von den Verehrern der alten Götter, besonders vor denen in den otaheitischen Bezirken von Pare, Hapajano, Matarai, Atahura und Pazara sicher zu stellen.

Ehe noch ein Europäer diese Weltgegend gesehen hatte, lebte hier schon der Glaube an ein unsichtbares, allmachtsvolles höchstes Wesen. Zu diesem, Eatooa Rahai genannt, dessen Thron die Sonne ist, eine Welt, herrlicher als die irdische, wandten sich ihre Gebete. In der Sonne hoffen sie, nach dem Tode des Leibes, den seligen Aufenthalt frommer Seelen zu finden. Geheimnißvoll

und dreieinig ist das Wesen Eatooa's. Er wird der Weltvater Tane de Medöoa geheißen, auch der Gott im Tohne Tooa tee te Myde gedacht, und der von einem geflügelten Geiste Mannoo te Hooa geredet. Aber Schutzgötter hat jedes Eiland, hat jede Familie, haben die Meere. Die Diener der Gottheiten und Ausleger ihres Willens sind die Priester auf den Inseln. Diese heischen Opfer, häufig Menschenopfer auf den Begräbnißplätzen oder Morai's, wo die Seelen der Verstorbenen eine Zeit lang in der Nähe ihrer Leichname und zwar verborgen in den hölzernen, neben den Gräbern aufgerichteten Bildnissen, verweilen, und nebenbei ein schadenfroher böser Geist, den nur Priester zähmen und leiten, in einem Behälter hauset, worin man die Todtenschädel sammelt.

König Pomarre selbst, ein geist- und gemüthvoller Mann, zu religiösen Betrachtungen geneigt, und den die Otaheiten für den größten ihrer Fürsten halten, den sie je gehabt, war sonst der eifrigste Verehrer der Götter gewesen. Auf seinen Befehl wurden ihnen vor Zeiten viele Altäre errichtet, zahllose Gaben und Opfer gebracht, selbst Menschen geschlachtet. Einer der britischen Missionarien berechnet, daß er gegen tausend Menschen aus Götterfurcht geopfert habe. Eben so eifrig aber, sobald er von den britischen Lehrern hellere Begriffe über göttliche Dinge empfangen

hatte, umarmte er nachher die Lehre von Christo. Er selbst ward thätiger Apostel unter seinem Volke, auch mit Gefahr seines Thrones und Lebens. Mit ihm gleiches Sinnes und in Thätigkeit zur Verbreitung eines heiligern Glaubens wetteifernd, war sein erster Rath, welcher (im Dezember 1814) in der Taufe den Namen Christoph Farefan annahm. Er hatte bei den Missionarien die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, wie auch Pomarre und Jeder, welcher sich zum Christenthume geneigt zeigte.

Die Natira's oder Häuptlinge in den Bezirken, die Priester der alten Götter, und alle ihre Anhänger sahen mit unwilligem Erstaunen die Anzahl der „Bure Atua“ oder betenden Leute, wie sie die Christen nannten, überall wachsen. Sie beschlossen Ausrottung derselben, während Farefan kühn den alten Glauben durch Wort und That zu vertilgen trachtete, und die Oberhäupter mehrerer benachbarter Inseln für seine heilige Sache gewann. Es kam zum Religionskriege (im Sommer 1815). Aber die Verfechter des Alten, bald unter sich selbst entzweit, unterlagen im Kampfe, indem sie sich zum Theil untereinander selbst aufrieben. Farefan zerstörte, auf Pomarre's Befehl, die Morai's, die geweihten Götterbilder, die heiligen Bäume. Es offenbarte sich in diesem Kampfe, daß der christliche Glaube

unter den Völkerschaften tiefere Wurzeln geschlagen, und größere Verbreitung gehabt habe, als die Feinde desselben ahneten und die britischen Missionarien selbst wußten. Viele Häuptlinge, viele Priester entsagten öffentlich und fest dem veralteten Götterdienste und bekannten ihre bessern Ueberzeugungen. König Pomarre ließ sich öffentlich (16. Mai 1818) taufen, gründete zur Bekehrung der Heiden im Südmeere eine neue Sendanstalt (13. Mai 1818), deren Vorsteher er wurde. Die Menschenopfer wurden aufgehoben. Der größere Theil des Volkes auf den Inseln Otaheite, Eimeo', Najatea, Tahaa, Paparra oder Borabora (dem Vaterlande Farafans, der am 29. Juli 1818 zu Otaheite starb), Huhaeine, Tapua-Manu und Maura nahm das Christenthum an. Statt der zerstörten Morai's erhoben sich Kirchen und Bethäuser (sechszig waren in den Jahren 1816 und 1817 auf Otaheite, achtzehn auf Eimeo erbaut). Die von Pomarre erbaute Hauptkirche (im Mai 1819 vollendet) konnte selbst mit den vorzüglichern in Europa an Größe und Zierlichkeit wetteifern.

Der ehrwürdige Marsden unterstützte das große Werk mit seiner vielumfassenden Thätigkeit. Von Port Jackson sandte er (schon 1815) in der Sprache dieser Inseln gedruckte neutestamentliche Geschichten, Katechismen und Liederbücher; von der alttestamentlichen Geschichte ließ er zu

Sidney in Neusüdwallis viele Exemplare in taheitischer Sprache abdzucken. Die Londner Missionsgesellschaft rüstete acht neue Missionarien (im J. 1816) aus, die mit ihren Gattinnen gen Otaheite segelten, und eine eigene Buchdruckerei dahin nahmen. Dadurch, und durch Vermehrung der Buchdruckerpressen, und Einrichtung zahlreicher Schulen, beschleunigte die Volksbildung ihren Gang fast unglaublich.

Billig werden die Namen eines John Davies, William Scott, Harry Nott, James Hayward, Sam. Tessier, William Henry, Charles Wilson, Harry Biknell in der Geschichte, als die Namen der ersten glücklichen Apostel christlichen Glaubens auf den gesellschaftlichen Inseln, bewahrt.

Zwischen diesen Inseln und Neuholland, oder auch den neuen Hebriden, verbreitet sich der große Archipel der Fidschi-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln. Vielleicht hierher zuerst wird nun von Otaheite und Eimeo das Christenthum übergepflanzt werden. Der Missionär Crook, welcher in Neusüdwallis mehrere Jahre lebte, um Arzeneikenntnisse und Geschicklichkeit in der Buchdruckerei zu erwerben, und der auf Eimeo lebte, hatte durch seinen Aufenthalt in jenem Archipel Gelegenheit, den Geist der Völkerschaften genauer zu beobachten. Von der Frucht-

barkeit der Insel Tonga rühmt er, daß sie Alles übertreffe, was er je Aehnliches in der Welt gesehen habe; von den Einwohnern die hohe Reinlichkeit, ungemeine Kunstgeschicklichkeit und Gutmüthigkeit. Hier bestanden schon streng geordnete gesellschaftliche Verhältnisse, Fürsten, stufenweise untergeordnete Stände mit mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, regelmäßiger Landbau, Tauschhandel, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum. Hier fand man Glauben an höhere und niedere Götter, an Unsterblichkeit; aber auch ehrgeizige und habsüchtige Priester, und Menschenopfer.

Bisher hatte zwischen den Europäern und diesen Eilanden wenig Verkehr statt; mehr schon mit den Bewohnern der dreizehn Sandwich-Inseln, davon die größte, Owaihi, berühmt durch des Weltumseglers Cook Tod, im Besitze der Briten (seit 1794) ist. Doch kamen die Engländer hieher nur als Kaufleute; nicht anders die nordamerikanischen Schiffer auf ihren jährlichen Fahrten nach China und den amerikanischen Nordwestküsten. Der beständige immer wachsende Verkehr zwischen Amerika und Asien machte Owaihi bald zum bedeutendsten Platze der Südsee, und brachte europäische Einrichtung, Kunst und Verderbtheit zu diesen Völkerschaften. Schon sprechen die Häuptlinge der Inseln und ihre vornehmsten Beamten, der König selbst, englisch. Dieser lebt

auf europäische Art; hat Engländer und Amerikaner in seinem Dienste, die er mit Ländereien bezahlt, wohnt in einem gemauerten Palaste, der auf der Landseite mit Pfahlwerk und Schanzwällen, von Sechszehnpfündern besetzt, umgeben ist, und Tag und Nacht von zweihundert Mann bewacht wird. Das Volk ahmt seinen Großen nach, aber nicht allzeit zum Vortheile der Sittenreinigkeit. Das Distilliren geistiger Getränke aus der Theewurzel hat das Laster der Trunkenheit und alle übeln Folgen desselben in Schwung gebracht, und selbst nach Otaheite verbreitet. Denn die unternehmenden Sandwich-Insulaner fahren schon handelnd und häufig zu den gesellschaftlichen Inseln und den amerikanischen und asiatischen Küsten; ja fangen an Seeräuberei zu treiben. Schon einige europäische Schiffe sind von ihnen überfallen und ausgeplündert worden.

Während den Bewohnern der Sandwich-Inseln durch europäischen Handelsverkehr nur europäischer Luxus und Leidenschaftskitzel gebracht wurde, blieb die Veredlung ihrer religiösen Begriffe vergessen. Der König der Eilande hatte sich die Unantastbarkeit des alten Glaubens vorbehalten, den ein zahlreicher Priesterstand, feierliche Götterdienste, selbst eine Art Mönch- und Einsiedlerthums schützten. Schwer blieb hier das Heidenthum zu erschüttern, an dessen Altären, bei

allen großen Gelegenheiten, selbst Menschenopfer bluten. Denn wo zur Religion auch schon Kirchlichkeit, mit priesterlichem Gepränge, mit den Schrecken des Todes und der Ewigkeit, getreten ist: da gilt es nicht mehr die höhern Ueberzeugungen, sondern es gilt die Stellung eines bürgerlichen Standes im Staate, dessen Rechtsame im Spiele liegen, deren Genuß er um keinen Preis opfern will.

Die übrige süd-indische Welt, theils von Asiaten und Europäern selten oder nicht besucht, theils unbekannt, gehört wahrscheinlich noch manches Jahrhundert der alten Finsterniß, in welcher sie sich gegenwärtig thierisch, wie im Schlamme, regt. Steht dereinst das weitläufige Amerika jetzt schon im Morgenrothe eines göttlichen Lichtes glänzend, im vollen Tagesschimmer, wird auch für Australien die Geistessonne aufgehen, wo heute sich einzelne Punkte nur, an den Küsten Neuhollands und im Südmeere, gleich einzelnen Gebirgsgipfeln in Nacht begrabene Länder, vom ersten Dämmern heller zu färben beginnen.

3.

Beschluß der Uebersicht.

Wir haben mit schnellem Blik die Welttheile, die Mengen der Völker durchflogen, um die gegen-

wärtige Verbreitung des christlichen Glaubens auf dem Erdballe, als ein Ganzes, überschauen zu können. Dies Bild, geschichtlich anziehend, ist für den christlichen Weltweisen so niederschlagend als erhebend, Anregung großer Ahnungen, tieferer Ueberzeugungen, menschenfreundlicher Wünsche.

Theures Heiligthum jedes Sterblichen ist sein Glauben und Wissen vom Ueberirdischen, von göttlichen Dingen. Der Weiseste hat es; der stumpfsinnige Wilde hält es und erhebt sich an ihm. Das ist die ewige Selbstoffenbarung Gottes in seinen Kindern; das die unverkennbare Urkunde: wir sind seines Geschlechtes, Geister, dem heiligen, unendlichen Urgeist des Weltalls entsprungen; das die göttliche Inspiration, daß wir unsere Unvergänglichkeit wissen.

Keiner von allen, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottes-Urkunde so hell erblickt, Verhältniß und Verbindung der Geisterwelt zum höchsten Wesen so offen enthüllt, Keiner unter den Weisen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als Jesus von Nazareth. In ihm war die Fülle der Gottheit. Und seine Offenbarungen zucken, wie Lichtstrahlen, durch die Finsterniß des Geisterreichs. Er konnte sagen: Die Welt wird vergehen, mein Wort vergeht nicht.

Die jetzt bestehenden mannigfältigen Kirchen, so viel deren sind, werden, wie sie allmä-

lig entstanden, allmälig wieder veralten; das Licht aus Gott bleibt unwandelbar. Kirchen sind Erzeugnisse der Zeitalter und verändern in diesen, gleich ihnen, die Gestalten; aber die Religion (der Geisterstand zu Gott) ist wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur bewegt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Erscheinungen erhaben, aus Gott und in Gott selbst.

Inzwischen was immer der Missionar den Heiden bringe, wie immer der kluge Jesuit, der fromme Quäker, der ernste Methodist, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal ist in der äussern Schale seiner Dogmen Göttliches eingeschlossen. Dies wird bleiben, dies leise fortwirken und erleuchten, während die Schale wieder verwittert und zerfällt.

Wir Geister sind nicht Bürger der Erde, sondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unser Leben füllt nicht den Augenblick, sondern die Ewigkeit. Was können wir, in dieser erhabenen Stellung, unserer Bestimmung Würdigeres verrichten, als, gleich Christo und durch sein Wort, die vom Irrthum gefesselten Geister befreien, und Gott näher bringen? Wie sich jeder freut, nicht Thier zu sein, nicht Säugling geblieben zu sein; wie es Aeltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß zu heben: so soll es die Wollust aller mündigern Geister sein, die unmündigern emporzuheben.

Religiöse Verfinsterung deckt noch einen großen Theil selbst der europäischen Menschheit, ein christlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch die Menge der untern Volksklassen! Denket an Asiens Barbarei, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlassenheit des innern Amerika's, an die mit Menschenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. — Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubenshelden, es fehlt nicht den Fürsten, den Nationen, den Kirchparteien, den zahlreichen Gesellschaften, deren Zweck Beförderung des Guten ist, an Mitteln zur Unterstützung zahlreicherer Missionen; nein, es fehlt an Ermunterung, selbst am Gedanken daran!

Sollte dieser Gedanke durch das hier gelieferte Bild vom gegenwärtigen Stande der Verbreitung des Christenthums im Gemüthe irgend eines Fürsten, irgend einer Gemeinde, irgend eines großsinnigen Mannes zum Leben geweckt worden sein: ich würde die Stunden segnen, in denen ich das flüchtige Bild zeichnete.

Ueber das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat.

Es gibt, mein theurer Freund, in der geselligen Unterhaltung Augenblicke, wo der Gedankentausch die Kraft des Gemüths steigert, und man sich von Ideen umgeben findet, deren zarte Verkettung man späterhin nicht so leicht wieder erkennt und überschaut. So ging's mir denn auch in unserm Gespräch über Maurerei. Ob ich nun das Alles wieder finde, was ich damals sagte, bezweifle ich fast. Doch will ich's versuchen.

Durch verschiedene Ihrer sinnvollen Bemerkungen veranlaßten Sie mich damals, auf Ursprung und Wesen der Freimaurerei zurückzublicken; nicht auf das G e s c h i c h t l i c h e, sondern auf das N a t u r n o t h w e n d i g e. Vermittelst dieses Rückblickes ward uns plötzlich das Eigenthümliche, Große und Scharfbezeichnende klar, wodurch sich Frei-

maurerei von allen ähnlichen allgemeinen Stiftungen der menschlichen Gesellschaft unabänderlich unterscheidet.

Der Sterbliche steht zugleich da, als Bürger auf dem Erdstern, verknüpft mit andern Wesen, die er für seines Gleichen erkennt; und als Bürger der Geisterwelt, im kindlichen Verhältnisse zu Gott.

Das Verhältniß zu Gott und Ewigkeit ist das erhabenste; das andere, und jedes andere, diesem nur untergeordnet. Wir drücken jenes Verhältniß durch das Wort Religion aus. Es ist kein willkührliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Menschen, sobald sie zum vollen Bewußtsein, aus dem dumpfen Zustand des Pflanzen- und Thierlebens, genesen, erblicken sich in demselben. Daher hat man noch kein Volk, sobald man es vermittelst seiner Sprache geistig näher kennen gelernt, ohne religiöse Ideen gefunden. Selbst die wilden Geschlechter Südindiens, heute noch ohne Vorstellung von Staat und Gesetz, nur noch familienweise lebend, deren Wohnung eine Laubhütte, ein ausgebrannter Baumstamm, eine Höhle der Felsen ist, haben ihre Religion, ihre Ahnungen aus der Geisterwelt.

Ein anderes, diesem höchsten untergeordnetes, Verhältniß der Menschen, als zeitweise Bewohner des Erdsterns, als Glieder des großen,

auf diesem Sterne lebenden Gottesfamilie zu einander, entspringt aus jenem. Christus sprach es mit den Worten aus: alle Menschen sind Kinder Gottes; jeder ist unser Nächster, unser Bruder, unsere Schwester. Auch dieses Verhältniß ist kein willkührliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Völker erkennen es an. Der Schwarze, der Kupferfarbene, der Olivengelbe, der Weiße, zweifeln nicht, daß sie gleiches Geschlechts, mit gleichen Befugnissen und Pflichten in der Welt sind. Ob es höhere oder niedere Menschenstämme geben möge, dürfte sehr zu bezweifeln sein.

Der Begriff von Stammgenossenschaft und Verbrüderung aller lebenden Menschen ist früher, als jeder andere Begriff von gesellschaftlicher Ordnung. Diese letztere ist um so edler, je mehr die Idee des Bruderthums der Menschen, die Gleichheit der Rechte aller Stammgenossen, darin vorherrschend waltet.

Alle Verbesserungen der Nationalreligion zielen zuletzt auf Näherführung derselben zur Urreligion; und alle Verbesserungen der gesellschaftlichen Ordnungen zielen auf Herrschendmachung der ewigen Wahrheit, daß alle Menschen Genossen gleicher allgemeinen Rechte und Pflichten sind. Anderes suchten die spätern Glaubensstifter und Refor-

matoren nicht, anderes nicht die Veredler der öffentlichen Gesetzgebungen und Staatsverfassungen.

Wiederherstellung des Urverhältnisses der Sterblichen zu sich selbst; Verbrüderung aller unserer Geschlechtsgenossen, ohne Rücksicht auf Vaterlande, Nationalreligionen, Menschenstämme; Wiederanknüpfung der heiligen Bande, die durch Vorurtheile, Leidenschaften und Wirkungen aller Art der thierischen Menschennatur zerrissen waren: dies konnte von jeher nur die Sehnsucht der Weisern und Bessern unsers Geschlechts sein. Und wo sich solche Männer zusammen fanden mit ihrer Sehnsucht, die sie dem hohen und niedern Pöbel freilich verbergen mußten, um nicht mißverstanden zu werden, lebte die Idee des Maurerthums. Diese ist auch in dem bekannt gemachten alten Lehrlingsgrad deutlich ausgedrückt; die Loge steht darin, als Sinnbild der Welt.

Wenn sich Menschen von einerlei religiösen Vorstellungen und Neigungen gesellschaftlich zur Gottesverehrung, als Bürger der Ewigkeit und mit dem Blick auf sie, vereinigen, entsteht die Kirche. — Wenn sich Menschen, sonst geschieden im bürgerlichen Leben durch Stand, Reichthum, Vaterland Religionspartei, politische Verhältnisse u. s. w., gesellschaftlich vereinen, ihr Urbild von der Verbrüderung aller Sterblichen in der Wirklichkeit darzustellen, wär's auch nur für vor

übergehende Augenblicke, entsteht die in der Loge geübte Maurerei.

Kirche und Maurerei sind also gleichsam verkörperte, in's Irdische hinausgetretene Urbilder. Sie leiden das Ungemach, welches jede Idee vom sinnlichen Stoff, mit dem sie bekleidet wird, ja jeder einzelne Gedanke vom Worte leiden muß, in welchem er dem Ohr oder Auge dargestellt ist. Wie in Tempeln und Bethäusern sich die Andacht der Gottesverehrung zuletzt in vermeinten Gottesdienst verwandelt, der Gefeierte oft über die Feierlichkeit vergessen wird: so verwechseln die Menschen in den Logen oder Bauhütten häufig das Sinnbild mit dem Sinn, und suchen in eben jenen alterthümlichen Einrichtungen Nahrung einer Eitelkeit und Leidenschaft, von der sie am reinsten in den Logen dastehen sollten.

Weil es nun gar nichts Ungewöhnliches ist, daß zuletzt das Kirchliche für die Religion selbst, und andererseits die Maurerei, wie sie in Logen geübt, für das Maurerthum gehalten wird: so entstehen auf beiden Seiten innere Trennungen, kirchliche Parteien und Sekten, maurerische Systeme. Denn in allem Irdischen ist Mannigfaltigkeit und Wechsel möglich, ja durch die Natur des Irdischen nothwendig, während im Geistigen nur Einheit und Unveränderlichkeit sein kann, und nur ein Urverhältniß der Sterblichen zu Gott

und Ewigkeit, oder ein Urverhältniß der Menschen zu sich selbst in diesem Leben gedenkbar ist.

Es sind ursprünglich Kirche und Maurerei mit einander verwandter, als der große Haufe glaubt. Wie aber oft auch unter Schwestern Hader entstehen kann, so finden wir denselben zwischen Kirche und Maurerei häufig, nicht sowohl durch ihre eigenthümliche Verschiedenheit, als durch die Leidenschaftlichkeit derer, die beiden angehören; durch Mißverständniß und gegenseitiges Verkennen. Eben wegen der engen Verwandtschaft der Kirche und Maurerei geschah, daß manche Kirchparteien ganz in's Maurische, und manche Logensysteme ganz in's Kirchliche überstreiften.

Ein Beispiel geben die Quäker und Herrnhuter u. s. w. von der einen Seite. Sie sind im bürgerlichen Leben ganz maurerisch; sie sind (oder nennen sich wenigstens) Brüder unter einander; sie stellen das Urverhältniß der Menschen zu sich selbst, als eine große Gottesfamilie, in der Wirklichkeit auf, mit der angebornen Gleichheit der Rechte u. s. w. Nur durch ihre Kirchlichkeit werden sie einseitig. Zwar vergessen sie ebenfalls in ihrer großen Verbrüderung Vaterland, Stand, schwarze und weiße Farbe der Haut; aber Bedingung zu Allem ist: der Bruder muß von ihrem kirchlichen Meinungssysteme sein.

Ein Beispiel von der andern Seite geben diejenigen Freimaurerlogen, welche sich als bloß christliche Stiftungen betrachten, und daher weder Juden noch Muhamedanern u. s. w. Zutritt bei sich gestatten, da doch eben das das Herrlichste und Edelste in der Maurerei ist, daß sie dasjenige im Menschengeschlecht wieder zur großen Gottesfamilie auflösen und vereinen soll, was durch kirchliche Meinungen, wie durch staatsthümliche und bürgerliche Verhältnisse, feindseliger Weise von einander geschieden wohnt. Gibt die Maurerei den Gedanken an das Urverhältniß der Sterblichen zu sich selbst, also die Idee des Maurerthums auf: so gibt sie sich selbst auf und verliert ihre ganze Bedeutung. Einige Logen scheinen sich heutiges Tages in wahre Bethäuser verwandeln zu sollen. Einige maurerische Schriften athmen ganz den gemüthlichen, mystischen Herrnhutergeist. Ich habe nichts gegen diesen. Aber wozu ihn allein in der Loge? warum nicht öffentlich und aller Orten im Leben? Ich will zehntausendmal lieber ein Quäker oder Herrnhuter, als ein solcher Freimaurer sein. Denn jener ist wirklich etwas; dieser aber ist nicht, was er sich nennt, sondern ein sich selbst nicht begreifender idealischer Zwitter.

Bisher hab' ich das Verhältniß des Maurerthums zur Religion entwickelt. Beide sind Sache des Geistes, Urverhältnisse; die Religion mit Be-

ziehung auf die Ewigkeit, das Maurerthum mit Beziehung auf das Leben; das Maurerthum durchaus der Religion untergeordnet, wie der Theil dem Ganzen. Kirche und Freimaurerei als Versuche, das Geistige zu verkörpern, die Idee zu verwirklichen, treten, eben weil sie in der äussern Welt dastehen, als besondere Anstalten, mit schärfern Begrenzungen aus einander. Der Geist in beiden ist sich noch verwandt, aber der zur Bekleidung beider aus dem Irdischen erborgte Stoff ist verschieden.

Es bleibt mir noch übrig, vom Verhältniß des Maurerthums und der Freimaurerei zum Staate zu reden. Denn ich hatte im Anfang gesagt, daß die Idee: alle Menschen seien, als Glieder eines und desselben Geschlechts in der Schöpfung, Brüder (gleich wie sie Kinder eines Vaters sind), ursprünglich also von gleichen Rechten, — daß dies von der Natur gegebene gesellschaftliche Urverhältniß früher sei, als jeder andere Begriff von gesellschaftlichen Ordnungen. Jede gesellschaftliche Ordnung, in der eine Familie, oder ein Staat besteht, sollte eigentlich Darstellung des allgemeinen Urverhältnisses in den einzelnen Theilen der menschlichen Gesellschaft sein, und modifizirt durch die Bedingungen, welche das Irdische gibt. Das Urverhältniß der Menschen unter sich ist unbedingt

das Gesetz desselben (Naturrecht) allgemein gültig. Der Staat, als ein Theil der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts, und doch für sich als ein in sich abgeschlossenes Ganzes bestehend, ist durch Oertlichkeit, Klima und Kulturstufe des Volks bedingt; das Gesetz desselben nur beschränkt gültig (positives Recht). Jenes ist ewig, wie der Geist, und unwandelbar, wie alles Naturnothwendige; der Staat ist in seinen Verhältnissen veränderlich, wie alles Irdische.

Die Idee des Maurerthums verhält sich also zu den mannigfaltigen Staatenarten der Völker, wie die Idee der Religion zu den verschiedenen Kirchenarten, oder Gottesverehrungen. Wie die einander widerstreitenden religiösen Vorstellungen, eben so erzeugen die einander widerstreitenden Interessen der Staaten Spannungen. Alles vereinzelt sich; und selbst die einzelnen Theile (Staaten) zerspalten sich wieder in kleinere, getrennte, unter einander feindsinnige Theile (Staaten im Staat, Kasten, Zünfte, Erbrechte, Orden u. s. w.), je weiter sich die gesellschaftliche Ordnung vom Urverhältnisse der Menschen verliert und, vom Genuß des Augenblicks bezwungen, ins Schlechterdingssinnliche übergeht. Denn nur im Geistigen ist Einheit, im Sinnlichen Zwietracht. In dem Naturgemäßen ist Wohlsein, Stetigkeit und Klarheit, im Unnatürlichen Schmerz, daher Wechsel

und Verwirrung. Das Sinnliche oder Irdische aber (die Leidenschaft ist's) wird in eben dem Augenblick unnatürlich, wenn es die Stelle des Geistigen einnehmen, und gesetzgebend werden will. Solches ist wahrhafte Verkehrung der göttlichen Weltordnung.

Die besten Staatsverfassungen und Gesetzgebungen werden daher auch immer die einfachsten, und dem Urverhältnisse der menschlichen Gesellschaft die verwandtesten sein. Je thierischer (das ist unwissender und sinnlicher) ein Volk wird, um so künstlicher, zusammengesetzter und naturwidriger wird seine Staatseinrichtung, wie sein Kirchenthum. Aus dem Mittelalter, dessen Aberglauben, Unwissenheit und Brutalität, stammen die innere Zerfallenheit und bunt zusammengeflochtene Menge der Rechte, die zuletzt alles Recht vernichten, und der Freiheiten, die zuletzt alle Freiheit aufheben. Von daher stammen die vielen von einander getrennten, sich eifersüchtig begegnenden weltlichen und geistigen Körperschaften, Privilegien, erblichen Stände, Cölibat, Klosterthum, Isolirung von Herrschaften, Provinzen, Städten, Dörfern und eigenthümlichen Verfassungen, Gesetzen und Rechten, in einem und demselben Staate. Von daher stammet die Verschwundenheit des Gemeingeistes, und die dafür eingetretene Selbst-

sucht der Theile, weil jeder Theil selten für sich das Bedürfniß aller übrigen fühlt. Die Vaterlandsliebe hat sich, versplittert, in Orts-, Familien-, Standes-, Ordens-, Korporations-Sinn verkehrt. Das Untergeordnete steht oben an. Es ist Unnatur. Das falsche Herkommen steht höher, als das gerechte; das Vorurtheil gilt als Wahrheit; der Zufall oder die Willkühr setzt sich an die Stelle der Naturnothwendigkeit; der Reichthum ist geehrter, als die Tugend, und die Geburt mit erblichem Vorrecht angesehener, als das Verdienst.

Je gebildeter der Geist eines Volks ist, je mehr strebt er zum Wahren, Natürlichen und Einfachen, das ist, zur Annäherung an das Urverhältniß menschlicher Gesellschaft zurück. — Die rechte Bildung aber besteht in der Rückkehr zur Macht des gesunden Menschenverstandes, zur Freiheit der Einsicht und des Urtheils, die bei Verbildeten durch Aberglauben, Vorurtheil, herkömmliche Gewohnheiten u. dgl. verloren ward. Die Urheber der nordamerikanischen Staatsverfassungen sind vielleicht keine große Gelehrte und Staatskünstler von europäischem Schulschnitt gewesen, aber Männer von gebildetem Geiste, Leute von Menschenverstand waren sie, die sich durch keinen Schlendrian binden und blenden liessen.

Wenn in einem Volke die Bildung des Geistes

über die ehemalige Verbildung obgesieget hat, der gesunde Menschenverstand zur vollen Herrschaft gelangt ist, und doch die Verfassungen, Gesetze und Institute der barbarischen Vorzeit fortbestehen: entspringt, neben Verachtung derselben, die Sehnsucht nach Uebereinstimmung des Aeussern mit dem, was in der innersten Ueberzeugung als recht gilt. Die Staatsverwandlungen werden nothwendig, und vollbringen sich unmerklich oder gewaltsam. Das ist das Naturgesetz der Weltgeschichte.

Die Verbildung der Völker hält gleichen Schritt mit ihrer Verthierung oder ihrer Vertauschung des Geistigen und seiner Herrschaft um das Sinnliche und dessen Herrschaft. Bei allen Völkern des Alterthums, sobald sie sich über den dumpfen Zustand ihrer ersten Kindheit zum Selbstbewußtsein erhoben hatten, finden wir, neben der Einfalt ihrer irdischen Bedürfnisse, eine vorwaltende Hinneigung zur Erkenntniß himmlischer Dinge, eine Religiosität, eine Gemüthsgröße, Züge von heldenmüthiger Tugend und Freiheitsliebe, wie man in ihren spätern Geschlechtern nicht wieder erblickt. Sobald sich ihre Erfahrungen in der Sinnenwelt vermehren, Kunst die Bequemlichkeiten des Lebens vermannigfaltigt und die Sinnlichkeit der Menschen aufreizt, erhält diese Sinnlichkeit eine maßlose Ausbildung; alle Vermögen des Geistes werden für sie allein thätig, oder ihr dienstbar. Dann

sprossen wetteifernd Künste und Wissenschaften auf; dann entnervt Luxus die alte Kraft, zieht alles in den Schlamm des irdischen Gelüstes nieder, in welchen zuletzt Kunst und Wissenschaft, mit herabgezogen, selbst verderben, und eine wüste, prunkende, geschmacklose, sittenlose Zeit der vollen Geistesentkräftung, der Barbarei den Weg bahnt. Man denke an die Geschichten der Urwelt, Israels, Griechenlands, Roms! — Unsere heutigen europäischen Staaten entsprangen aus der Vermählung nordischer, wilder Geschlechter, bei den Völkerwanderungen, mit durch Luxus entnervten, südischen Geschlechtern, die noch Erinnerungen von der Wissenschaft des bessern Alterthums bewahrten.

Wie Staat und Kirche bei den ältesten Völkern einfach und groß gedacht waren: wurden sie, bei zunehmender Abtrünnigkeit vom Geistigen (und fortschreitendem Uebergang ins Leben für die Sinne und die niedern Begierden) vielfältiger, künstlicher, zusammengesetzter, kleinlicher, berechnet, und unter einander zwistiger. — Gleichwie Staat und Kirche einerlei Ursprungs sind: so war nichts natürlicher in der Welt der alten Völker, als daß bei ihnen Staat und Kirche in Eins verschmolzen erschienen. Die Theokratie ist die älteste gesellschaftliche Ordnung gewesen; selbst das patriarchische Regiment war theokratisch. Der Vater der Familie stand, durch seine Erfahrungen weiser,

durch sein hohes Alter der Ewigkeit näher, einem höhern Wesen ähnlich, als Dolmetsch des Willens der Gottheit da. Sobald sich Staat und Kirche trennten, war schon ein Hauptschritt zum Niedergang ins Leben für niedrige Sinnlichkeit gethan, die große Entzweiung bald vollbracht.

Freimaurerei, als Erneuerung des Urverhältnisses der menschlichen Gesellschaft im engen Kreise gebildeter Menschen (während der Staat, zu gleichem Ziele strebend, durch die Wirklichkeit bedingt wird), steht, mit Staat und Kirche gleichen Ursprungs, als Mittleranstalt zwischen beiden Anstalten. Ihre Natur scheidet alles Kirchliche von ihr aus, weil sie sich nur auf das gegenwärtige Leben bezieht, und weil sie vielmehr, ohne Rücksicht auf Glaubens- und Kirchenverschiedenheit, alle Menschen zu einer einzigen Gottesfamilie wieder verbinden mögte. Ihre Natur scheidet aber auch alles Politische, und was den bestehenden Staaten eigenthümlich ist, von sich aus, weil sie, ohne Rücksicht auf wirkliche Kultur, auf Oertlichkeit, auf klimatischen Einfluß und andere Bedingungen, die den Staat für das, was da ist, bestimmen, nur das Urverhältniß der Menschheit im Auge hat; weil sie sich das menschliche Geschlecht in seiner Vollendung, also auch den Menschen rein denkt von Leidenschaften und Thorheiten und Verbrechen (worauf hingegen der Staat

die erste Rücksicht nehmen muß); ferner, weil sie alle Menschen, ohne Rücksicht der Vaterlande und Stände, als eine einzige Geistesverbrüderung um Gott vereinen will.

Nur in dieser Stellung wirkt Freimaurerei veredelnd auf Kirche und Staat, ohne in deren Oekonomie, die ihr ganz fremd bleibt, eingreifen zu mögen oder zu können.

Es erklärt sich aus dieser Ursache von selbst, daß nur die Gebildetern der verschiedensten Nationen aus allen Welttheilen, Kirchen und Ständen zur Maurerei fähig sind; der Ungebildete den Geist derselben gar nicht erfassen kann; der Unsittliche, der Leidenschaftliche, der Eitle, der Golddürstige im vollen Widerspruch mit seiner maurerischen Stellung ist. Freimaurerei aber, sobald sie ihren heiligen Kreis überschreitet, kirchliche, politische, wissenschaftliche Geschäfte, oder Ordens- oder Goldmachertand treibt, ist keine Freimaurerei mehr, und verändert alle ihre Verhältnisse zu Kirche und Staat.

Vom Asyl-Recht.

Veranlassung zu folgender Abhandlung gab nicht nur der Umstand, daß in den meisten Lehrbüchern des Natur- und Völkerrechts dies wichtige Kapitel fehlt oder nur leise berührt ist: sondern, und mehr noch, daß es eine Zeit gab, da der schweizerischen Eidsgenossenschaft, während Europa ihre Neutralität anerkannt hatte, durch politische Verketzerungssucht das Recht streitig gemacht wurde, Verfolgten eine Zuflucht in ihren Thälern zu öffnen.*) Eben damals suchten öffent-

*) In seinem Schlußwort zu der Zeitschrift „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Jahrg. 1823, Dezemberheft) äusserte sich der Verfasser darüber folgendermaßen: Wohl war das Recht, denjenigen eine Zuflucht zu bieten, die wegen politischer oder religiöser Verhältnisse in ihren Landen ausgestoßen oder verfolgt waren, eins der heiligsten und schönsten Rechte, wie jedes Staats, so insbesondere des Schweizerlandes. Und die Könige Europens haben es von jeher geehrt gehabt, selbst in Zeiten, die im Allgemeinen viel roher, viel unduldsamer waren, als die heutigen, nämlich in den Zeiten der Kirchentrennungen und Glaubenshändel. Es mag dies damals noch im frommen Anerkennen der Rechte jedes fremden Staates, groß oder klein, gelegen gewesen sein, und vielleicht in der Ehrfurcht vor einem Völkerrecht, welches mehr in der Brust der Menschen,

liche Blätter, mit absichtlichster Verwirrung der Begriffe, alle Grundsätze zu zerstören, auf welchen das Recht der Staaten beruht, Verfolgten Freistatt zu gewähren.

---

als in Schriften und Manifesten daheim war; oder es mag in dem Gedanken gelegen gewesen sein an die Möglichkeit, daß der Verfolger früh oder spät die Stelle des Verfolgten einnehmen könne, und wo nicht er selber, doch ein Genosse seines Glaubens; es mag auf dem dunkeln Gefühl beruht haben, daß eben darum jede Universalherrschaft unerträglich sei, weil sie Keinem vor dem Zorn der Machthaberschaft eine Zuflucht gönnt, und einen ganzen Welttheil zum Kerker gestaltet; es mag einen Grund in der Ueberzeugung gehabt haben, daß auch mancher Unschuldige, von dem kein König, kein Minister das Nähere kennt, durch Privathaß der Subalternen angeschwärzt und verfolgt, ein Asyl verdiene — genug, in der Schweiz fanden einst Katholiken und Protestanten, Mennoniten, Waldenser, Hugenotten u. s. w. eine unangefochtene Freistätte, eben so die politisch Verfolgten und Verbannten; nur keine bürgerlichen Verbrecher.

Erst die französische Revolutionsregierung, der nichts auf Erden heilig galt, sprach die Nichtanerkennung dieses völkerrechtlichen Heiligthums aus. Es mußten unglückliche Fürstensöhne, es mußten lebensmüde Greise, es mußten Kranke und Hilflose aus ihrer stillen Verborgenheit fortgewiesen werden, weil die Schweiz allein nicht gegen den Stolz des übermächtigen Frankreichs Kampf eingehen konnte und wollte. Das Heiligthum aber einmal verloren, ist verloren geblieben, und wird es bleiben, bis ein allgemeiner Zustand des Rechtes unter den Nationen, bei höherer Gesittung und tieferer Religiosität, statt findet.

Geschichtliche Einleitung.

Es ist ein schöner Zug der menschlichen Natur, sogar bei den Wilden, die kaum aus erster Rohheit des Thierlebens hervorgehen, daß im Allgemeinen sich Jedermann geneigt findet, Partei für den Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu nehmen, selbst bevor man noch weiß, auf wessen Seite das Recht liegt. Wohl nicht Stimme des Mitleids allein ist's, die hier entscheidet, sondern auch das Gefühl, wie leicht vom Zorn oder Uebermuth des Stärkern das Recht des Schwächern vergessen werden könne.

Unter den Völkern des Alterthums und denen, welche noch in keinem oder nur lockern Staatsverbande lebten, ward daher jede Hütte eine Freistätte des Verfolgten. Das gastfreundliche Obdach des Arabers gibt noch heute dem Fremdling, der sich unter dasselbe flüchtet, nicht nur wider die Beschwerden der Reise, sondern auch wider die Nachstellungen des Feindes, Trost. Da steht noch jede Familie, jeder Stamm vereinzelt, gleichsam als ein Staat, für sich; und wehe dem, welcher, das Recht des Eigenthums verhöhnend, den Unglücklichen mit feindseliger Hand bis zum Herd dessen verfolgt, der ihn wirthlich aufnahm.

Nachdem die Völkerschaften, zu Reichen vereint, in Städten und Dörfern die Sitte der Gast-

freundschaft verlernten, weil diese entbehrlicher, oder dem Eigennutz lästiger geworden, blieb ihnen noch immer das Zufluchtsrecht heilig. Der Bürger handhabte es in seinem Hause, weil er hier, wenn sonst nirgends, Herr blieb, so lange Eigenthumsrecht galt, oder dasselbe nicht durch allgemeine Gesetze des Staats beschränkt war. — Als dies aber geschah, standen den Verfolgten noch die Tempel der Götter offen. Denn nicht nur ungerecht, sondern grausam schien es, jedem Verfolgten, ohne Unterschied, jeden Rettungsort zu versagen. Daher gab schon Moses das Gesetz, daß unter den achtundvierzig Städten der Leviten sechs derselben Freistätten für diejenigen sein müßten, welche einen Todschlag begangen hatten, die jedoch nur dann unantastbar in denselben bleiben sollten, wenn sie die Unabsichtlichkeit ihrer That erweisen konnten.*)

Niemand wird glauben, daß der Gesetzgeber des israelitischen Volks Erfinder der Freistätten gewesen sei. Schon daß er diese Stätten in die Obhut der priesterlichen Kaste gab, deutet auf Aegypten zurück, wo, wie bei den meisten andern Nationen, welche Götter und Priester hatten, Aehnliches bestand. In jenem Zeitalter, da rohe Tapferkeit des Mannes vor keinem Sterblichen

---

*) 4 Mos. 35 6. 22 — 28.

erzitterte, konnte sie noch durch Furcht vor den unbezwingbaren Göttern gezähmt werden. Altäre, Tempel und Tempelgebiet aber hießen Eigenthum der unsichtbaren, höhern Mächte. In ihrer Nähe mußte der Krieg seine Wuth fesseln. Darum hieß der gottgeweihte Boden den Griechen Asylon, weil auf ihm keine Beute zu machen war. Den in den Schutz der Gottheit geflüchteten Verbrecher gewaltsam vom Altar zu reissen, wagte auch in Griechenland Niemand. Höchstens versuchte man, ihn durch rings angezündete Feuer hinauszutreiben, oder ihn nach Verrammelung der Tempelpforten, wie den Feldherrn Pausanias, am Altar der Minerva Chalciökos, durch Hunger zu tödten.— Die Menge der Asyle Griechenlands ward endlich so groß, daß, wie Tacitus erzählt *), die Tempel mit Mördern, flüchtigen Sklaven und Schuldnern angefüllt waren, und der römische Senat unter Tiberius die Zahl der Zufluchtsörter beschränken mußte. Auch die Römer hatten ihre Freistätten. Schon Romulus fand sie bei Gründung seiner Stadt, zur Vermehrung der Volkszahl, nützlich. **)

Aus dem Heidenthum ging Gebrauch und Heiligkeit der Zufluchtsstätten für Verfolgte ins Chri-

*) Ann. L. III. 60 ff.

**) Livius L. I. 8.

stenthum über, sobald dies unter Constantin, den man den Großen hieß, herrschend geworden war. Anfangs konnten nur Altäre selbst, oder Tempel, Rettungsörter der Flüchtlinge sein; unter dem jüngern Theodosius breitete sich die Schirmgerechtigkeit der Kirche schon über alle zu ihr gehörige und an sie stoßende Gebäude, Höfe und Gärten, seit der toledanischen Kirchenversammlung aber auf Entfernung von dreißig Schritten um die Kirchen aus.

Die geistliche Quartierfreiheit, dieses Exterritorialitätsrecht, wie man es bei weltlichen Gesandten an fremden Höfen zu nennen pflegte, lag vollkommen im Wesen und Grundsatz der römischen Hierarchie. Nicht die Welt, sondern die allgemeine Kirche, war das Vaterland der Geistlichkeit. Ihrer irdischen Heimath fremd, anerkannte sie über sich die Hoheit keines andern Fürsten, als dessen, der auf Petri Stuhle saß; bildete in jedem Staat einen Staat, der mittelbarer Theil des römisch-kirchlichen war, und jeder Geistliche konnte sich daher als Angehöriger oder Gesandter des heiligen Vaters betrachten. Um den kirchlichen Einfluß auf die Welt zu erweitern, mußte dem Klerus nichts Angelegeneres sein, als sich selbst der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und hinwieder den Kreis der geistlichen Gerichtsbarkeit über die Welt auszudehnen. Dazu trug das Asylrecht

in Gott und den Heiligen geweihten Stätten allerdings bedeutend bei.

Die Zahl der Zufluchtsstätten vermehrte sich aber im Mittelalter auch ausser der Kirche. Zuerst mögen die Mallstätten und Ding- oder Gerichtshöfe der Grafen das Vorrecht empfangen haben, Jeden gegen Gewaltthätigkeiten der Privatrache in Schutz zu nehmen. Diese „Freiheit" wurde späterhin von Königen und Fürsten auch einzelnen Burgen und Städten ertheilt. Die sogenannten „Freihöfe" in Städten behaupteten sich noch bis zum sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert in Kraft, „daß man niemand darin verbieten, noch jemand der vmb erber sach gefangen were, vnd darin entrinnet daraußziehen noch ihm freventlich darin nachfolgen solle." *)

In Ländern, wo weder obrigkeitliche Gewalt, noch Sitte, die Wuth der Blutrache mäßigen konnte, in Zeiten des Faustrechts und der Selbsthilfe, wo der Unterdrückte, unschuldig oder schuldig, keine Sicherheit in der Stärke des Gesetzes fand, und wo während ewiger Fehden schon der kurze Waffenstillstand eines Gottesfriedens die

*) Eine Urkunde von den Herzogen zu Oesterreich ꝛc., gegeben Wien, Dienstag vor unser Frauen Tag z. Herbst, 1373.

höchste Wohlthat war, mußte das Asylrecht in Kirchen und Städten, selbst bei allen Mißbräuchen desselben, als eine der heilsamsten Stiftungen gelten. — Sobald sich aber die Sitten milderten, sobald mit der landesherrlichen Gewalt die Macht der Gesetze, und mit verbesserter Gerechtigkeitspflege die öffentliche Sicherheit wuchs, verschwand billig das Vorrecht der Altäre und Freihöfe von selbst, weil es nur noch entschiedenen Verbrechern zu statten kommen konnte, welche sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen hofften.

Wäre irgend ein Asyl wünschenswerth geblieben, würde es das für Personen gewesen sein, welche die Rache von Gewalthabern zu fürchten hatten, die sich in ihrer Machtvollkommenheit höher, als das Gesetz, gestellt hatten; für Personen, welche z. B. von der Privatrache eines Fürsten, oder seiner Lieblinge, oder seiner Beischläferinnen oder Minister oder anderer Alter-Ego's durch lettres de cachet, Kabinetsordres u. dgl. verfolgt wurden, und Zeit und gesetzliches Recht zu gewinnen suchten. Aber schwerlich hätten sie auch immer vor einem inländischen Gerichtshof Gerechtigkeit gefunden, zumal wenn die Richter selbst vom zürnenden Machthaber bestellt und abhängig waren.

Es konnte deshalb wie ein Glück für die bürgerliche Freiheit in Europa angesehen werden, daß in diesem Welttheile die Fürsten selten oder

nie unter sich einig waren, und daß jeder, welchen der Fluch eines Hofes traf, auf fremdem Gebiet Geborgenheit fand. Dies Glück freilich ist aber ebenfalls durch die furchtbare Ausbildung der sogenannten Sicherheitspolizei neuerer Zeiten sehr geschmälert, vermittelst welcher der redliche Bürger allerdings gegen Räuber, Diebe, Gauner und Betrüger aller Art versicherter steht, sich aber dafür gefallen lassen muß, mit ihnen im Allgemeinen fast auf gleichem Fuß behandelt zu werden. Spionen horchen. Der Polizei muß das Innerste und Geheimste des Hauses zur Untersuchung offen stehen. Briefwechsel muß durch die öffentlichen Posten besorgt werden. Grenzwachten, Gensdarmes, Douaniers u. s. w. umzwingeln in doppelten Linien das Land. Ohne höhere Erlaubniß kann der Bürger sich nicht aus seiner Heimath entfernen; er lebt darin gewissermaßen als Gefangener eingebannt. Wird ihm eine Reise über die Grenze hinaus in die Fremde gestattet, muß die Zeit erlaubter Abwesenheit festgestellt und die Beschreibung seiner Gestalt in den Paß, damit er zum Steckbrief werden könne, aufgenommen werden.

Wie schwierig es nun auch durch alle diese zum Theil kostspieligen Anstalten demjenigen geworden ist, ins Ausland zu gelangen, welcher der Privatrache eines Mächtigen oder eines von dessen Günstlingen entgehen möchte: ist es doch nichts weniger

als Unmöglichkeit, wie wir davon unzählige Beispiele haben. Nur dann wäre die Gefahr für den Unglücklichen so ausgedehnt, wie der Welttheil selbst, wenn die Fürsten unter einander sich Wort geben würden, gegenseitig jeden ihrer geflüchteten Unterthanen auszuliefern; und daß künftig für Völkerrecht nur Hofrecht, und nichts, als dieses, gelten sollte. Eine solche Freundschaft und Innigkeit der Höfe würde den Europäern ihren Welttheil in ein allgemeines Gefängniß verwandeln, und die Schrecken der Gewaltherrschaft herbeiführen, der, wie in der Universalmonarchie, kein Verfolgter, auch der Unschuldigste, nicht mehr entfliehen könnte. — Ein Trost aber bliebe auch dann noch: daß, wenn je solches Fürstenbündniß möglich wäre, es nie von langer Dauer sein könnte, so wenig, als ein Universalreich.

Einem Verfolgten Zuflucht gegen Verfolger zu gestatten, bis Schuld oder Unschuld von jenem erkannt ist, wird unvertilgbare Neigung in der Menschheit bleiben. Diese Neigung, entsprossen aus den Gefühlen des Mitleids, aus dem Bewußtsein des Rechts, geheiligt durch das sittliche Gesetz in der Brust aller Sterblichen, bildet einen Hauptttheil im allgemeinen Völkerrecht.

1.

Das Asylrecht geht aus einer Tugendpflicht hervor.

Das Recht der Zufluchtgestattung (Jus perfugii præbendi) besteht darin, einem Bedrängten, welcher gegen Gewaltthat seines Feindes Schutz verlangt, diesen Schutz leisten zu dürfen, damit Darthuung der Schuld oder Unschuld des Verfolgten möglich werde.

Der Mensch darf solchen Schutz leisten, weil er soll; und er soll, weil das Vernunftgesetz diese Handlung der Rechtsliebe oder des Erbarmens, und besonders da gebietet, wo die Verfolgung mehr Werk blinder Rache, als reiner Gerechtigkeit, sein kann. Die Vernunft will das Reich sittlicher Ordnung und des Rechts. Sie trägt Abscheu gegen Alles, was über die Grenzen desselben, als rohe Stärke, mit zerstörender Feindseligkeit einbricht, und das Bewußtlose höher, denn das Sichbewußte, die Gewalt höher, als das Gerechte, stellen will. Alle Religionen predigten die Pflicht, sich der Verfolgten anzunehmen.

Von allen Tugendgeboten ist kaum eins so innig, wie dieses, mit den zartesten und stärksten Gefühlen der Seele verbunden, wodurch es, auch in den rauhesten Menschen, ganz den Schein einer instinktartigen Neigung empfängt. Es ist natürlicher Widerwille gegen Uebermacht, es ist natür-

liches Mitleiden mit Unterdrückten, daß der Mensch, wo er den Kampf des Stärkern mit dem Schwächern wahrnimmt, lieber auf die Seite des Letztern, als des Erstern zu treten geneigt wird. In Ausübung keiner Pflicht wird, wie in dieser, dem Menschen der Grundsatz heller vor Augen schweben: thue Andern, was du wünschest, daß dir in ähnlichen Fällen geleistet werde! Denn in der Mißhandlung der Schwächern durch überlegene Stärke fühlt sich der Zuschauer selbst mißhandelt.

Die Natur hat weise, was die Vernunft, als Pflicht, gebietet, in das Innerste unsers Wesens, als sittlichen Trieb, gelegt. Denn das ist es, was allein den gesellschaftlichen Zustand, die allgemeine Anerkennung einer Rechtsherrschaft, gegen ungezügelte Begier thierischer Macht herbeiführen und befestigen kann. Was ist gesellschaftliche Ordnung, was ist Verein Aller zur Handhabung des Rechts gegen Gewalt selbstsüchtiger Willkühr anders, als Eröffnung einer Zuflucht in die Stärke Aller? Eine Gesetzgebung, welche ihren Bürgern jedes Recht zur Nothhilfe und Zufluchtgebung, auch in Fällen, wo nicht sogleich gesetzlicher Schutz möglich wäre, untersagen wollte, würde, sich gegen Religion und Sittengesetz empörend, eine der vornehmsten Grundsäulen zerstören, auf denen das Dasein des Staates selbst ruht.

2.

Das Recht auf Eigenthum unterstützt das Asylrecht.

Wenn der Schirm, welchen wir Unglücklichen angedeihen lassen, auch kein Gebot der Menschlichkeit wäre: müßte das Recht, ihn zu gewähren, schon aus demjenigen Rechte erwachsen, welches jeder auf sein Eigenthum hat. Niemand als der Eigenthümer ist Herr in dem, was ihm gehört. Weiter aber, als das Eigenthum, erstreckt sich der Machtkreis keines Sterblichen; denn das Eigenthum ist das einzige Mittel seiner Machtäusserung. Ohne Mittel zur Thätigkeit hört alle Thätigkeit auf.

Wer Zuflucht begehrt, kann sie nicht früher finden, bis er selber im Machtkreis dessen steht, den er zum Beschützer wählt. Hier erst beginnt die Wirksamkeit von diesem, und endet, als im Eigenthum eines Dritten, das Herrnrecht des Verfolgers. Ausübung einer Gewalt in fremdem Eigenthum, wider Willen des Eigenthümers, wird Verletzung und macht Selbstvertheidigung des Eigenthümers erlaubt und zur Pflicht. Auch ist die Anwendung des sogenannten „Hausrechts" gegen Ungebühr des Eindringers bei allen Völkern ehrenhafte Uebung geblieben.

Zum Eigenthum gehören aber nicht nur Grund und Boden, Haus und Hof, oder andere auf

irgend ein Etwas erworbene Rechte, sondern zunächst auch wohl, und mehr als alle erworbenen, die angebornen Rechte auf Etwas. Angeboren aber sind dem Menschen die Rechte auf die ersten Mittel zum Verkehr mit der Welt, nämlich auf die Kräfte seines Geistes, oder Körpers. Sie sind sein Ur-Eigenthum; alles Erworbene ist nachher künstliche Fortsetzung und Erweiterung des ersten, und nur so gedacht, wird Begriff und Ursprung alles erworbenen Eigenthumsrechtes erst deutlich.

Der Mißhandelte, welcher sich aus dem Machtkreis einer Person, wo er wider Willen gehalten worden, in den einer andern rettet, von der er Schutz begehrt, findet ihn also nicht nur in deren sichtbarem Eigenthum, sondern auch in deren unsichtbarem, in deren Klugheit, Gerechtigkeitsliebe, oder Körperkraft, so wie in der daraus entstandenen Achtbarkeit bei Andern. Mit der Erklärung, daß der Verfolgte Schutz empfangen solle, ist er in den Machtkreis des Schutzgebers aufgenommen.

Die Handlung des Schirmbewilligers aber ist so lange pflicht- und rechtmäßig, als durch dieselbe keine höhern Pflichten und Rechte verletzt werden. Auch der gewissenhafteste Mann wird kein Bedenken tragen, Leidende in seinen Machtkreis einzuschliessen, die er, obschon auf fremdem Grund und Boden, von Weglagerern beraubt, oder sonst,

mit Vermuthung einer Ungesetzlichkeit, mißhandelt sieht.

3.

Gesetzliche Beschränkung des Zufluchtgebens der Einzelnen im Staat.

Wer sich zum Schützer eines Unterdrückten aufwirft, kann es nur in so fern rechts- oder vernunftgemäß, als er damit die Absicht verbindet, daß durch den Schutz, welchen er gewährt, eine Darthuung der Schuld oder Unschuld des Verfolgten möglich gemacht werde. (K. 1.)

Ausser dem Staat lebend, wird der Schutzgeber selbst Richter, weil gar kein Staat, folglich kein anderer Richter, vorhanden ist. Im Staate lebend, ist nicht mehr der einzelne Bürger, sondern die gesetzlich aufgestellte Behörde, zum Entscheiden vorhanden. Hier darf also der Einzeine dem Verfolgten nur in so fern Zuflucht bei sich bewilligen, als er vermuthen muß, daß derselbe durch Privat-Willkühr und Eigenmacht, nicht durch die öffentliche Gewalt oder das Gesetz verfolgt werde. Denn jedes Asylgestatten für Gesetzlichverfolgte, innerhalb des Machtkreises der Gesetze, wird Auflehnung wider die öffentliche Ordnung. Auch dann, wenn sich der Schutzgeber

zu seiner That durch höhere Pflichten verbunden glaubt, hört er nicht auf bürgerlich-strafbar zu sein.

Freilich können allerdings Zeiten und Fälle erscheinen, da Gesetze des Staates mit Gesetzen der Vernunft in Widerspruch gerathen. Dann, wo man nicht zween Herren dienen kann, mag etwa der Augenblick sein, in welchem man „Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen.“ Auf Gefahr hin, vor dem Staat als Verbrecher zu erscheinen und die Strafe des bestehenden Gesetzes zu empfangen, mag es sittliche Pflicht werden, sich für das Ewigrechte aufzuopfern. Doch solche Zeiten und Fälle sind, zum Glück der Menschheit, selten, wo ein Staat durch seine Verfügungen selbst Verbrecher gegen Gott und Natur wird, und hinwieder der verurtheilte bürgerliche Verbrecher als Held der Tugend und Heiliger Gottes leidet.

4.

Vom Asylrecht eines Staates gegen andere Staaten.

Jeder selbstständige, also von Andern seines Gleichen unabhängige, Staat ist ein sittlich gegliedertes Ganzes für sich, gleichsam eine gedankenbildliche Person. Er kann weder höhere Zwecke,

noch höhere Pflichten tragen, als der einzelne Mensch; denn er ist aus unter sich verbundenen Menschen zusammengegliedert, die insgesammt einerlei Vernunft haben.

Wie der Bewohner einer herrenlosen Einöde keinem, als seinem Willen gehorcht, und keinem seines Gleichen, der ihm begegnen mag, rechtsverpflichtet ist, als durch freiwillige Uebereinkunft: so folgt auch ein Staat keinem fremden, sondern nur dem eigenen Willen (Gesetz) und ist keinem andern Staate rechtsverpflichtet, als durch ungezwungenen Vertrag.

In dieser urrechtlichen Gleichheit sämmtlicher Staaten gegen einander, steht demnach jedem Einzelnen derselben auch das Befugniß und die sittliche Pflicht zu, Verfolgten, die sich zu ihm retten, Schutz gegen den Verfolger angedeihen zu lassen, bis Schuld oder Unschuld erkannt ist. Denn hätte kein Staat dieses Recht, so hätte kein Staat eine sittliche Verpflichtung gegen unglückliche Fremde; keiner ein Recht, in seinem Eigenthum Herr zu sein; keiner ein Recht auf Selbstständigkeit; das heißt: die Zwecke der Staatsgesellschaften wären ohne Beziehung auf Zwecke der Menschheit, und in den Gräueln gesetzloser Verwirrungen wäre die blinde Uebergewalt allein Herrscherin.

Es bedarf wohl keines weitern Beweises für das Befugniß selbstständiger Staaten, Asyl geben

zu dürfen. Denn daß in der Wirklichkeit die übermüthige Uebermacht schon, mehr denn einmal, schwächern Staaten dies Befugniß strittig zu machen suchte oder wirklich entrissen hat, ist kein Beweis für oder wider das, was recht ist, sondern was die mit schamloser Ungerechtigkeit gepaarte Ueberlegenheit vermag.

Die Geschichte der Wirklichkeit kann überhaupt nicht beweisen, was vernünftigerweise geschehen solle (denn es hat sich fast alles Mögliche zugetragen), sondern nur berichten, was geschehen ist. Und wäre auch das Völkerrecht überall auf Erden zertreten, würde es darum nicht minder vorhanden sein, als Gott vorhanden ist, und wenn auch Alle sein Dasein läugneten. Es gehört zu den scharfbezeichnenden Merkmalen unsers Jahrhunderts, oder vielmehr einer europäischen Partei desselben, daß man gern die ewigen Rechte des menschlichen Geschlechts mit zufällig bestehenden (positiven) der Völker verwechselt, ja jene für Hirngespinnste, diese für die alleingültigen ausgibt, die Geschichte der Gewalt, Schlauheit, oder einer zufälligen Fügung zur Erkenntnißquelle des Staats- und Völkerrechts erhebt. Diese politischen Falschmünzer sind zugleich Herolde der Rechtlichkeit jedes Despotismus und der Rechtlichkeit jeder Revolution. Aber sie haben der Welt und Nachwelt Urkunde gegeben, wie schlimm es

mit der Sache stehe, die sie zu rechtfertigen hatten. Kein Wunder, daß sie die Vernunft, wie in der Religion, so in der Rechtslehre, als feindliche Ruhestörerin, verdammten, weil ihnen dieselbe widersprach, und nicht dienen mogte.

5.

Gegen welche Flüchtlinge das Asylrecht zu beschränken sei.

Das Recht der Völker, entsprungen aus dem tiefsten Bedürfniß der menschlichen Natur, beruht nicht sowohl auf bestehenden willkührlichen Verträgen der Staaten, als vielmehr auf dem Gemeingesetz aller vernünftigen Wesen. So kann mithin auch die Ausübung des Rechts, Verfolgten Freistätten zu öffnen, als ein Theil des Völkerrechts nur durch das Vernunftgesetz bestimmt und beschränkt werden. Diese allgemeine und unwandelbare Gesetzgebung unseres Geschlechts erstreckt ihr Verbot des Unsittlichen oder Ungerechten durch alle Zonen und Weltalter. Was vor ihr Gräuelthat ist, das ist daher nicht blos Verbrechen gegen Vorschrift dieses oder jenes Landes, sondern gegen das Gesetz aller Länder; ist Verbrechen an der Natur selbst, an der gesammten Menschheit. Kein Missethäter solcher Art kann in irgend einer Gesellschaft vernünftiger Wesen, wider deren

Grundgesetz er Frevler ist, Vertheidigung finden, ohne sie in Widerspruch mit sich selber zu stürzen. Und dies ist die sittliche Beschränkung des Asylrechtes.

Wenn aber gleich kein Volk den nicht vertheidigen soll, der als Verbrecher der beleidigten Menschheit angeklagt steht, nicht den Vater-, Bruder-, Muttermörder, den Straßenräuber, Giftmischer u. s. w. in Schutz nehmen darf wider die verfolgende Strafe: ist es darum doch berechtigt, ihm Zuflucht zu gönnen, so lange seine Schuld unerwiesen ist. Denn es ist auch Möglichkeit, daß die Anklage irrig, der Beschuldigte unschuldig sein könnte. Aber, im Abscheu vor einer unzweifelhaften Schandthat, die kein vernunftbegabtes Wesen wollen soll, ist bleibende Zuflucht zu versagen, weil diese ein Schutz des Verbrechens sein würde. Der Sünder gehe und trage den Fluch Kains durch die Welt.

Eigentlich rechtsverpflichtet ist kein Staat, einen Verbrecher an seinen Verfolger auszuliefern, so lange darüber nicht besondere Verträge zwischen beiden bestehen. Denn das moralische Gesetz, welches doch hier allein nur gebieten kann, verpflichtet nicht, den, welchem man Zuflucht versagt, in die Gewalt dessen, der ihn strafen will, zu übergehen. Sowohl der Gerechtigkeitssinn des Strafers, als der Grad von der in-

nern Schuld des Sträflings, sind dem Asylgeber gleich unbekannt. Das Sittengesetz der Menschheit richtet nicht nach der äussern That (wie der bürgerliche Richter), sondern nach der Absicht des Willens, und der Freiheit desselben. Es steht daher einem Volke frei, den fremden Missethäter seinem Verfolger zu überantworten, oder ihn zu verstoßen. Aus diesem Grunde werden zwischen Grenzstaaten auch sogar besondere Auslieferungsverträge, oder Cartelle, über Ausreisser vom Heere geschlossen, obgleich doch auch diese sich des Eidbruchs, der Untreue und der Eigenthumsverletzung an ihrem Herrn schuldig gemacht haben.

Wo keine Rechtsverpflichtung durch besondern Vertrag besteht, wird sich das sittliche Zartgefühl des Asylgebers oft gegen Auslieferung dessen sträuben, der zu ihm floh. Als Herzog Johann von Schwaben, der Mörder seines Oheims, in den Gebirgen am See der Waldstätte die erste Zuflucht gewählt, fand er zwar kein Bleibens, aber auch keinen Auslieferer. Das ist dem natürlichen Rechtsgefühl der Hirten der Alpen nie Vorwurf geworden.

6.
Daß bürgerliche und sittliche Verbrechen nicht zu verwechseln sind.

Wer sich eines reinmenschlichen Verbrechens schuldig gemacht hat, ist also in den Augen aller Menschen ein Verbrecher, denn in allen Staaten verdammt ihn ein und dasselbe Gesetz der Menschheit. Wer hingegen nur gegen die in irgend einem einzelnen Lande üblichen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen oder Gesetze dortiger bürgerlicher Ordnung gefrevelt hat, ist reinbürgerlicher Verbrecher daselbst; aber er ist es nicht im Verhältniß zu Sitten und Gesetzen aller übrigen Länder des Erdballs, weil sie nicht alle dieselben gesellschaftlichen Einrichtungen besitzen. Jedes Volk richtet nach seinen eigenen, nicht nach fremden Anordnungen; es kann daher Niemanden verdammen, der nicht wider einheimische Gesetze, sondern nur gegen fremde sündigte. Die Bestrafbarkeit eines bloß bürgerlichen Verbrechens geht also nicht weiter, als bis zum Grenzstein des Landes, in dem es begangen ist. Das ist der Unterschied des reinsittlichen und reinbürgerlichen oder staatsthümlichen Verbrechens.

Zwar kann allerdings das bürgerliche Verbrechen auch zugleich ein moralisches sein. Aber der Asylgeber hat keineswegs jenes zu beachten, weil

er das gegen fremde Gesetzgebung Gesündigte nicht seinem bürgerlichen Gesetz unterwerfen darf. Er hat nur das sittliche Verbrechen zu würdigen, weil er nur das Tugendgesetz der Menschheit mit allen andern Völkern gemein hat. Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit von der Größe der sittlichen Schuld eines Flüchtlings kann ihn bestimmen, den Verfolgten aus seinem Gebiet zu verweisen; Zweifelhaftigkeit der sittlichen Schuld ihn bestimmen, demselben längere Zuflucht zu gestatten; Wahrscheinlichkeit oder Klarheit der Unschuld aber sogar ihm zur sittlichen Verpflichtung werden, den verfolgten bürgerlichen Verbrecher zu schützen.

Es ist schnöde Herrendienerei derer, welche, um dem nach ihren Landesgesetzen Strafbarerklärten jeden Zufluchtsort zu sperren, behaupten, daß jede Auflehnung gegen bestehende Ordnungen und Gesetze zugleich immer ein sittliches Verbrechen in sich begreife. Aber Verletzung irgendwo bestehender Ordnungen kann auch in Fehler der Urtheilskraft, kann auch in wohlgemeinter Absicht, kann sogar in Aeusserung der reinsten Tugend geschehen sein. Darauf hat freilich der bürgerliche Richter eines Landes weniger, als auf die That selbst, zu blicken. Ja, der bürgerliche oder Staatsverbrecher kann in den Augen der Menschheit ehrwürdig erscheinen, hingegen das von ihm verletzte Staats-

gesetz als sittliches Verbrechen, als Empörung wider die Ordnungen der Natur und wider das Urrecht aller mit Vernunft begabten Wesen.

Sollte jene Lehre knechtisch-feiler Begriffsverfälscher Wahrheit sein: so würde überall gar kein Zufluchtsort mit Recht und Pflicht der Völker bestehen können; so würde die Freiheit der Einzelnen ganz billig der Rache und Bosheit ihrer Machthaber preisgegeben, und das allgemeine Gesetz der Vernunft und Tugend vollkommen dem verschiedenartigen bürgerlichen Gesetz einzelner Länder untergeordnet sein müssen.

7.

Warum wegen Meinung Verfolgte Asyl verdienen.

Nirgends aber ist für den Unbefangenen die sittliche Schuld oder Unschuld bei einer That schwerer zu bestimmen, als in solcher Art Verbrechen, welche entweder Wirkungen religiöser oder politischer, oder wissenschaftlicher Ueberzeugungen sind, oder als Wirkungen derselben angesehen werden müssen. Denn die Ueberzeugung hängt nicht vom Menschen ab, sondern der Mensch von seiner Ueberzeugung. Jedermann weiß es, daß unsere Vorstellungen, unsere Ansichten und Meinungen

durch die verschiedenen Grade der Geistesanlagen und deren Bildung, durch Erziehung, Gewohnheit, selbst Himmelsstrich, Lebensalter und Temperament bestimmt werden. Daher sieht man auch allenthalben Niemandem williger das Asyl aufgeschlossen, als dem, welcher um Handlungen Verfolgung duldet, die er in seiner Ansicht als rechtlich und pflichtmäßig erachtet hat.

Ueberzeugungen, wissenschaftliche, kirchliche oder politische, können vernünftigerweise, als Geistessache, kein bürgerliches Verbrechen sein, weil das Fürwahrhalten einer Sache nicht vom Willen des Menschen abhängt, sondern vielmehr, wie schon gesagt, erst des Menschen Wille durch die Gründe seines Fürwahrhaltens Richtung empfängt. Strafgesetze gegen Meinungen und Ueberzeugungen sind also die gröbsten aller gesetzgeberischen Verstandesverirrungen, welche wider die menschliche Natur freveln; sind unsittlich und ungerecht, weil sie entweder das Unmögliche, oder das Unsittliche, nämlich Heuchelei, zur Pflicht machen wollen.

Wie einfach und unwidersprechlich auch diese Wahrheit sein mag, und wie sehr ein Jeglicher, ja der brutale Gesetzgeber selbst fühlen muß, welcher wider fremde Meinungen donnert, daß die Ueberzeugungen, welche er besitzt, unabhängig von seiner eigenen Willkühr stehen: ist doch unter

den Menschen nichts gemeiner, als diese Unduldsamkeit. Sie entspringt aus der Selbsttäuschung des unvermögenden Verstandes, dem nicht begreiflich ist, wie seine Ansicht nicht die Ansicht der gesammten Menschheit sein könne. Alle wissenschaftliche, alle religiöse und politische Verfolgungswuth stammt aus dieser Verstandesbeschränktheit, wie in den ältesten Zeiten, so noch in den unsrigen. Kein Märtirer seiner Ueberzeugungen, sondern der Verfolger ist Verbrecher gegen die Gesetze der Weltordnung.

Mit Verwandlung der Meinungen verändern Urtheile und Gesetze ihre Richtung. Papst Urban VIII und sein Priesterrath, vor welchem der mißhandelte Greis Galilei (im J. 1633) Wahrheiten, die heut jeder erkennt, auf den Knien abschwören mußte, wird von der Stimme unsers Zeitalters zur gerechten Schmach verdammt. Ein künftiges Jahrhundert wird über die thörigten Meinungsverfolger unsers Zeitalters den Stab brechen.

Die Gesittungs- und Erkenntnißstufen der Völker des Erdbodens sind ungleich, eben so auch die wissenschaftlichen, religiösen und politischen Ansichten und Ueberzeugungen. Was Stambul verehrt, verflucht Rom; was Rom preiset, verspottet London; was Europa vergöttert, ver-

lacht Amerika. Es gibt keine Ueberzeugung, welche nicht, wie ihre Feinde, auch ihre Anhänger zählte. Und wer kann einem Menschen oder einem Volke das Recht streitig machen, sich desjenigen hilfreich anzunehmen, welcher für das leidet, was es selbst als Wahrheit erkennt? Jeder Mensch, jedes Volk steht sich in dem verfolgten Meinungsgenossen selbst verfolgt.

Gleichförmigkeit der Denkart ist nur ein erhöhter Reiz, kein eigentlicher Grund für das Recht, Märtirern Zuflucht zu geben. Der wahrhafte und einzige bleibt der, welcher in der Unabhängigkeit eines Volks von andern, und in der allgemeinen sittlichen Verpflichtung zum Erbarmen gegen Verfolgte beruht, deren moralische Schuld oder Unschuld allein, und nicht deren bürgerliche, auf dem fremden Boden zu beachten ist. Weil aber das Fürwahrhalten einer Sache nicht in menschlicher Willkühr liegt, und weil folglich auch keine sittliche Zurechnung eines daraus erwachsenden bürgerlichen Vergehens vernunftgemäß sein kann: ist das Recht, Meinungsverfolgten Zuflucht und Schirm zu widmen, unanstreitbar.

Denn wäre dies nicht: so müßte erwiesen werden können, daß Ueberzeugungen keineswegs Folgen vorangegangener Erkenntnißgründe, son-

dern Spiele der Freiwilligkeit seien; daß die Gesetze der menschlichen Natur, als Nebensachen, unter den Gesetzen des Staates oder der Kirche stehen müssen; daß jedes einzelne Volk vollkommen berechtigt sei, allen einzelnen Völkern seine Grundsätze, seine Landes- und Kirchenverfassungen vorzuschreiben; daß Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes auch ohne ändernde und bessere Ueberzeugungen möglich, und deswegen unmoralisch oder unnütz seien.

8.

Von kirchlichen und staatsthümlichen Verbrechern.

Meinung, Glauben und Ueberzeugung sind in jedem Volke darum frei, weil ihr Ursprung naturnothwendig, unfrei, das heißt, ausser der Macht des menschlichen Willens liegt. — Anders ist's mit Handlungen bewandt. Sie hängen mehr oder weniger vom Willen des Menschen ab, und werden zum Vergehen und Verbrechen, sobald sie absichtliche Uebertretungen der bürgerlichen oder kirchlichen oder sittlichen Ordnungen sind. Staat und Kirche haben das Recht, gegen den Missethäter die gesetzlich bestimmte Strafe an-

zuwenden. Hat derselbe in Folge seiner Ueberzeugungen gefehlt, so ruht das Verbrecherische nicht in der Art seiner Ueberzeugung, sondern in der äussern That gegen die Vorschrift des bestehenden Landesgesetzes.

Weil aber das verletzte Gesetz des Staates oder der Kirche nicht das der ganzen Welt ist: so erstreckt sich dessen Rechtsgültigkeit, wie oben bemerkt wurde, nicht weiter, als die Grenze des Gebiets, inner welcher ein Volk sich diesem Gesetz zugesagt hat. Ausserhalb derselben steht der Verbrecher unter andern Gesetzen und Ordnungen, nach denen er nicht gestraft werden kann, weil er sie nicht verletzte. Mit vollem Befugniß gewährten daher die übrigen europäischen Staaten jenen Tausenden von Unglücklichen Schutz, welche, wegen ihres protestantischen Glaubens, vom Erzbischofe Eleutherius von Firmian aus dem salzburgischen Gebiete, oder von Ludwig XIV aus Frankreich fortgequält worden waren. Diese erschienen in den Gebieten der Asyle, die sie fanden, so wenig als Verbrecher, wie nachmals es in den Augen der Schweizer die geflüchteten Fürsten, Edelleute und Priester Frankreichs waren, die sich in die Thäler der Alpen vor dem Grimm ihres Volks retteten, oder die französischen Republikaner, welche später darauf vor den heimge-

kehrten Fürsten, Edelleuten und Priestern in dieselben Thäler flüchteten *).

Es versteht sich von selbst, daß der Verbrecher in seiner eigenen Heimath auch nur, so lange das Gesetz besteht, das seine That verdammt, für einen Verbrecher gehalten werden könne. Es ist nichts Unerhörtes, daß dieselbe Person, welche gesetzlich zum Kerker geschleppt worden war, späterhin eben so gesetzlich und wegen der nämlichen That öffentliche Ehrenbezeugungen empfangen hat.

Verbrechen, aus Ueberzeugung und Absicht höherer Pflichterfüllung begangen, werden vor dem kirchlichen oder bürgerlichen Richter, der die bestehenden Ordnungen schützen soll, zwar keineswegs durch die Ueberzeugungen des Verbrechers gerechtfertigt. Aber eben so wenig werden auch Handlungen, welche durch örtliche Verhältnisse verdammt sind, damit ihres sittlichen Werthes beraubt. Die That, welche von einem

---

*) Dem Landhause des Verfassers gegenüber wohnten lange Zeit die aus Frankreich geflüchteten Prinzen von Guimené, von der Staatsumwälzung vertrieben; dann nachher einige der sogenannten „Königsmörder“, Mitglieder des Nationalkonventes, im daneben gelegenen Hause, seit der Thronherstellung vertrieben.

Landesgesetz mit der Todesstrafe belegt ist, kann die heldenmüthigste Tugendäusserung und zugleich ein kirchliches oder bürgerliches Verbrechen sein; an einem Orte den Galgen, am andern Bürgerkronen gewinnen. Dieselbe Gesinnung und aus ihr entsprungene Thätigkeit, welche den Marquis de la Lafayette in die Kerker von Olmütz und Magdeburg, dann in Haß, Argwohn und Ungnade der Machthaber seines Vaterlandes geführt hatte, schuf ihm auf amerikanischer Erde Huldigungen und Triumphe, wie sich nie ein Monarch hat rühmen können, aus freiem Entschluß der Nation davongetragen zu haben.

Thätige Theilnahme an kirchlichen oder bürgerlichen Unruhen, Empörungen und Umwälzungen ist in dem Lande, wo sie stattfinden, allerdings strafbar. Aber es liegt im Gefühl der Nationen, selbst solcher, bei denen der Begriff vom Unterschiede bürgerlicher und moralischer Vergehen noch nicht zur Klarheit entwickelt ist, daß derjenige keineswegs in die Reihe gemeiner, sittlicher Missethäter zu stellen sei, welcher den Versuch gewagt, in seiner Heimath öffentliche Uebel abzustellen. Daher kann er auch von denen mitleidsvoll empfangen werden, die, nach ihrer Ansicht, seine That sogar nicht billigen mögten; und die Achtung, welche noch dem Starkmuth gebührt, der für Ueber-

zeugung seines Innern alles äussere Glück opfert, fehlt dem Märtirer seines Glaubens selten.

Dies Gefühl, in welchem Völker zu handeln pflegen, hat zu seiner Grundlage offenbar das Bewußtsein: ein Fremder, der gegen bürgerliche oder kirchliche Ordnungen der Fremde gefehlt hat, ist darum kein Verbrecher an den Ordnungen des Landes, wo er Zuflucht nimmt. Dort war er strafbar; hier steht er als Mensch, der nur nach seinem innern sittlichen Werth beurtheilt, und nicht wegen des, das er gegen Gesetze des Auslandes verbrach, nach inländischen gerichtet werden kann.

Die größte Quelle der Staatsverbrechen sind immer die Staatsgebrechen. Man weiß es. Verzweifelung an Abhilfe unertragbarer Noth reizt endlich Nothwehr. Und rechtloses Gewaltthum eines Herrschenden ist so wenig zu rechtfertigen, als Gewaltthum eines Volkes gegen den Herrscher; denn beides ist Tod jedes Rechts, Untergang des Sittlichen, im blinden Walten der Naturkräfte und ihrer Gesetze. Griechenlands Aufruhr gegen asiatisches Sultanenthum war die Empörung alles Menschlichen wider eine Bestialität in gesetzlicher Form, die zuletzt weder Eigenthum, noch Persönlichkeit, nicht Recht, nicht Meinung, noch Glauben achtete. Es gibt aber ein Gesetz,

welches in den Augen der Menschheit endlich höher steht, als jedes kirchliche und staatsthümliche: es ist das göttliche der Natur, das unvergängliche der Vernunft.

9.

Fortsetzung des Vorigen.

Wenn nun selbstständigen Völkern keineswegs das Befugniß abgeläugnet werden kann, dem bei sich Zuflucht zu gestatten, der, im Glauben an Gerechtigkeit seiner Sache, die Gesetze seiner Heimath brach: so muß solches Befugniß dann noch unanfechtbarer dastehen, wenn Jemand darum verfolgt wird, weil er den heimathlichen Ordnungen und Gesetzen gemäß gethan hat.

Dieser Fall scheint freilich im gesellschaftlichen Verein vernünftiger Wesen ganz ungedenkbar zu sein. Aber die Geschichte, selbst der europäischen Staaten, lehrt in nur zu zahlreichen Beispielen, zu welchem Wahnsinn politischer und kirchlicher Parteigeist führt.

Der Staatsmann, Beamte und Krieger, welcher nach Untergang einer alten Ordnung neubestehenden Ordnungen und Gesetzen seines Vaterlandes gehorcht, erfüllt der nicht die Pflicht des Bürgers? Klugheit kann zwar gebieten,

Diener oder Anhänger des frühern Zustandes der Dinge von Aemtern zu entfernen; nie aber kann Gerechtigkeit gebieten, sie, wegen ihres Gehorsams in der alten Zeit, verantwortlich oder strafbar zu erklären. Jedes rückwirkende Gesetz ist Rechtszertrümmerung. Wenn eine spätere Staatsumwälzung dann wieder endlich auch die jüngere Verfassung vernichtet und abermal eine neue aufrichtet, dürfen die Gesetze derselben, aus gleichem Grunde, auch nicht diejenigen Bürger strafen, welche den abermals untergegangenen Ordnungen Folge geleistet und im Geiste derselben gehandelt hatten.

Europa sah das Gegentheil von Allem in mehrern Ländern. Nachdem in Spanien die Cortes mit furchtbarer Beharrlichkeit der Macht Napoleons und Josephs widerstanden, und den Thron ihrer Halbinsel für Ferdinand VII bewahrt hatten, obwohl dieser alle Ansprüche aufgegeben: wurden die Diener der Josephinischen Verfassung von den siegreichen Cortes verfolgt. Als Ferdinand dann den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, wurden die Cortes und die Diener und Anhänger der bisherigen Verfassung mit Kerkern und Hinrichtungen verfolgt. Ihr Verbrechen war, Gesetzen nicht gehorcht zu haben, die noch nicht gegeben waren, sondern Gesetzen, die in Kraft bestanden hatten.

Diese Unglücklichen sind wahrhaft unschuldig

Verfolgte in ihrem Lande; sie sind es nicht minder im fremden Gebiet. Aus nämlichen Ursachen sind auch diejenigen unschuldig, welche, treu den Gesetzen ihres Staates, einst in Folge derselben feindlich gegen dasjenige Volk handelten, bei dem sie nachher durch Schicksale genöthigt werden, Zufluchtsstätten zu suchen. Denn nicht sie, aus sich, als Privatpersonen, sondern der Staat durch sie, verübte Feindschaft gegen den fremden Staat. Sie selbst waren durch Gesetz und Interesse ihres Vaterlandes gebunden, und vollzogen eine Pflicht, wie sie jeder Staat von seinen Bürgern fordern muß. Wie könnte aber ein Staat die Pflichttreue, welche er an seinen eigenen Bürgern belohnt, vernunftgemäß an Bürgern anderer Reichs tadeln, selbst wenn sie ihm zum Nachtheil gereicht hätte?

Einem unglücklichen Feinde Asyl zu geben, steht im Befugniß des Volks, von dem es begehrt wird. Es kann die Freistätte auch verweigern; aber die sittliche Welt würde in der Verweigerung laut und mit Recht über Mangel der Großmuth und rohe Verletzung der Menschlichkeit klagen.

Ein bezwungener und entwaffneter Feind ist nicht mehr unser Feind, denn er ist in unserer Gewalt. Gegen ihn hört die Nothwehr auf (und das ist jeder Krieg); der Zustand des allgemeinen

Rechts tritt für ihn wieder ein, ohne daß eben damit die nöthige Vorsicht aufhören sollte, für unsere eigene Sicherheit den, der noch nur gezwungenerweise unschädlich ist, gefahrlos zu machen. Dadurch wird das Betragen des Siegers gegen Kriegsgefangene bestimmt.

Der Ueberläufer vom feindlichen Heere hingegen steht nicht im Verhältniß des Kriegsgefangenen. Er handelt freiwillig, und begehrt nicht Gefangenschaft, sondern Zuflucht. Sie ist ihm zu gewähren oder zu verweigern, wie es die Klugheit gebieten mag; ihn aber der Freiheit berauben, die er bei uns suchte, ist Betrug des Zutrauens und Unrecht. Ihn zu mißhandeln, ist Verbrechen gegen die Menschheit und deren Gesetz.

10.

Welches Recht der Asylgeber über den empfängt, welchem er Schutz gibt.

So wie der Flüchtling, wenn er bei einem Volke seine Freistätte gefunden, die Pflicht übernimmt, gleich allen Bürgern des Landes den Gesetzen desselben Gehorsam zu leisten: erwirkt hinwieder auch der Staat kein anderes Recht über ihn, als er über alle Bewohner des Gebietes und über die Fremden übt, welche seine Gastfreund-

schaft geniessen. Zwar der beschirmte Flüchtling ist sittlicherweise zu höherer Dankbarkeit verpflichtet, aber der Staat seinerseits ist nicht eben so verpflichtet, diese Dankbarkeit zu verlangen, oder berechtigt, sie zu erzwingen. Er hat kein Recht an das Unmögliche; und eine Tugend (wie z. B. Erkenntlichkeit) aus Zwang ist keine Tugend, sondern an sich unmöglich.

Der Staat, welcher einen Preis für die Wohlthat des Asyls begehrt, das er dem Bedrängten ertheilt, gleicht dem Geizigen, der für das Almosen, welches er dem Bettler zugeworfen hat, hintennach doppelte Bezahlung fordert.

Inzwischen sind Fälle dieser Art leider, weder in der alten noch neuen Geschichte, Seltenheiten. Themistokles, durch das Scherbengericht seiner Mitbürger verbannt, hatte nach langem Umherirren beim König von Persien Zuflucht gefunden. Dieser überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen; aber später verlangte er dafür den Preis. Themistokles sollte die persischen Waffen zur Unterjochung Griechenlands führen. Der tugendhafte Athenienser wollte dem Wohlthäter nicht mißfallen, aber auch seine Dankbarkeit nicht zur Entweihung heiligerer Pflichten mißbrauchen lassen. Er wählte lieber freiwilligen Tod.

Eigennutz aber hat von jeher in Bewilligung

der Asyle weit öfter, als das Sittlichkeitsgefühl, das Wort geführt. Die Volsker boten dem Koriolan, die verbündeten Feinde Frankreichs dem Dumourier, Zuflucht, doch beide erwarteten von den zu ihnen übergegangenen Feldherren nützliche Dienste. Lafayette hinwieder fand, statt der Zuflucht, um die er bat, Mißhandlung. Kosziusko, obwohl nur Kriegsgefangener einer nordischen Kaiserin, konnte sich keines bessern Looses erfreuen. Beide größer, als jener Koriolan, jener Dumourier, beide die Zierden ihres Jahrhunderts, empfangen von der Verehrung, welche die edlere Zeitgenossenschaft und die Nachwelt ihren Tugenden weiht, Entschädigung für das in ihnen verwundete Völkerrecht.

Wer sich in den Machtkreis der Stärkern hilfeflehend rettet, hofft immer die theuersten seiner Güter, Ehre und Leben, im Schutz der Großmuth geborgen zu wissen. Hätte er beide verachtet, würde er sie selbst dem Feinde überlassen haben. Mancher Flüchtling hätte klüger gethan, sich dem stolzen Gegner, als dem feigen Freunde hinzugeben. Der mazedonische Alexander hatte Thränen für den überwundenen Darius.

Wenn schon der, dessen Schutz angerufen worden, denselben aus höhern Rücksichten zu gewähren ausser Stand und daher befugt ist, die

Bitte abzulehnen; oder wenn er sogar, nachdem er Zuflucht gegeben, unvermögend wird dieselbe zu verlängern, und er den Flüchtling hinwegzuweisen befugt genug ist: hat er doch nie Recht empfangen, den in die Hand des Verfolgers zu überantworten, den er nicht ferner schützen kann oder will. Dies Recht gab ihm nicht der Bedrängte, welchen er aufnahm, um ihn gegen Nachstellung zu decken. Noch minder gab es ihm das Vernunftgesetz, Verfolger dessen zu werden, der nie sein Feind war; Verräther dessen zu werden, der seine Zuversicht auf ihn gesetzt hatte. Seine That ist frevelvoller, als die des Feindes, der des Verfolgten Auslieferung zur Sättigung des Hasses begehrt, oder eigener Sicherheit willen, oder um den bestehenden Gesetzen der Heimath Ehrfurcht zu schaffen.

So lange das menschliche Geschlecht ein Gefühl der Hochachtung für eigene Würde in sich trägt, wird es den Namen des Pharnabazes, jenes persischen Satrapen, mit Abscheu bezeichnen, der dem Alzibiades Asyl bot, und ihn nachher, aus Gefälligkeit oder Furcht, mit feiner Grausamkeit tödten ließ; oder den Namen jenes bithynischen Königs Prusias, dessen Gedächtniß, wie das eines Herostrat, nur durch eine Schändlichkeit für die Nachwelt aufbehalten wird, weil er

den Hannibal, seinen Schützling und Gastfreund, an die Römer auszuliefern bereit war. Nicht dafür hatte der große Karthager Zuflucht empfangen wollen. Hätte er den unversöhnbaren Feinden den Triumph gönnen mögen, ihr Gefangener zu sein, würde er sich selber ihnen übergeben haben. Er verschmähte das Leben, nahm Gift und rettete Freiheit und Ehre, über die kein Anderer zu verfügen hatte.

11.

Unter welchen Umständen den Verfolgten das Asylrecht verloren gehe.

Es gibt nur eine einzige Bedingung, unter welcher überhaupt, Zuflucht zu verweigern, sittlich erlaubt ist, nämlich: wenn der Verfolgte als sittlicher Verbrecher erkannt ist, der durch seine That die Würde der menschlichen Natur entweiht hat. Denn, wie oben gezeigt ist, überall, wo er einem Menschen begegnet, da begegnet ihm dasselbe Gesetz, das ihn in der verlassenen Heimath verdammt hat. — Allen andern Verfolgten öffnen Völkerrecht und Menschlichkeit den Freiort.

Inzwischen sind vorzüglich drei Fälle gedenkbar, in welchem dem die Zuflucht mit Recht entzogen werden kann, der sie empfing.

Der erste dieser Fälle ist das Unvermögen des Asylgebers, den Verfolgten gegen eine Uebermacht zu schirmen, welche bereit steht, Eigenthums- und Völkerrecht mit Füßen zu treten. In diese Verlegenheit gerathen oft kleinere Staaten gegen den rechtsverhöhnenden Uebermuth der stärkern. Es darf jenen nicht zugemuthet werden, Glück und Leben aller ihrer Bürger für den Schutz eines Einzelnen, oder für eines einzigen Rechtes Rettung alle Rechte des Staates zu opfern oder ins Spiel zu wagen. Pflicht eigener Erhaltung geht der Güte gegen den Fremdling vor.

Aber diese Pflicht, welche die Aufkündung eines Asyls nothwendig machen kann, schließt nicht die Berechtigung in sich, aus Feigheit grausam zu sein, ein Vertrauen mit Verrath zu täuschen, Henkersknecht des Starken gegen den Schwachen zu werden, der gegen uns nichts verbrach, das heißt, den Verfolgten an die Rache des Verfolgers auszuliefern. Es gibt kein Recht zur Immoralität. Die Tugend ist etwas Höheres, als das Leben; auch ein Staat muß für das Heiligthum seiner sittlichen Ehre sterben können. Der glorreiche Tod für dieses ist Triumph alles Göttlichen in der Menschheit über die Gewalt der Bestialität; ist ein ewiges Losungswort an die folgenden Jahrtausende gegeben.

Billig aber wird mit dem Worte Bestialität der völkerrechtsmörderische Gebrauch der Uebergewalt bezeichnet. Denn das, wovor dem vernunftbegabten und religiösen Geiste graut, das ist eben die Natur des reissenden Thieres, nichts zu ehren, nichts zu fürchten, wenn es darauf ankömmt, Hunger zu stillen, oder Rache, oder stolzen Uebermuth, oder anderes Gelüst. Die Bestie ist ohne Rechtsbegriff, ohne Rechtsgefühl. Der Mensch, wenn er dem wilden Thiere darin ähnlich wird, hat nur einen Vorzug oder Nachtheil, daß er nämlich mehr Verstand besitzt, seine Schande mit Vorwänden zu ummänteln. Denen, welchen das Bewußtsein der Uebergewalt jede Gottes- und Menschenfurcht entfremdet hat, also daß sie keines Rechtes mehr an ihres Gleichen achten, gilt eben das Völkerrecht von allen als das verächtlichste oder gehässigste, weil gerade dieses dem Tugendgesetz und Sittlichkeitsgefühl am verwandtesten steht, durch welches es auch allein nur in der Welt seine Gültigkeit sichern kann.

Ein anderer Fall, durch welchen die Wohlthat der Zuflucht rechtlich aufgehoben wird, ist der Ungehorsam oder die Unehrerbietigkeit des Beschützten gegen die Gesetze des Landes, die ihn schützen. Ihm ward mit dem Asyl kein höheres Recht ertheilt, als der Bürger des Staates selber

genießt. Vielmehr ward durch den Genuß der Wohlthat seine Verpflichtung gegen den Staat sittlich größer, als die des eingebornen Bürgers. Er muß auch selbst dem Schein ausweichen, seinem Wohlthäter gefährlich werden zu wollen. Als Karl XII im Asyl zu Bender den gegründeten oder ungegründeten Verdacht nicht abwehren konnte oder wollte, daß er den deutschen Kaiser und Polen gegen die osmanische Pforte reize, hatte diese, seiner Umtriebe müde, volles Recht, ihm die Zuflucht aufzukünden. Niemand wird es am Sultan Achmet III übel deuten, daß er Gewalt gegen einen trotzigen Gast anwenden ließ, der ihm Gehorsam zu verweigern wagte.

Ein dritter Fall endlich, durch den der Genuß des Zufluchtsrechtes verwirkt wird, tritt ein, wenn der Beschützte die empfangene Sicherheit benutzt, um in derselben eigenmächtiger und ungebundener denen zu schaden, vor denen er geflohen war. Der Flüchtling entweiht damit selber Bestimmung und Heiligkeit der Freistätte, die er in einen Versteck und Hinterhalt seiner feindlichen Angriffe umkehrt. Dazu ward ihm kein Befugniß, sondern nur Schutz seines Lebens und seiner Freiheit, nicht seiner Rachsucht gewährt. Kein einzelner Staatsbürger darf, von sich aus, Feindseligkeit und Fehde gegen einen andern Staat treiben, mit dem das

Volk, dessen Glied er ist, im Frieden lebt; noch weniger darf es der geduldete Fremdling auf fremdem Boden; und am allerwenigsten der Flüchtling. Indem dieser, wider Willen seines Beschirmers, dessen Stärke zum Mittel eigener Zwecke mißbraucht, und den äussern Frieden eines Landes gefährdet, das ihn mitleidsvoll zum Genossen dieses Friedens machte, zerstört er sein Asyl und jeden billigen Anspruch darauf.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's ausgewählte historische Schriften in sechzehn Theilen

Bd.: 5

1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 141(4/5#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420376-7